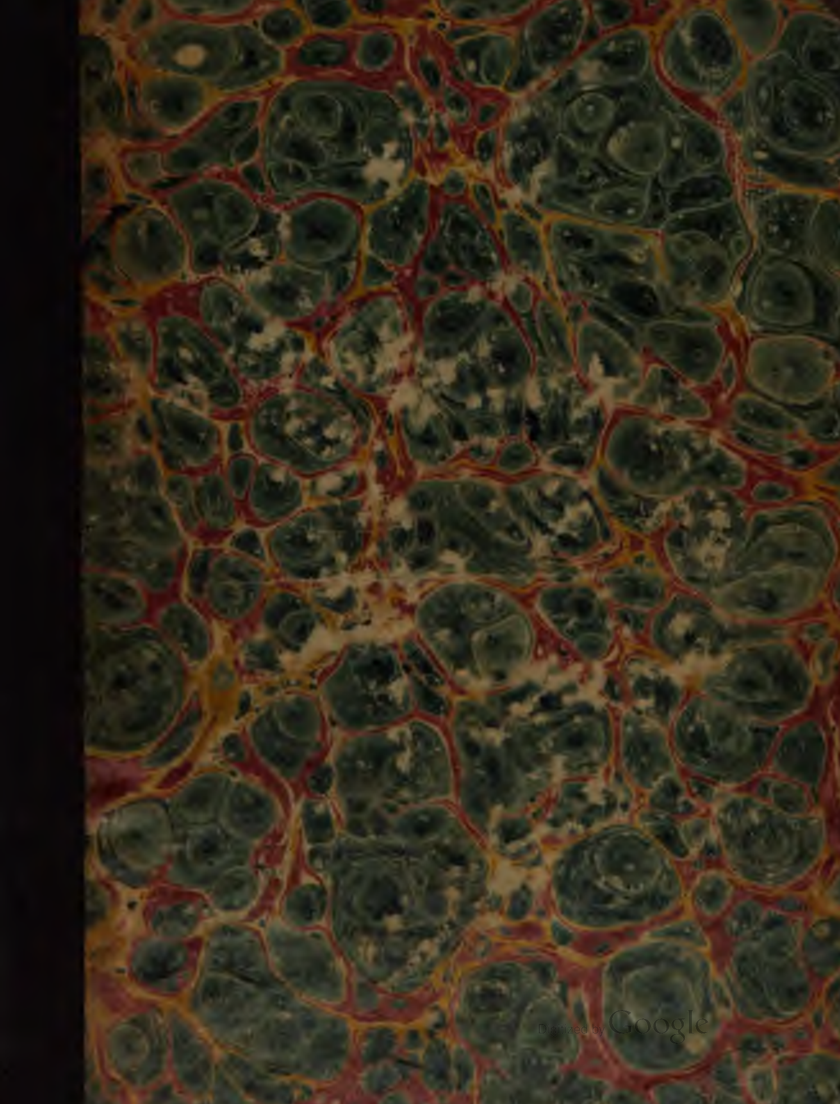



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Sechzehnter Band.

Wien, 1846.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Ahasver,

der ewige Jude.

Eine Wanderung durch Jahrhunderte.

Historischer Roman

von

Ch. Kuffner.

Erster Theil.

Wien, 1846.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Sechzehnter Band.

Wien, 1846.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Ahasver,

der ewige Jude.

Eine Wanderung durch Jahrhunderte.

Historischer Roman

von

Ch. Kuffner.

Erster Theil.

Wien, 1846.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Dem

hohen Kirchenfürsten,

dem

edlen Sängerfürsten,

Sr. Excellenz dem Herrn

Ex = Patriarchen von Venedig,

Erzbischof von Erlau,

Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör,

widmet diese Dichtung

als Zeichen innigster Verehrung

der Verfasser.

Dem

hohen Kirchenfürsten,

dem

edlen Sängerfürsten,

Sr. Excellenz dem Herrn

Ex-Patriarchen von Venedig,

Erzbischof von Erlau,

Ladislaus Pyrker von Felső-Eör,

widmet diese Dichtung

als Zeichen innigster Verehrung

der Verfasser.

Ahasver,

der ewige Jude.

Eine Wanderung durch Jahrhunderte.

Historischer Roman.

Erster Theil.

Dem Leser.

Die schauerliche Sage von Ahasver, dem ewigen Juden, aus grauer Vorzeit durch Jahrhunderte zu uns herüber schallend, war von jeher ein Gegenstand, welcher die allgemeine Theilnahme in hohem Grade erregte und erregen mußte, weil er die höchsten Interessen der Menschheit berührte: „Herz und Geist im Conflict mit der eigenen Schuld!“

Der Darstellung dieses inhaltschweren Stoffes liegt die Beantwortung und Lösung jener großen Frage ob, die so alt ist wie die Welt, — jenes großartigen Kampfes der Liebe und des Hasses, des Guten mit dem Bösen, des Lichtes mit der Finsterniß, im äußern Leben wie in der Brust des Menschen, das unerschöpfliche Thema der Weltgeschichte, jener Sonnenstrahl, der im Prisma von Zeiten und Völkern sich in seine Farben bricht.

Ein solcher Stoff mußte zu dichterischer Behandlung nicht nur einladend, sondern auch geeignet sein. Geist, Gemüth und Phantasie werden von ihm in Anspruch genommen. Welcher Mensch fühlte sich durch Ahasver's Schicksale nicht bewogen, an seine eigene Brust zu schlagen? Rastlose Wanderer hienieden sind wir ja Alle und empfinden um so tiefer den Schmerz des — durch eigene oder fremde Schuld — erlittenen Verlustes der Herzensreinheit und des Seelenfriedens.

Daher die vielen Versuche der Gestaltung dieser Sage in den verschiedenen Formen der Dichtkunst!

Eine besondere Anziehungskraft übte dieser Stoff auf die Dichter der neuesten Zeit aus. Unter ihnen erregte der ewige Jude des genialen Eugen Sue, ein grauenhaftes, mitunter trostloses Nachtstück von Lastern und Verbrechen unserer Zeit, allgemeines Aufsehen. Dieses Werk bildet einen Verein glänzender Schönheiten mit blendenden Fehlern. Es ist ein ausgezeichneter Roman der Gegenwart; es ist Alles, was man will, — nur kein ewiger Jude!

Dieser ist ein so großartiges, grau'nhaftes, geheimnißvolles Wesen, daß er auf entsprechende Weise nur in entferntem Raum, nur im Nebelgrau der Vorzeit, wirksam und würdig erscheinen kann, in die Nähe der Jetzt-

zeit gestellt, aber in seiner Wesenheit verlieren oder gar aufhören muß, das zu sein, was er sein soll. Ein Salon-Ahasver wäre ein Unding. Sue benützte ihn wohl größtentheils zu einem pikanten Titelblatt; im Buche selbst spielt er, als angeblicher Held der Geschichte, keine bedeutende Rolle. Der Dichter beschäftiget uns eigentlich nur mit den Nachkommen des ewigen Juden.

Ich habe die Sage vom Ahasver auf historischen Boden gestellt. Er wandert durch eine Reihe der größten und wichtigsten Ergebnisse von Zeiten und Völkern; seine Schicksale greifen in die Schicksale der Menschheit ein, und die Fortschritte von wilder Gährung zu heiliger Läuterung erscheinen klar auf dem Gebiet der Weltgeschichte.

Die über den herzlosen Ahasver ausgesprochenen Worte lauten: „Du sollst wandern, bis ich wieder komme!" Es gibt also, im strengsten Sinne genommen, keinen ewigen Juden, denn seine Wanderung endet mit der Wiederkehr jenes großen Ich.

Es war daher meine Aufgabe und mein Bestreben, die große Hauptidee durch eine Reihe interessanter Begebenheiten, Situationen und Charaktere durchzuführen, das Furchtbare zerstörender Lebensstürme durch Scenen idylli-

schen Still-Lebens zu mildern, selbst in den Partien vor-
herrschender Glut den höhern Standpunkt des Künstlers im
Auge zu behalten, und die tragischen Dissonanzen des irdi-
schen Daseins in die Harmonie des großen Weltalls auf-
zulösen.

Kuffner.

Prolog.

Hell glüht der Herbst im reichsten Farbenduft;
Er schmückt, Natur, dir deine nahe Gruft!
Es drängt sich Frucht an Frucht auf jedem Baum;
Die Lebenskraft träumt ihren letzten Traum.
Die Blätter, leise rauschend, fallen,
Und graue Abendnebel wallen,
Ein stiller Geisterchor,
Auf öder Heide düsterm Moor.
Die Wolken zieh'n durch Himmelsferne,
Doch aus den Wolken blinken Sterne;
Sie blicken ernst mit bleichem Scheine,
Sie deuten mir auf Leichensteine,
Die trauernd steh'n auf morschen Herzen,
In denen heißes Leben einst geflutet,
Bis sie, gebrochen und verblutet,
Sich trennend von dem Land der Schmerzen,
Vergessend, was geduldet sie hienieden,
Aufschwebten zu dem ewigreinen Frieden.
O Herzen ihr, in eurer Himmelsferne!
Seid meiner Hoffnung, meiner Sehnsucht Sterne!
Strömt euer Licht und euern Trost herab
Auf meinen Geist und meiner Liebe Grab!
Wie blauem Aethermeer der Sturm,
Wie süßgereifter Frucht der Wurm,
Wie von dem höchsten Berg die tiefste Kluft,
Wie Perlen der gewölbten Muschelgruft,

Und mir aus seiner Glorie Strahlenmeer
Der Hingeschwund'nen himmlische Gestalten
Zulächeln, meine Schwingen zu entfalten,
Zu ihnen aufzuschweben
Ins Heimatleben.
Bis dahin fessl' auch mich das Loos
Der Menschheit an der Erde Schooß!
Ruhlose Wanderer sind wir ja Alle,
Bis uns aufnimmt die große Friedenshalle,
In der wir, Blumen gleich, neu aufersteh'n.
Dies Eine nur, o Gott! laß mich von Dir erfleh'n:
Der Geist der Dichtkunst weiche von mir nicht!
Er sei mein Tröster, meiner Seele Licht,
Sei meines Herzens gold'ne Seraphsschwinge,
Daß mir das inn're Saitenspiel erklinge,
Ein reiner Himmelston in Schmerz und Wonne,
Der Memnonssäule gleich im Strahl der Sonne!
So nehmt denn, Freunde, diese Dichtung hin,
Die eurem Geist anschaulich macht
Den Kampf des Lichtes mit der Nacht,
Den Kampf des Bösen mit dem Guten,
Des Hasses und der Liebe Gluten,
Die Dissonanzen hier auf Erden,
Die dann nur enden können, enden werden,
Wenn einst, nach dieses Lebens Zwietracht, sie
Sich lösen in des Weltalls Harmonie.
Durch Schluchten führt des Schicksals dunkle Bahn,
Doch leuchtend schwebt ein Engel uns voran.

Erste Zeitperiode.

I.

Die Nacht auf dem Golgatha.

Die Schauer der Mitternacht umdüsterten Jerusalem und den in dessen Nähe aufragenden Berg Golgatha. Aus zerrissenem Gewölke trat der Mond hervor. Sein bleiches Licht umfloß den kahlen Gipfel des Berges, in dessen luftiger, von Raubvögeln bewohnter Einsamkeit die Richtstätte der jüdischen Verbrecher trauerte. Todtenschädel und Gebeine lagen theils aufgeschlichtet und im Winde klappernd, theils einzeln ringsumher zerstreut. Todesmüde und dennoch ohne Ruhe, lebensvoll und dennoch lebenssatt, ohne Gott in seiner Brust, und doch der Strafe Gottes voll, so schritt schwer athmend Ahasver einher, stieg den Gipfel des Berges hinan, und setzte sich auf ein Felsgestein. Welche schauderhafte, gräßliche Gestalt!

Das starre Angesicht, verwildert und zerstört, schien Einem anzugehören, der in Verzweiflung starb. Aus grauenhafter Leichenblässe blitzte der Augen düstere Glut, und um die schlaffen Wangen brannte der rothe Bart, dem Feuermeere auf Sodoma's Trümmern gleich. Nun erfaßte ihn das Entsetzen vor sich selbst. Jede Muskel des Gesichtes

zuckte; jede Miene veränderte sich jeden Augenblick; die tiefen Furchen zogen jetzt drohend, jetzt verzagt, bald aufwärts, bald abwärts an der Stirne, und krampfhaft bebten alle Glieder. Wild um sich blickend, sprach er endlich mit dumpfer Stimme:

„Brausend stürzt der Bergstrom über Felsenhöhen fort und fort; endlich aber findet er ein stilles Thal, in dessen Schooß er dann friedlich ruht. Wolken, von des Sturmes Wuth gejagt, rasen durch den grenzenlosen Himmelsraum; endlich schweigt der Sturm, und sie ruhen gesellig auf des Waldgebirgs einsamen Gipfel.

„Durch das Reich der Fluten fliegt das Schiff, Tag und Nacht des Elementenkampfes Beute; endlich winkt von ferne das Ziel der Irrfahrt, und ein Hafen nimmt es schützend auf. Hoch in die Lüfte steigt der Adler empor, aber aus des Äthers Wüstenei senkt er sich endlich nieder und ruht im Felsenhorst. In Verzweiflung treibt die Blutschuld den Mörder des Bruders, des Vaters umher; zermalmt stürzt er von Fels zu Fels, und findet endlich in der Todesschlucht die Ruhe. Du selbst, Schädelstätte! Sammelplatz von Verbrechern aller Art! Du selbst gibst dem bleichen, rasselnden Gebein des Bösewichts die Ruhe, die er im Leben dem Nächsten raubte und sich selbst. Nur mir verweigert Erde, Luft und Flut und Feuer, nur mir verwehret Tag und Nacht die Ruh', und nirgend zeigt sich mir ein Ziel der Wanderung. Und muß denn ich fortleben ohne Ruh' und Rast, so soll meine Hand, ihr Todtenreste, auch eure Ruhe stören!"

Ahasver erhob sich von seinem Felsensitze, trat vor einen, von Knochen und Schädeln aufgehäuften Hügel und sprach mit bitterm Hohn:

„Kunstwerk von Gebein! Leere Schädel mit Augenhöhlen, in den sich Kröten als Augensterne brüsten! Wangenknochen ohne Wangen, einst voll Lebensglut, nun zähnefletschende Larven! Sie ruhen! Ich irre ohne Ruh' und Rast!" —

Er nahm einen Schädel in die Hand und rief ihm zu: „Du, einst verbrecherischer Gedanken voll, jetzt ein leeres Haus von Stein, des Windes Spiel, von Mond und Sonne spottend übertüncht mit Flittergold! Räuber! Mörder! Du ruhst? Ich irre ohne Rast und Ruh'? Du sollst nicht ruhen!" —

Er schleuderte den Schädel über die Klippen hinab, jauchzte über das Gepolter des kollernden Beingehäuses, ergriff einen andern Schädel und rief: „Du, Verläumder! Tugendmäkler! falscher Zeuge! Noch schmachten Hunderte durch dich im Elend, und du ruhst? Nun und nimmer sollst du ruhen!" —

Er schleuderte den Schädel in die Tiefe, ergriff einen andern, und durch die Stille der Nacht hallten die Worte:

„Gotteslängner! kannst du dem Rächer nun dein Leben, deine Frevel, und dich selbst abläugnen? Du sollst nicht ruhen! Folge Jenen!" —

Er schleuderte den Schädel von sich, faßte zwei andere, hielt jeden in einer Hand, stieß sie aneinander, und sprach mit dem dumpfen Ton eines fernen Donners: „Hochmüthi-

ger, der einst geschwelgt von Erpressungen, auf Flaum und Purpurkissen in allen Lastern sich erschöpfte! Und du, Heuchler, des stolzen Verbrechers feiler, feiger Sclave! Noch ächzet die Wehklage der Unglücklichen, denen ihr Hab' und Gut, Unschuld, Ruh' und Ehre habt geraubt! Ihr ruht? Ich irre ohne Ruh' und Rast?

Ihr sollt nicht ruhen! Sclave, schleudere du den Prasser fort!" —

Er warf beide Schädel zur Erde und schleuderte mit dem Fuß den einen durch den andern vom Gipfel hinab, mit den Worten: „Wie ich mit euch Schädeln spiele, so ist auch der Mensch des Schicksals Spielball. Ein Leben ohne Glück und ohne Ruh'! — Sieh da! Ein zierliches Gebein! Schädel, zart und fein geformt! Gehörtest einer schönen und verbuhlten Dirne? Blutsaugerin! Giftmischerin! Hast Höllenflammen angefacht in tausend Wüstlingen, hast ein schmähliges Ende bereitet ihnen und dir selbst?

Unersättliche! du ruhst? Du sollst nicht ruhen! Setz' noch einmal Alles um dich her in Aufruhr! Deine Sclaven sollen dir nachfolgen!" — Er schleuderte den Schädel über die Felsen, und warf ihm viele andere nach ausrufend: „Fort, ihr Buhler! sputet euch! Ehebrecher! Mörder! Räuber! Schwelger und Meineidige! Folgt, eilt ihr nach! Welcher Aufruhr! wie das poltert, klappert, springt, sich überstürzt! Hab' ich Ruheloser nun auch eure stolze Ruh' gestört? So recht! Ruhen soll auf Erden nichts!" —

Während Ahasver so tobte, stürzte der Schädel- und Knochenhügel vor ihm mit gräßlichem Gepolter zusammen. Die nächtlichen Raubvögel entflohen mit häßlich gellendem Geschrei; dem ruhelosen Wanderer pochte aber das Herz vor Freude, und er rief mit grimmiger, das wilde Getümmel überhallender Stimme: „Vollbracht hab' ich mein Werk. Als Sieger zieh' ich vom Schlachtfelde fort, ohne Ruh' und Rast!“ —

Er stieg den Berg hinab. Der Morgen dämmerte; der östliche Himmel röthete sich; die ersten Sonnenstrahlen brachen über den Häuptern der Berge hervor. Die Hirten trieben ihre Herden in das schöne fruchtbare Thal am Fuße des Golgatha und stimmten ihre Hymne an, zuerst leise, dann immer lauter und feierlicher, je strahlender und herrlicher die Sonne emporstieg, bis zum vollen Ausbruch der feurigsten Andacht.

Morgengesang der Hirten.

Eine Stimme.

Der Nachtgeist ruht
Auf dunkler Flut;
Des Himmels stumme Trauer
Durchdringen seine Schauer.

Ungeborne Tag' und Stunden,
Die kein Lichtstrahl noch gefunden,
Birgt der Tiefe Mutterschooß,
Und der Mensch mit seinen Sorgen
Harret ängstlich auf das Loos,
Das ihm bringt der nächste Morgen.
Aechzend steigt der Schattenbilder Chor
Aus des Abgrund's Todeskluft empor;
Sie ziehen in des Menschen stilles Haus hinein,
Und Schrecken fährt durch sein Gehirn.

Leblos starrt die schweigende Natur;
Grau'nhaft stöhnet nur
Des Unglücks Weheklage,
Der Schmerzensruf des Leidenden,
Der Schutz im Grabe sucht
Und der Geburt unsel'ger Tage
Mit jedem neuen Tage flucht.
Der Frevler nur ist's, der sich freut,
Feindliche Nacht, in deiner Dunkelheit,
Daß vom lichtscheuen Werk ihn nicht
Verscheuch' das goldne Tageslicht.

Mehrere Stimmen.

Seht die Sterne schwinden, still und bleich;
Trostlos graut der Wolken ödes Reich.
Schrecklich ist, und unheilvoll die Nacht;
Komm, o Tag, du holde Segensmacht!

Eine Stimme.

Ab fällt der Schleier von dem Haupt der Nacht;
Sie flieht; auf schwellendem Gewölk erwacht

Die stille graue Dämmerung.
Sie hält in ihren Mutterarmen
Den holden Morgen, zart und jung;
Durch ihn soll Welt und Mensch erwarmen.
Hell schwebt auf blauer Aetherbahn
Sein Stern als Herold ihm voran.

O Morgenlicht! O Morgenroth!
Schön ist dein Lächeln, schön
In Thälern, und auf Bergeshöh'n
Dein Purpurschleier.
Wir schauen Gott
In deiner heil'gen Feier.
Du bist der Glanz, der seinen Thron umstrahlt,
Der segnend über Erd' und Himmel wallt.
Der Jubelstimmen tausend werden wach,
Dich zu begrüßen. Funken sprüht der Bach,
Die Blumen öffnen sich voll Lust;
Es schmückt ihr Kranz der Erde Brust,
Daß sie, entzückt wie eine Braut,
Ihr Bild im Wellenspiegel schaut.

Der freudelichten Erde gleich
Hebt sich der Mensch aus Schlaf und Nacht
Mit heiterm Geist,
Der D i ch Jehova preis't,
Dich und die Welt, Dein Reich.
Nur der Verbrecher böse Horde,
Die Hand voll Blut von Raub und Morde
Flieht, aufgeschreckt vom Glanzgefunkel,
Scheu in der Höhle tiefstes Dunkel.
Nur der Gerechte, Reine, Gute,

Tritt vor dein Angesicht
Mit frohem Muthe,
Du reines, schönes Morgenlicht!

Mehrere Stimmen.

Jehova! Vater! Gott!
Wir preisen Dich im Morgenroth.

Eine Stimme.

Ausbreitet sich des Himmels blauer Glanz;
Aufflammt der Sonne Strahlenkranz.
Ein Hirt, der seine Lämmerwolken weidet,
Ein König, der in Gold und Pracht sich kleidet:
So schreitet das all= leuchtende Gestirn
Auf seiner hohen Siegesbahn
Und führt den Reih'n der Jahreszeiten an.
Du Quell des Licht's, der Jova's Thron umfließt,
Der über Berg' und Thäler sich ergießt,
Du füllst die Welt mit deinen heil'gen Gluten,
Und wo du waltest, strömen Segensfluten.
Gott wohnt im Licht; so muß es Segen bringen;
Sein Herold, naht es uns mit goldnen Schwingen,
Und schreckt den Bösen, winkt dem Guten.

Mehrere Stimmen.

Licht füllt die Welt mit Jova's heil'gen Gluten;
Es schreckt den Bösen, winkt dem Guten.

Eine Stimme.

Allmächt'ger, Du, den jedes Wesen preis't,
Du, der sein Licht der Erde sendet,
Erleuchte auch des Menschen Geist,
Daß er vom Rechten nie sich wendet!

Dort, wo in Deinem Glanz der Himmel strahlt,
Dort seh'n wir Ewigkeit und Ruhe thronen
In ewig klarem wandellosen Frieden;
Doch wandelbar ist Glück und Ruh' hienieden,
Wo wir von heut auf morgen wohnen.
Jehova! Du bist gnädig, weise, groß;
In Deiner Hand ruht Deiner Kinder Loos.
Lass' stiller Lebenstage uns erfreu'n!
Lass' Böses ferne, lass' uns schuldlos sein,
Auf daß ein reines Herz, ein heit'rer Geist
Dich, Gott und Vater, jeden Morgen preis't!

Mehrere Stimmen.

Jehova! Du bist gnädig, weise, groß,
In Deiner Hand ruht Deiner Kinder Loos.

Indem der Gesang der Hirten sich in der Morgenstille verlor, zeigte sich Ahasver, in der Entfernung zum Fuße des Berges Golgatha herabsteigend. Sein Anblick erfüllte die Hirten mit Furcht und Schrecken. Sie entflohen bis auf zwei Greise, welche, hinter ein Gebüsch sich stellend, zurückblieben. Erst, als Ahasver in der Ferne verschwunden war, entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch, welches sie mit leiser Stimme begannen:

Elimelech. Zwei Jahre und wohl mehr sind nun verflossen, seit ich Jerusalem zum letzten Mal sah. Seitdem hab' ich vom bösen Ahasver so viel vernommen, daß ich kaum weiß, was ich davon glauben soll. War er denn gar so herzlos, wie man sagt? Und muß er wirklich wandern ohne Ruh' und Rast?

Misael. So ist's; von Augenzeugen weiß ich es; auch sieht man's ihm auf tausend Schritte an. Bald stand er bewegungslos wie ein Marmorbild; bald warf er sich zur Erde, dann fuhr er wieder auf, und eilte in wilder Hast, schwer keuchend, und wie vom bösen Geist getrieben, fort. Raubvögel fliegen davon, und wilde Thiere verkriechen sich heulend, wenn sie die Schreckgestalt erblicken. Nicht Lebenden, noch Todten gönnt er die Ruhe, die er selbst verwirkt hat. Am Fuß des Berges und an mancher reichbegrasten Stelle unsers blühenden Thales liegen noch viele bleiche Todtenschädel, die er in mancher düstern Nacht vom Golgatha herabgeschleudert hat.

Elimelech. Er ist verschwunden, Jehova sei gelobt! Nun, Freund, erzähle weiter, was Du weißt!

Misael. Ach! die Begebenheit war schauderhaft. Als Jener, welcher der Messias und König der Juden sein wollte, zum Tode verurtheilt wurde, mußte er, zur Verschärfung der Strafe, das Kreuz, an dem er sterben sollte, selbst tragen auf dem Weg des Todes. Die Last war schwer; die Kräfte schwanden, der Leidende erhob die Augen zum Himmel. Es war ein Anblick zum Erbarmen. Die Menge, die ihn ehemals haßte, das Volk, das früher seinen Tod verlangt hatte, ward nun sanfter, da er zum Tode ging. Nicht Weiber nur vergoßen Thränen, auch Männer fühlten tiefes Mitleid; selbst ein rauher Kriegsknecht der Römer war gerührt. Indem der Zug nun vor dem Hause des A h a s v e r vorüberging, erblickte der Kreuztragende am Thore einen breiten Stein. Der Last beinah' erliegend, näherte

er sich dem Stein, um einen Augenblick auszuruhen. Weder Römer, noch Juden mißgönnten ihm die letzte kurze Rast, denn jeder fühlte jetzt, auch er sei Mensch, unwissend, was ihn selbst noch treffen könne. Nur Ahasver sprang, wie ein Tieger aus der Höhle, zornentbrannt gegen den Todgeweihten; und wollte Jener Gott sein, so war der Ahasver nun weniger als Mensch. Er stieß ihn mit geballter Faust zurück; das Herz von Stein versagte ihm den Stein zur letzten Rast am Todesweg, Verwünschungen ausströmend, denen sich die Haare sträubten auf dem Haupt. Darüber zürnten Viele, und manches Schmähwort erscholl. Nur Er, dem die schmähliche Mißhandlung widerfuhr, blieb ruhig, doch aus seinem Auge ging ein Blick hervor, der, einem Lichtstrahl gleich, den Frevler traf, und ihm in die Nacht seiner Seele drang, indeß die Worte erschollen: „Die Ruhe, die Du mir versagt, wirst Du hienieden selbst nicht finden. Du wirst auf Erden rastlos wandern, lieblos, fremd dem Heiligen. Dein eig'ner Feind, weil Du des Menschen Feind, wirst Du hassend und verhaßt durch's Leben wandern, bis bittere Erfahrung Deinen Geist geläutert, Dein Herz veredelt, und das Licht des Ewigen Deines Daseins Erdennacht erleuchtet haben wird." — Als diese Worte gesprochen waren, stand Ahasver wie ein Marmorbild, ein Horchender, der nichts vernimmt, ein Spähender, der nichts erblickt. Starr blieb jedes Auge, starr der Leib. Als nun der Zug vorüber war, und der Gekreuzigte die Worte sprach: „Herr! in Deine Hände empfehl' ich meinen Geist;" als nun der Vorhang des Tempels auseinander riß, die Sonne

im schwarzen Himmelsraum erlosch, die Erde in Nacht gehüllt, vor Schrecken bebte, und Felsen donnernd in die Tiefe stürzten: erst da erwachte Ahasver, wie aus einem bösen Traum auffahrend. Verzweiflung ergriff ihn, und in dem Herzen, vor wenig Augenblicken noch kalt wie Eis, und starr wie Marmor, tobte Höllenglut. Er raffte sich auf, riß sich fort, stürmte hinaus; die Welt schien ihm zu enge; er suchte die Ruhe, — und fand sie nicht; er suchte das Grab, — verschlossen war's. Er stürzte sich in die Flut — und konnte nicht untergehen; er stürzte sich in's Feuer, — es erlosch. So sagt man, muß er nun wandern fort und fort, ein Herz von Stein zum Fluch in seiner Brust, ein Zeitgenosse aller Zeiten, unheilig selbst im Heiligthum, vom bösen Geist getrieben, und er selbst, wo er sich zeigt, ein böser Geist.

Elimelech. Jehova sei uns gnädig! Sind wir auch schwach und fehlervoll, es sei! Nur vor dem Einem schütz' uns Gott: vor des Herzens Erstarrung! Er lasse Menschen unter Menschen menschlich sein; er gönne uns, wie dem Schäflein auf der Weide, eine schöne Heimat, Lust am Leben, der Unsern Liebe, Ruhe, ein sichres Obdach gegen Stürme, und festen Glauben an das Heilige und Ewige! Der Mensch, dem nichts im Leben werth und heilig ist, trägt in der lebendigen Brust ein todtes Herz; sein Leben gleicht dem froſterstarrten Quell, sein Geist dem Gipfel des mit Schädeln und Todtenknochen besäten Golgatha, den selbst die Frühlingssonne nicht erfreuen kann."

Die beiden Hirten drückten sich die Hände, und lagerten sich vergnügt bei ihren Herden.

II.

Herodes und Mariamne.

Das Land Judäa und dessen Hauptstadt Jerusalem hatten zu jener Zeit durch Herodes, von seinen Zeitgenossen der Große genannt, eine hohe Stufe von Glanz und Herrlichkeit erreicht.

Antipater, der Idumäer, welcher sich mehrmal um die römischen Feldherrn in ihren Kriegen gegen Arabien, Mesopotamien und Ägypten verdient gemacht hatte, war von Julius Cäsar zum römischen Bürger und Landpfleger ernannt worden. Er hatte von seinem Weibe Cyprus vier Söhne. Herodes, der Zweitgeborne, erregte schon als Jüngling durch glänzende Geistesgaben die allgemeine Aufmerksamkeit. Kaum fünf und zwanzig Jahre alt, machte ihn der Vater zum Unterstatthalter der Landschaft Galiläa. Schon jetzt zeigte sich sein Hang zu gewaltsamen, tyrannischem Verfahren, und der ihn beseelende böse Geist des Ehrgeizes und Hochmuthes loderte auf. Er bezwang eine große Räuberbande, und nahm ihren Anführer Ezechias gefangen, ließ aber ihn und seine Genossen, ohne daß sie vom hohen Rathe verurtheilt waren, unverhört und eigenmächtig hinrichten. Deshalb vor den hohen Rath berufen, in dem der Priesterkönig Hyrkan den Vorsitz führte, erschien er nicht, der Sitte gemäß, als Angeklagter in demüthiger Stellung, in Trauer gehüllt, und mit herabhängendem Haare, sondern in einem Purpurkleide, die Locken von wohlriechenden

Salben duftend, frech in Mienen und Geberden, von Bewaffneten umgeben. Die Anwesenden, von Schrecken ergriffen, verstummten, und beschloßen, in einer andern Versammlung ihm das Todesurtheil zu sprechen. Herodes entfloh. Von den Juden gehaßt, wußte er sich die Gunst der römischen Machthaber, insbesondere des Marcus Antonius und des Octavianus, durch Zusendung von Hülfstruppen und Zufuhr von Lebensmitteln bei den asiatischen Feldzügen, auch durch Gewandtheit und Schlauheit bei den persönlichen Zusammenkünften mit ihnen, zu erwerben.

Als Antonius nach Tyrus, einer am mittelländischen Meere gelegenen Stadt, kam, sandten die Juden tausend Abgeordnete an ihn, um ihre Beschwerden gegen den Herodes vorzubringen. Dieser wußte aber den habsüchtigen Römer durch reichlich gespendetes Gold so zu blenden, daß er die Gesandten für Aufrührer erklären und ermorden ließ. Nur Wenigen gelang es, ihr Leben durch die Flucht zu retten.

Antonius ertheilte dem Herodes in der Folge die königliche Würde über Judäa. Um sich ihren Besitz zu sichern, reis'te er späterhin nach Rom, und erlangte von Octavianus die glänzende Bestätigung derselben. Herodes war aber gegen alle Welt argwöhnisch, selbst gegen seine Gemahlin Mariamne, die er leidenschaftlich liebte. Heftige Eifersucht hatte ihn bewogen, seinem Schwager Josephus, als er die Reise nach Rom antrat, den Auftrag zu ertheilen, die eben so schöne als edle Frau, wenn er in Rom den Tod fände, zu ermorden, damit kein Anderer nach ihm sie besitze.

In dieser Zeit war Jerusalem der Schauplatz so mancher Grausamkeit, so mancher Verbrechen. Ahasver, obschon ein, allen Einwohnern verhaßtes und verabscheutes Schreckbild, konnte sich dennoch nicht entschließen, den Ort zu verlassen, an dem er den Frevel an der Menschlichkeit begangen hatte. Die Schreckensscenen, die sich hier jeden Tag erneuerten, hielten den Schrecklichen festgebannt. So umkreist der Raubvogel ein leichenvolles Schlachtfeld.

Der mißtrauische Herodes, der nicht den geringsten Widerspruch duldete, hatte seine edle, engelmilde und himmelreine Gemahlin Mariamne gezwungen, während seiner Anwesenheit in Rom das feste Bergschloß Alexandria, in der Nähe von Jerusalem, zu bewohnen, wo sie, abgeschieden von aller Welt, mit ihrer Mutter Alexandra lebte.

In dieser traurigen Einsamkeit ward ihr nicht einmal der Trost gewährt, ein theilnehmendes Herz zu finden, welches ihr ein Mitgefühl für ihre Leiden zeigte. Die herzlose Mutter suchte das Glück des Lebens nur in äußerm Glanz; sie konnte daher nicht begreifen, wie es Mariamnen möglich wurde, sich unglücklich zu wähnen. Herodes mußte, nach ihrer Ansicht liebenswürdig sein, weil er mächtig; die leiseste Klage der gebeugten Tochter schien ihr ein Verbrechen gegen den Gatten, und sie zürnte der Weinenden mit den harten Worten:

„Unerträglich sind mir diese Thränen, sie fallen wie Gifttropfen auf Deine Wangen, und zerstören Deine Schön-

heit. Komm doch zur Vernunft, Du Thörin, die in Lieb' und Leid vergehen will! Warum hat Herodes uns in diese Felsenwände eingeschlossen? Nur die Liebe macht ihn felsenhart. Entspringt nicht aus dem harten Fels der Silberquell? Bedenke! Groß ist Deines Gatten Reich, noch größer ist sein Geist; sein höchstes Kleinod aber bist nur Du allein. Für Dich gäbe er mit Freude sein ganzes Reich hin; verliert er Dich, so gilt die Welt ihm nichts. Sei Dein Leiden immerhin groß, noch größer ist Dein Glück. Nur Niedere drückt gemeiner Liebesschmerz darnieder; wer hoch steht, bleibe groß im Leid, wie in der Freude! Alltägliches mag sich mit Thränen schmücken; Dein Schmuck sind Edelstein und Perlen." —

Mariamne. Nicht so denkt Deine Tochter, stolze Mutter! Der Thron der Liebe ist mir der höchste aller Thronen; kein Diadem ersetzt verlorenes Lebensglück. Blick' hin auf jene starren Felsgerippe, die dieses Schloß umgeben! Wohin Du blickst, zeigt sich wohl die Höhe, doch Alles ringsumher ist starr und kalt; es springt kein froher Silberquell aus dem Gestein, von keinem Mosesstab berührt, und diese schwarzen Felsenmauern bilden einen düstern Sarg für uns. Hier siehst Du meines Lebens Trauerbild. Die Liebe ist des Weibes Sonne; wo sie nicht wärmt und leuchtet, wandelt die Freudenlose in düst'rer, kalter Nacht.

Alexandra. Liebt Dich Herodes nicht? Die Eifersucht, die ihn verzehrt, beweis't die Größe seiner Liebe.

Mariamne. Gab ich ihm jemals Veranlassung zu einem Zweifel an der Reinheit meines Herzens?

Alexandra. Seine Liebe gleicht der heißen Mittagssonne, die das schwache Blümchen versengt, indeß die edle Sonnenblume sich freudigstolz in ihrer Glut erhebt.

Mariamne. Und Liebe wäre dies! Nein! Selbstsucht ist's, die Rosen pflegt, weil Rosen lieblich duften. Er liebt nur sich selbst; er ist sein eigner Gott und will, daß alle Welt ihm huldigen soll. O glaube mir! Wer Ströme Bluts vergießen kann, der kennt die Liebe nicht; wer nur dem Ehrgeiz fröhnt, der kennt die Liebe nicht; wer Menschenwohl nicht ehrt, der kennt die Liebe nicht. O wüßte ich mit voller Überzeugung, daß Herodes wahrhaft lieben kann, ich würde ihn mehr lieben als mich selbst.

Alexandra. O Du bist mehr als geliebt; Du bist vergöttert. Der Ruf von Deiner Schönheit füllt die Welt; verdunkelt wird durch Dich Kleopatra. Und soll Herodes nicht glühen von Eifersucht, da er weiß, daß Fürsten für Dich glühen? Du bist das Kleinod, das man ihm mehr, als seinen Thron beneidet.

Mariamne. Von Liebe hab' ich einst geträumt; dahin ist dieser schöne Traum! —

Mariamne stützte sich, als sie diese Worte sprach, schwerathmend, und die thränenvollen Augen zu Boden gesenkt, an eine Säule der Halle, welche die Aussicht auf die höchsten Felsen gewährte. Indem sie nun das Haupt erhob, schrack sie zusammen, und stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Sie umschlang mit beiden Armen die Mutter und

rief: „Dort! Siehst Du nicht? Auf jenen Fels blick hin! Die düstere Gestalt — ist sie ein Geist der Nacht?" —

Alexandra suchte, selbst zitternd, die Zitternde zu trösten und sprach: „Sei ohne Furcht, mein Kind! Es ist ein dunkler Schatten, den eine Wolke auf die weiße Felsenspitze wirft." — Mariamne aber sagte: „Sieh! das Schreckbild regt sich, es hebt sich empor, es breitet die Arme aus, wendet das Haupt vorwärts. Jetzt schwingt es sich vom Fels, jetzt stürzt es sich in den Abgrund!" —

Beide Frauen hefteten ihre Blicke auf jene Stelle; die aufgeregte Phantasie der Schauenden glaubte schon das zerschmetterte Gebein des Gestürzten und das von den Felsen strömende Blut zu sehen. Ihr Schrecken stieg aber noch viel höher, als sie sahen, daß die grauenhafte Gestalt sich aus dem Abgrunde wieder emporhob und mit leichten Schritten die Felsenhöhe erstieg. Da sagte, todesbleich vor sich hinstarrend, Mariamne mit schwacher Stimme: „Es ist der böse Dämon meines Schicksals, der mir verkündet, daß ich die Ruhe nur im Grabe finden soll. Erkenne ihn, den Ruhelosen! Es ist — der Unhold Ahasver, er, dessen Herz von Stein wie meines Gatten Herz!" —

Ahasver's riesenhafte Gestalt näherte sich jetzt, über Felsen schreitend, der Säulenhalle. Mariamne stürzte mit einem Weheruf zu Boden.

Nachdem Mariamne sich erholt hatte, war ihr Erstes, daß sie die Mutter bat, sie zu verlassen. Ihre Einsamkeit

wurde aber bald unterbrochen durch Josephus, welcher mit Salome, einer Schwester des Herodes, vermählt war. Er brachte ihr die Nachricht, daß Herodes am nächstfolgenden Tage hier eintreffen werde. Er hoffte, die Glut der Freude auf ihren Wangen zu sehen, und erstaunte um so mehr über das plötzliche Erbleichen der Erschütterten. Er befragte sie um die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung, und die heftig aufgeregte, von der unerwarteten Kunde überraschte Frau gestand ihm offenherzig das, was sie kurz vorher gegen ihre Mutter klagend geäußert hatte. Sie schloß mit den Worten: „O beweise mir, wenn Du kannst, daß Herodes mich wahrhaft liebt! Ich will Dir — o wie gerne, glauben."

Josephus. Das Frauenherz ist gierig ohne Maß und in seinen Wünschen überspannt. Es will im Manne einen willenlosen Sclaven seiner Launen finden; ist er das nicht, so heißt er liebelos. Die Schwache will des Starken Götze sein.

Mariamne. Das Weib sucht in dem Gatten ihre Welt; darum soll er auch Ersatz sein für die Welt.

Josephus. Deinem Gatten böte alle Welt vergebens Ersatz für Deine Liebe.

Mariamne. So glaubst Du?

Josephus. Nein — ich weiß es, Königin!

Mariamne. So überzeuge mich!

Josephus. O, daß ich es dürfte!

Mariamne. Kannst Du mir zeigen, daß mein Zweifel grundlos ist, so nenne ich Dich den zweiten Gründer

meines Glückes. Ein neues Leben gibst Du mir, und selbst Herodes wird Dir meine neu erwachte Liebe danken.

Josephus. Zweifle nicht an seiner Liebe! Er kann nicht leben ohne Dich, nicht sterben ohne Dich. Er wünscht sich selbst, mit Dir in einem Grab zu ruhen; es soll kein Mensch, kein Gott Dich je besitzen.

Mariamne. Du sprichst so räthselhaft! Ich will Ueberzeugung, volles Licht. O sei mein Freund! Ich beschwöre Dich: Gib mir, wenn Du es vermagst, Beweise, daß er mich wirklich liebt! Es steht in Deiner Macht, das Glück zu gründen von uns Beiden.

Josephus. Verzeih mir Gott denn, wenn ich ein mir vertrautes Geheimniß breche! Er woll' es nicht als einen Meineid strafen! Und so will ich denn der Liebe Schutzgeist sein. Gott sei mein Zeuge, daß ich reine Wahrheit Dir verkünde! Wisse denn, daß Dein Gatte stärker noch als je die Allgewalt seiner Liebe in dem Augenblicke bewies, da er, nach Rom abreisend, Dich wie ein Kleinod in diesem Bergschloß verwahrte.

Mariamne. Und ich Verblendete konnte ihn so verkennen? Mag er auch hart erscheinen einer Welt, die des Weichmüthigen nur spotten würde; mag er, um das stolze Gebäude seines Ruhmes aufzuführen und den Glanz des Thrones für Jahrhunderte zu sichern, manches Mittel wählen, das uns grausam scheint, weil wir nicht einsehen, wie nothwendig er es bedarf, um zu seinem hohen Ziele zu gelangen; mag er auch hassen eine Welt, die jedem großen Mann feindlich entgegen tritt, — mich liebt er, mich allein!

Darum ist's meine Pflicht, ihn so zu lieben, wie er geliebt sein will, wie er zu lieben pflegt. Mag auch mich selbst oft Nacht umgeben, mag mancher scharfe Dorn mir tief das Herz verwunden, — bleibt nur die Liebe mir des Lebens Licht und Rose, dann schmerzt kein Dorn, schreckt keine Nacht. Jetzt nenne mir den glänzenden Beweis, damit er den Sieg vollende und mein Glück!

Josephus. Vernimm denn! Als Herodes von Dir Abschied genommen hatte, trat er mit bleichem Antlitz zu mir und sprach: „Zum Cäsar Octavianus zieh' ich hin, denn Alles muß ich, will ich wagen für den Thron. Gelingt es mir, als Freund ihn zu gewinnen, ihn, der die Macht vereinigt mit der Schlauheit, dann trotz' ich allen Fürsten dieser Erde; wenn aber der Herrschsüchtige mich scheut, weil er, wie ich vor seinem Thron, vor meinem Geist sich beugen soll, und sein Hochmuth ihn mir zum Feinde macht, — dann raubt mir der Verrath in Rom die Freiheit oder das Leben, und nimmer sieht Jerusalem mich wieder, und nimmer seh' ich Mariamnen wieder!" —

Mariamne. Ich bin es, die das Leben ihm verklärt; ich bin es, die das Sterben ihm verbittert; ich bin das Ziel von seinem Thun und Leiden, der Morgenstern all seines Lebensglückes, der Gedanke seiner Todesstunde! Und was hat er beschlossen? Was hat er Dir vertraut? Sprich und sei gewiß, mein edler Freund! was es auch sei, entzücken wird es mich.

Josephus. Dein Gatte sprach zu mir: „Was ich einst liebte, darf kein Zweiter nach mir lieben; was ich besaß,

besitze nie ein Anderer! Sterb' ich, — so muß auch Mariamne sterben!"

Mariamne. Wie? Zu meinem Mörder macht ihn die Liebe?

Josephus. Nur die Liebe.

Mariamne. Und könnte er die Gattin morden,— darf er die Mutter seiner Kinder tödten?

Josephus. Er gab mir diesen Dolch, den Du an meiner Seite hier erblickest, mit dem Befehl, mit diesem Dolch das Herz Dir zu durchbohren, da er Keinen dieses Herzens würdig hält. „Was mein ist, — sprach er, — bleibe mein in Ewigkeit!" —

Josephus fand sogleich Ursache, es zu bereuen, Mariamnen den Entschluß des Herodes und seinen Auftrag vertraut zu haben, indem er sah, daß die Fürstin immer bläßer wurde, und das Zittern am ganzen Leibe in Erstarrung überging. Die Augen starrten thränenlos vor sich hin, und das schauerliche Lächeln des Wahnsinns spielte um die erbleichten zuckenden Lippen. Josephus erkannte nun mit Schmerz und Seelenangst, daß er zweifach gefehlt habe, indem er ein Geheimniß verrieth, und zugleich Mariamnen etwas vertraut hatte, welches ihre Kräfte zu sehr überstieg, um es in der Idee großartig auffassen zu können. Sie erblickte in dem, was die Stärke der Liebe sein sollte, nur Selbstsucht und herzlosen Stolz, und was falsch berechnet war, sie anzuziehen, stieß sie gewaltsam zurück. Vergebens bemühte sich Josephus nun, ihr begreiflich zu

machen, daß jener Auftrag des Scheidenden eine leidenschaftliche Aufwallung gewesen sei, die Herodes späterhin selbst mißbilligt haben würde, und daß auch nie der Fall eintreten werde, der den Vollzug jenes Befehls gebiete. Herodes werde gewiß bald, und froh des erreichten Zieles, von Rom zurückkehren. „Und könntest Du glauben (so endigte Josephus seine Trostgründe), daß ich, wenn jener Fall wirklich eingetreten wäre, es über mich vermocht hätte, ihn auszuführen, und meine Hand mit Deinem Blute zu beflecken? Ich würde es in dieser entsetzlichen Lage vorgezogen haben, meine Seele mit einem Meineide zu belasten, um Dir das Leben zu erhalten."

Alle diese tröstenden Betheuerungen gingen wie an einer Träumenden spurlos vorüber. Sie hörte nur die Stimme des Gatten, den Mordbefehl ertheilend, sie sah nur den Mörder mit dem gezückten Dolche vor ihr stehen. Aus dem Zustande der Erstarrung erwachend, sagte sie mit bebender Stimme: „Das Glück lebt im ewigen Zwiste mit der Liebe, und die höchste Seligkeit des Lebens soll uns Armen nur als ein schöner Traum erscheinen, hold wie des Mondes Silberglanz, aber von düsterer Nacht umgeben."

„O ruheloser, fluchbeladener Ahasver! Du, den der Tod flieht, kündest mir den Tod; mein Morgen leuchtet mir jenseits der Grabesnacht. Josephus! Ich verzeihe Dir; Dein Wille war ja gut."

Sie gelobte nun dem, von Schmerz und Furcht bestürmten Manne, das ihr vertraute Geheimniß heilig zu bewahren, und bat ihn sie zu verlassen.

Herodes war in Jerusalem eingetroffen. Ihn erwartend, saß Mariamne in einer Laube des von den Mauern des Palastes eingeschlossenen Gartens. Weit entfernt von der Sehnsucht und den warmen Empfindungen einer glücklichen Liebe, füllten nur düstere Gedanken, und traurige Ahnungen die Seele der Dulderin. „Mein Leben (so dachte sie) ist eine stete Todesqual. Die Liebe trägt mir die Todesfackel vor, um das zu thun, was sonst das Werk des Hasses ist. Wenn die Glut der Leidenschaft seine Brust entflammt, so schwingt seine Hand den Dolch nach meiner Brust. Ihn reizt des Leibes Schönheit, nicht die Seele. Das Blut, nach dem er lechzt, mein Blut, das Blut der Meinigen, scheint ihm Nektar. Durch ihn ward mein Bruder, der Hohenpriesterwürde nahe, gestoßen in die Todesflut; durch ihn starb mein Großvater. Ihn rührte nicht der Jüngling, nicht der Greis!"

Der Schall von Tritten und Waffengerassel schreckte sie aus diesen Gedanken auf. Verwirrung ergriff sie. Ehe sie sich zu sammeln vermochte, stand Herodes vor ihr; er drückte sie stürmisch an sich mit einem Strom von Worten: „Sei mir willkommen, Weib meiner Liebe! Ein Reich des Glanzes und der Herrlichkeit verließ ich an Octavians Hof, und finde meine Welt in Dir, der ich die Welt zu Füßen möchte legen."

Mariamne schwieg. Rührung und Unwille bekämpften sich in ihrem Innern. Herodes heftete seine gierigen Blicke mit stummen Entzücken auf die holde Gestalt; dann brach er wie jubelnd in die Worte aus: „O welche Schönheit!

Welche Fülle von Reizen! Mir ist's, als säh' ich Dich zum ersten Mal. Glut strömt durch meine Adern; verstummen möcht' ich im allvergessenden Anschauen und doch zugleich in einen Strom von Worten mich ergießen, die doch nicht ausdrücken können, was ich fühle. Das Lilien- und Rosenbeet der Wangen lockt mich an, zu schwelgen wie eine Biene in der Blume; da sprüht mir aber der Purpur der Lippen seine Glut entgegen, — und von dem Blumenbeete zieht mich's weg. Und wie ich nun lüstern auf den Lippen verweile, zieht herzdurchdringend das Auge mich an sich. Indeß ich an dem Sternenfeuer der Augen mich labe, fasse ich die weiße, warme Hand, und aus ihr sprühen Flammen mir in die Adern, und neue Liebe erwacht mit ihrem Taumel, selig und allvergessend. Mariamne! Ich seh' im weiten Weltall nur Dich und mich. — Doch wie? Du schweigst? theilst meine Liebe, theilst mein Lieben nicht? Verschließt ein böser Zauber mir Dein Herz? Ist's eine Marmorbüste, von der Kunst mit Lebensschein begabt, die vor mir ruht? Dein Auge, — wie so ernst, so kalt! Kein Druck der Hand, kein Feuerkuß, der mich zum Gott erhebt? Die Lippen stumm, als wären sie es ewig? Zeigt sich so des Wiedersehens Freude? Du hörst mich nicht? Zur Erde sinkt der Blick? Was soll dies künden? Bin ich Dir nicht mehr, was ich sonst Dir war? Mariamne! O vergiß es nicht: Wer heftig liebt, kann auch nicht minder heftig hassen! Sprich — oder fürchte meinen Zorn! Begegne meinem Aug' mit Deinem Aug'! Sprich Worte, die mir Liebe zeigen! Wo nicht, — so muß des Argwohns böser Geist — —

Mariamne. Dich so entflammen, daß er mich vernichtet?

Herodes. Fern hielt die Sorge für den Thron mich von Dir.

Mariamne. O nur zu nahe sah ich den Entfernten!

Herodes. Vergiß, was ich gesprochen — oder nur gedacht! Du kennst die Stärke meiner Liebe; Du weißt, wie leicht ein Funke mich entzündet. Was ich gesagt, — ich hab' es nicht gesagt; was ich gedacht, — ich will es nicht mehr wissen. Du aber sei nun mein, wie Du es warst! Dem Menschen ist der Augenblick sein Gott, und selbst eine kleine Zahl von schönen Augenblicken ist schon ein reicher Schatz des Lebens. Reiche mir des Mundes Purpurkissen! Laß mich schwelgen in dem Blumenbeet der Wangen! Drück' mich mit weichen Armen an Dein Herz! Vergessen sei der Argwohn und — die Welt! Erhebe die gesunkenen Arme! In meine Hände lege ich die Deinigen!

Mariamne. Und war's nicht diese Hand, die meinen Bruder in das Flutengrab hinabstieß? War's nicht diese Hand, die, ausgestreckt, den Wink zum Morde meines Großvaters gab? Und in diese kalte Todeshand soll ich die lebenswarme legen?

Herodes. Will sich die Schlange in den dunkeln Busch verbergen? Willst Du die Gräber öffnen der Vergangenheit, längst verschollene Märchen aus der Erde wühlen? — Der Tod faßt den Jüngling, wie den Greis, und recht ist, was ich thue; auch ich bin Herr der Unter-

gebenen, so wie der Tod und jeder Augenblick der Herr des Menschen ist. Du aber, die leben soll, um mich zu lieben, bist kalt gegen mich, der zu Dir von Liebe glüht. Kalt ist die Schlange auch. Du bist die Schlange, und Deine Kälte birgt nur List und Trug. Herodes der Große ist's, der liebeglühend vor Dir steht. Warum denn, kleine Schlange, hauchst Du mich an mit Deiner Todeskälte?

Mariamne. Mit Todeskälte! Endlich sprichst Du wahr. Kalt sind die Todten, ohne Liebe, und die dem Tod geweihten Opfer sind den Todten gleich.

Herodes. Ist's so? O welcher fürchterliche Gedanke durchzuckt mein Innerstes! Bekenne!

Mariamne. Bekennen! Höre mein Bekenntniß! Dich entflammt nur Leidenschaft, nicht Liebe. Die Eifersucht will nur Besitz, nicht Gegenliebe. Gerne gab ich einst für Dich mein Leben hin, und freudig wär' ich Dir ins Grab gefolgt, als ich mich noch von Dir geliebt wähnte. Du selbst hast die Glut der Liebe in meinem Herzen ausgelöscht! Beschlossen hast Du meinen Tod!

Herodes. Verrätherin! Du weißt um ein Geheimniß, das nur ein Treubruch, das nur Er, dem ich's vertraute, Dir enthüllen konnte. Verrätherin an Deiner Tugend und an meiner Ehre! Nur durch ein Verbrechen konnt' es Dir gelingen, dies Geheimniß zu erfahren. Nicht ich, der hohe Rath spreche Dir das Todesurtheil!

Herodes faßte Mariamnen, die jetzt erst erkannte, daß sie Worte gesagt habe, die den Argwohn des Mißtrauischen

erweckten, heftig am Arme. Sie sank zu Boden. In diesem Augenblicke zeigten sich zwei, der Unglücklichen höchst feindselig gesinnte Unholdinnen: Cyprus, die Mutter des Herodes, und seine Schwester Salome. Ihnen kam dieser böse Augenblick erwünscht. Sie lasen Mariamnens Todesurtheil in den wildrollenden Augen des Gatten, und beschloßen, das in ihm lodernde Feuer zum gänzlichen Verderben der Verhaßten anzufachen, durch deren Fall sie die verlorne Gunst des Sohnes und Bruders wieder zu gewinnen hofften. Beide blickten mit Verachtung auf die am Boden Liegende. Düsteres Schweigen herrschte; endlich nahm Salome das Wort:

„Sonderbar! Des Schicksals Wille scheint es zu sein, daß ich gerade in diesem Augenblicke als Anklägerin vor den Bruder treten soll, als Anklägerin der Schuldigen, die bewußtlos vor uns liegt. Ich gehorche einer höhern Fügung, indem die angeborne Pflicht es mir befiehlt, die Augen Dir zu öffnen. Mutter und Schwester sind ja des Sohnes und des Bruders treueste Bundesgenossinnen. Die Mutter trug ihn unter ihrem Herzen, und unter einem Herzen lag er mit der Schwester; und so hat schon die Natur diese drei Wesen auf das innigste verbunden. Die Gattin, wenn auch die Vierte in dem schönen Bunde, ist doch nie fähig, ihn so wahr und so treu zu lieben, wie eine Mutter den Sohn, wie eine Schwester den Bruder; und liebt die Gattin ihn auch noch so heiß, so liebt sie ihn doch nie so rein. Sie will durch Liebe ihn beherrschen; verweigert er dies, lischt ihre Liebe aus.

Herodes. Warum kommt diese Anklage erst so spät?

Salome. Wann gestattete die Schlaue mir den Zutritt zu dem Bruder? Wann ward mir Gelegenheit zu einem freien Wort? Vielleicht dank' ich's selbst diesem Zufall nur, daß ich jetzt sprechen darf. Auch wollte ich nicht, grundlosen Argwohn anfachend, Unheil stiften. Spreche ich, so muß ich auch Beweise der Anklage bringen.

Herodes. Beweise? Ich will sie wissen, ehe die Schuldige erwacht: sogleich!

Salome stürzte zu des Bruders Füßen, und rief, wie im plötzlichen Ausbruche des bittersten Schmerzes: „Ich selbst bin der Beweis, ich selbst bin das Opfer, welches Dich anfleht, Deine und meine Ehre zu rächen."

Mit dem dumpfen Ton unterdrückter Wuth sagte Herodes: „Sie ist treulos!" —

„Treulos!" rief Salome; ich spreche es Dir nach, das Schreckenswort. In meines Gatten Arm vergaß sie Dich und mich."

Herodes. Und zum Lohn des Treubruches erfuhr sie von ihm, was ich nur ihm allein vertraute.

Salome. Nicht länger darf ich seine Gattin sein.

Herodes. Nicht länger darf sie meine Gattin sein. Was die Frevlerin im Verborgenen verbrach, darüber spreche öffentlich der hohe Rath. Ich schwöre Rache und Genugthuung Dir, so wie mir selbst.

Mörder. Ich werde ruhen von der Lebensqual; Du aber wirst, ein ewig Ruheloser, beneiden jenen Ahasver, der, ohne Herz, und darum ohne Ruhe, als Schreckbild unter Menschen wandelt. Ach! Deine letzte Stunde wird die schrecklichste Deines Lebens sein. Wuth flammt aus Deinen Blicken mir entgegen; ich schweige."

Leise wandelnd mit gesenktem Haupte, verließ Mariamne die Staunenden, die wie vernichtet standen, indeß Wuth und Beschämung ihr Innerstes in wilden Aufruhr setzten.

Nach wenigen Tagen war das Schrecklichste geschehen. Die furchtsamen und feilen Richter des hohen Rathes hatten über die, des Treubruches und der Giftmischerei angeklagte Schuldlose das Verdammungsurtheil gesprochen. Als sie zum Tode geführt wurde, geschah das Unerhörte. Ihre eigene Mutter sprang, als der Zug zur Richtstätte am Palast vorüber ging, heraus, überhäufte ihr Kind mit Schmähworten und Verwünschungen, raſte mit frevelnder Hand in den dunkeln Locken am Haupte des Schlachtopfers. Mariamnens Geist, zu Gott erhoben, ward durch diese Entehrung vom Himmel zur Erde herabgezogen. Die Todesblässe, welche ihr Gesicht bedeckte, verwandelte sich in die Purpurröthe der tiefsten Scham, daß eine Mutter ohne Mutterherz es wagte, es vermochte, dem gefürchteten Mörder ihres Kindes auf eine so schmähliche Weise, mit solcher Verworfenheit schmeicheln zu wollen. Schweigend legte sie dann das Haupt auf den Block, hob die Augen mit engel-

milden Blicken zum Himmel, und sank ohne einen Schmerzenslaut, gleich der von der Sense gemähten Blume. Mariamnens letzte Worte gingen bald in Erfüllung. Herodes, den sein guter Geist mit ihr verlassen hatte, erschöpfte sich, von der Verzweiflung getrieben, in Grausamkeiten, bis sein Körper selbst der wilden Zerrüttung seines empörten Innern erlag.

Wir treten an sein Sterbelager. Ihm zur Seite stehen zwei Aerzte; in einiger Entfernung, den Eumeniden ähnlich, Cyprus, Salome und Alexandra.

Herodes, dessen angeborne Heftigkeit durch körperliche Schmerzen und Seelenleiden, nun mehr als je aufgeregt, oft bis zur Raserei gesteigert wurde, warf sich ruhelos umher mit verstörten Mienen, und schrie so laut, daß seine Stimme bis in die Vorhalle drang: „Glut durchwühlt mein Innerstes, verzehrt das Mark in den Gebeinen. Schafft mir Hülfe, ihr weisen Männer! Hat eure Kunst, die erbärmliche, nicht *ein* Heilmittel in ihrem weiten Bereiche? Tausende von Kräutern läßt die Natur in ihrem ewig gebärenden Schooße aufblühen; ihr aber, weise Männer, ihr kennt sie nicht, wandelt blind umher unter den Schätzen von Heilkräften, — oder — wär's etwa mehr als dies? Seid ihr für schnödes Gold gedungen, mich zu *tödten*? Hab' ich nicht Gold und Macht, euch noch reicher für mein *Leben* zu belohnen, reicher als die *Feinde* meinen *Tod* bezahlen? *Wollt* ihr mich tödten, so erwürg' ich euch mit diesen Händen!"

Von der Wuth gestachelt, wollte Herodes sich aufrichten, und vom Lager steigen; die Fieberkraft verließ ihn aber plötzlich, und er sank ohnmächtig zurück. Einer der beiden Ärzte suchte ihn zu trösten, und sagte: „Bald wird der Fieberwahn, der diese Schreckenbilder Dir, o Herr, erzeugt, vorüber sein; Du wirst dann in einen sanften Schlummer sinken, der Dir Ruhe bringt.“ — Herodes rief: Meinst Du damit den Todesschlaf? Verräther! fühl' ihn selbst!“

Er ergriff einen unter dem Kopfkissen liegenden Dolch, und zückte ihn; aber der Dolch entfiel der Hand. Indeß reichte ihm der zweite Arzt eine krystallene Phiole mit der Betheuerung, er habe den Heiltrank, welchen sie enthalte, selbst bereitet, und dieses Mittel werde die schnellste Wirkung hervorbringen, wenn er das Gefäß mit raschem Zuge leere. Herodes ergriff die Phiole; in dem Augenblicke aber, da er trinken wollte, faßte ihn der böse Argwohn wieder. Er schrie: Gift ist's! Gift!“ und schleuderte das Gefäß weg. Dann sagte er mit milderm Ton: „Mariamne, reiche mir den Labetrunk!“

Die drei Frauen brachen bei diesen Worten in ein wildes Gelächter aus, worüber selbst Herodes schauderte. Sein Wahn verwandelte sich aber in einen Grimm gegen die Ärzte, denen er befahl, ihn sogleich zu verlassen.

Sie hatten sich kaum entfernt, als Ahasver, der Gefürchtete, dem keiner der Wächter den Eintritt zu verwehren gewagt hatte, in das Gemach schritt. Er hatte die Kunde vom nahen Tode des Königs, die sich in Jerusalem schnell ver-

breitete, vernommen, und eilte nun herbei, sich an der Verzweiflung und den Schrecknissen des Sterbenden zu weiden. Die Unholdinnen erstarrten vor dem Schrecklichen, keiner Bewegung, keines Lautes mächtig; er aber trat zu Herodes, blickte mit dumpfem Hohngelächter auf ihn und sagte: „Mariamnen willst Du sehen? Sie, die getödtet ward auf Deinen Wink? Ich, der Fluchbeladene und ruhelos wie Du, ich bin Dein böser Geist, denn ich bin gekommen, die Wahrheit, die Du in Deinem Leben nie vernommen hast, an Deinem Sterbelager zu verkünden."

Herodes verhüllte sich mit der linken Hand die Augen, indem er zugleich den rechten Arm, wie abwehrend ausstreckte, und rief: „Verhaßt sind mir die Lebenden, und fürchterlich die Todten. Wer bist Du, Nachtgestalt? Wer sendet Dich? Hinweg! — Nein — bleib'! Sei schrecklich wie Du willst, was kümmert's mich? Ward doch das Schreckliche mir längst schon zum Alltäglichen! O Höllenglut, die in mir tobt! O könnt' ich sie aussprühen über eine Welt! Am Grabesrande lieg' ich, und dennoch währt ihnen, die sich die Meinen nennen, mein Leben schon zu lang! Sie suchen Gift und Stahl. In Kerkerdunkel eingeschlossen, lechzt der Sohn nach meinem Tod; über meinen Leichnam schreitend, schwingt er sich auf meinen Thron. Nicht so, Antipater! Nein! Ein solcher Sohn soll nicht den Vater überleben. Das Blutbeil falle auf Dein verwirktes Haupt! Wie Du, haßt mich das Volk auch. Mit Jubel hört es, daß Qual und Leiden mich verzehren, sieht mich schon von der Höhe in den Abgrund stürzen! Sie Alle, die

mich hassen, — sie sollen untergehen. Mutter! Schwester! hört des Königs letzten Willen! Sink' ich in die Grabesnacht, dann herrsche Trauer und Wehklage in meinem Reich! Damit sie aber keine Heuchlerthränen vergießen, damit wahrer Schmerz dem Gestorbenen nachächze, — versteht mich wohl! so laßt, ehe noch die Todeskunde die Stadt durchfliegt, die Häupter Israels im weiten Raume der Rennbahn sich versammeln! dann sendet eine Schaar Kriegsknechte hin! Diese sollen reichlich dafür belohnt, von dem Gemäuer auf die dem Tod Geweihten ihre Wurfspieße hinabschleudern; ihre Pfeile hinabschießen, bis die Leichenhügel den ganzen Raum ausfüllen!" —

Herodes, einer Erschöpfung der letzten Kräfte nahe, winkte die Unholdinnen an sein Lager, und verlangte, mit matter Stimme keuchend, von ihnen den Schwur der Vollziehung des entsetzlichen Befehls. Sie schworen. Ahasver setzte hinzu: „Die Hölle hat den Schwur vernommen, und verbürgt mir die Erfüllung auch."

Ein Kämmerling trat ein, und meldete dem König, der Kerkermeister, dem sein Sohn Antipater in Verwahrung gegeben ward, bitte um Gehör. Herodes befahl, ihn hineinzuführen. Ahasver zog sich zurück. Der eintretende Kerkermeister meldete, es habe sich in Jerusalem das Gerücht verbreitet, der König sei — — „Nicht mehr!" fiel ihm Herodes ins Wort: „Nicht mehr! Da nannten sie den Tod einen Engel, und jubelten? War's nicht so? Sie sollen's fühlen, daß ich bin! Sie sollen heulen! Ich bin, ich lebe noch, Jeden zu tödten, der meinen Zorn zu reizen wagt. Sprich weiter! Verhehle nichts!" —

Der Kerkermeister fuhr fort: „Wehklage erfüllte jeden Raum der Burg; sie drang selbst in die Nacht des Kerkers, selbst in das Ohr des königlichen Sohnes, der diese Trauerkunde — —

Herodes. Mit Entzücken hörte?

Kerkermeister. So ist's. Er rief: „Schnell löse mir, Deinem Herrn und König, die Fesseln! Den Thron zu besteigen eile ich. Folge mir, und sei der Erste, dessen Haupt ein Gnadenstrahl von mir erleuchtet!" —

Herodes ließ sich den weggeschleuderten Dolch bringen, und gab ihn dem Kerkermeister mit den Worten: „In wenig Augenblicken will ich aus Deinem Munde vernehmen, daß Deine Hand den Stahl ihm in das Herz stieß. Thu' Dein Amt!"

Der düster blickende Kerkermeister entfernte sich mit wilder Hast. Herodes sprach mit dumpfer Stimme vor sich hin: „Muß ich auf dem Sterbelager den Thron mir sichern? Will mir der Hochverrath das Auge schließen? Will der Sohn auf den Leichnam seines Vaters treten? Horch! war dies nicht ein Todesschrei? Sein Todesschrei? War's Täuschung? Noch keine Kunde! Hat mich ein Traum, ein böser Geist geschreckt?

Der Kerkermeister trat ein, und überreichte dem König einen blutigen Dolch; Herodes ergriff ihn mit den Worten: „Aus seiner Brust?" —

Der Kerkermeister erwiederte: „Aus seiner Brust, in der kein Herz mehr schlägt." Herodes stieß einen gellenden Schrei des Entsetzens aus und rief: „Zum Lohn für Deine That nimm meinen Fluch!" —

Er hob den Arm, um den Dolch in die Brust des Kerkermeisters zu stoßen, der, schnell sich wendend, mit einer leichten Verletzung entfloh. Jetzt wurde die wilde Aufregung des Königs etwas ruhiger. Ernste Gedanken dämmerten in seiner Seele auf; er sagte mit Wehmuth: „Wie langsam reift die Saat des Guten! wie spät! Doch reichlich sproßt die Saat des Bösen, und schnell wird das Entsetzliche vollbracht." —

Der bessere Augenblick flog spurlos vorüber. Schreckensbilder traten an seine Stelle. Herodes sprach mit zunehmender Gemüthszerrüttung: „Todt ist er, — auch er Einer von den Vielen, die auf meinen Wink bluteten! Was braust rings um mich her? Schwimm' ich auf einem Meere von Blut? Will mich die glühende Flut ersäufen?" —

Mit dumpfer Stimme murmelte Ahasver vor sich hin: „Schon lauert der Wahnsinn auf den Verbrecher. Eh' er ihn faßt, soll des Gewissens Stimme in ihm erwachen, der Unheilige soll dem Unheiligen Wahrheit verkünden. — Er trat an das Sterbelager, und rief mit furchtbarer Stimme:

„Wach' auf, König Herodes! Gedenkest Du Mariamnens nicht mehr?" —

Herodes. Mariamne! liebst Du mich nicht mehr? O komm und lächle mir!

Ahasver. Vergebens rufst Du Sie, vergebens rufst Du Gott. Vernichtet hast Du Sie, verläugnet Ihn.

Herodes. Mariamne! Ein Wort des Trostes laß mich vernehmen! Sei mein Todesengel Du!

Ahasver. Den Engel trennt die Ewigkeit von Dir; Sie, die Du getödtet, kannst Du nicht erwecken.

Herodes. Du lügst! Ich sprach ihr Todesurtheil nicht.

Ahasver. Ich donnere Dir die Wahrheit in die Seele. Du warst es, der, das Gift im Herzen, sie anklagte, vor dem hohen Rath, sie wollte Gift Dir reichen. Die feile Schaar der Richter gab, der Gerechtigkeit zum Spott, die Unschuld preis, ein Opfer Deiner Wuth. Vernimm nun auch, was Dir noch unbekannt geblieben! Als sie zum Tode geführt wurde, sprang ihre eigene Mutter aus dem Palast, ergoß einen Höllenstrom von Lästerungen über die Schuldlose, ras'te, die Natur empörend, mit ihren Händen in den dunklen Locken am Haupte ihres Kindes. Mariamne trug im Gesichte schon die Todesblässe; plötzlich aber färbten sich ihre Wangen mit der Purpurröthe der tiefsten Scham vor dem Gedanken, daß eine Mutter ohne Mutterherz es wagen konnte, daß sie frevelnd es vermochte, dem Mörder ihres Kindes auf eine solche Art zu schmeicheln. Schweigend legte sie dann das Haupt auf den Block, hob ihren Blick zum Himmel und starb.

Herodes. Mariamne! und Dich soll ich wiedersehen? Schreckliches Wiedersehen! Und doch — wär's nicht noch schrecklicher, Dich nie wiedersehen?

Ahasver. Du möchtest sterben — und kannst es nicht; Du wirst aber sterben, — glücklicher als ich, und doch schuldiger als ich! —

Ahasver verstummte plötzlich. Ein leiser Chor von himmlisch holden Harmonien erscholl. Ahasver, von geheimen Schauder ergriffen, sagte, zur Erde blickend: „Hörst Du ein Lied, das Dich einlullen soll in Todesschlaf? Mit milder Wehmuth klingen diese Stimmen. Ist's ein Gesang der Engel?" —

Herodes erhob das Haupt, verhüllte es aber sogleich mit beiden Händen und rief: „Weh mir! die Seelen jener unschuldigen Kinder sind's, die ich morden ließ, zerstückt, zerrissen und zerschmettert; sie, deren reines Blut durch die Straßen Bethlehems geflossen! Wie glühende Pfeile dringen diese Töne mir in's Herz. Verstumme, Lied! Nicht vom Himmel kommst Du; es ist Höllentrug! Die bösen Geister seh' ich dort; sie" — —

Die Blicke des Leidenden waren auf die, in einer entfernten Ecke des Zimmers dicht an einander stehenden Frauen Alexandra, Cyprus und Salome gefallen. Die hohen dunklen Gestalten, und die von Furcht und Zorn entstellten Gesichtszüge gaben ihnen ein so grauenhaftes Ansehen, daß Herodes, in ihnen böse Geister erblickend, in den Wahn gerieth, von diesen Nachtgestalten gehe jener Gesang aus. Die Trugbilder der zerrütteten Phantasie begannen von neuem ihr gräßliches Spiel, und er rief: „Warum legt ihr die Leiche neben mich? warum die Leiche des Sohnes auf den sterbenden Vater? Und wieder eine? eine dritte noch? Will ganz Jerusalem seine Leichen auf meinem Sterbebette häufen? Jerusalem! Du selbst sollst Leiche werden! In Trümmer stürze mit deinem Tempel, deinen Mauern, dei-

nen Palästen! Zerschmettert werde, was da lebt in dir! Dein König stirbt, und deine Trümmer, deine Leichen seien des Herrschers Todesfeier!" —

Tiefe Finsterniß erfüllte plötzlich das Gemach; dumpfes Röcheln unterbrach die lautlose Grabesstille. Leise begann der himmlische Gesang. Das Gemach erhellte sich wieder. Am Haupte des Erstarrten stand der Todesengel. Aus seinem Munde erschollen die Worte:

„Wer trotzend und beharrlich lebt in Sünden, wer sich furchtbar macht durch Ungerechtigkeit, und herrschen will durch Gewalt und List, Frevel auf Frevel häuft, das Gute hassend, den Samen des Bösen streut und lieblos das Gesetz der ewigen Liebe mit Füßen tritt, abtrünnig dem Allmächtigen, der ihn nach seinem Bilde erschuf, er kann nicht glauben, kann nicht hoffen, ihm wird selbst der reine Geist der Liebe ein gefallener Engel, der den Unglücklichen, im Sturz ihn mit sich ziehend, von Tiefe zu Tiefe reißt. Des Lebens letzte Stunde ruft ihm zu: „Die Gottlosen haben keinen Frieden! Heil aber dem und ewige Seligkeit, der hofft auf Ihn, der uns durch Leiden läutert und durch Dunkel uns zum Urquell alles Lichtes führt!" —

Ahasver schaute mit unverwandtem Blick auf den Leichnam des Königs, und sprach leise aus tief beklommener Brust: „Wohl dir, du starre Leiche! Erloschen ist des Lebens wilde Glut in dir, und die befreite Seele ist nicht mehr der Sclave toller Leidenschaft. Schon hat sich der

Vollendung milde Ruhe auf dein Angesicht gelagert. Wohl dir! du ruhst, ich aber bleibe ruhelos!" —

Ahasver warf sich mit der Heftigkeit eines trostlos Verzweifelnden vor dem Todesengel zur Erde, und rief im Tone der schmerzlichsten Zerknirschung:

„O Du, der Nacht und Licht, und Schmerz und Wonne, und Kampf und Frieden in sich vereint, — ende meine Qual! Nimm die Last des Lebens von mir! Ich flehe um Ruhe oder Vernichtung, Eines von Beiden, wie es diesem hier zu Theile ward, der Leichen auf Leichen häufte! Warum ward mir nur solcher Fluch zu Theil? Wer hält die Wage, in deren Schalen Schuld gegen Schuld gewogen wird?" —

Dem verwegenen Frager erwiederte der Todesengel:

„Dieses zu erfahren, hoffe und fürchte! Es reift die Saat des Feldes; es reift des Baumes Frucht; es reift die Tugend und die Sünde; es reift das Leben und der Tod. Wohl schaut des Menschen Auge die That, allein kein Sterblicher ermißt die Folge, und die Dauer dieser That, und Jahrhunderte vermögen kaum den Mißton des Bösen wieder in Harmonien aufzulösen. Die Zeit — so ist des Ewigen Gesetz und Wille — sühnt jedes irdische Vergehen, doch bleibt das Wann dem Menschen unbekannt." —

Der Todesengel verschwand. Ahasver schrie ihm nach mit wüthender Geberde: „So sei verflucht das Weltall wie ich selbst!" und stürzte aus dem Palaste.

III.

Die Magier.

In der Nähe der Ruinen von Persepolis *) stand ein halbverfallener Tempel; in geringer Entfernung von demselben befand sich ein Begräbnißplatz der Feueranbeter **), mit Thürmen bestellt, auf deren Plattformen dieses Volk seine Todten zu legen pflegte, um sie den Vögeln preis zu geben, und darauf zu achten, welchen Theil der Leichname sie zuerst verzehrten, woraus man das Schicksal derselben deuten wollte.

In der Vorhalle des Tempels hatte der Archimagus seine Lehrlinge versammelt, um sie in den Geheimnissen der Magie zu unterrichten.

Hieher war der ruhelose Wanderer Ahasver gekommen. Als er den Archimagus, von seinen Schülern umgeben, erblickte, machte die sonderbare Erscheinung auf ihn einen solchen Eindruck, daß er plötzlich still stand, sich außenher auf gebrochene Säulentrümmer lehnte, und auf die Versammelten mit durchbohrenden Blicken hinstarrte. Von dem schauderhaften Anblick ergriffen, flüsterte ein Schü-

---

*) Persepolis, die prächtige Hauptstadt der altpersischen Landschaft Persis. Alexander der Große ließ sie mit Feuerbränden bewerfen und zerstören.

**) Guebern oder Gauern genannt.

ler dem Andern zu: „Ist einer der Todten von dem Thurme herabgestiegen, um die Lebenden in Schrecken zu setzen?"

Der Archimagus, die allgemeine Unruhe und Verstörung gewahrend, fragte, was die Ursache dieses sonderbaren plötzlichen Entsetzens sei. Einer derselben sprach zitternd: „Der Todte an jener Säule dort!" —

Der Archimagus trat hastig einen Schritt vor und rief dem Starrenden zu:

„Unglücklicher! was suchest Du hier?"

Ahasver. Die Ruhe.

Archimagus. Sie wohnt in uns. Suche sie nicht außen!

Ahasver. Ist hier ihr Heiligthum? wohnt sie in Dir?

Archimagus. Wer Du auch seiest, ich kann Dich nur beklagen. Ich lese in Deinem Aeußern Dein Innerstes. Dir ist die Ruhe fremd; den Gott des Lichtes kennst Du nicht, kennst nicht die Heiligkeit der Seele. Du bist ein Kind der Finsterniß; Du bist zerfallen mit Dir selbst, des Guten Feind, Dein eigner Feind!

Ahasver. Ich bin's. Die Ruhe, von der Du schwärmest, sie ist ein nichtiges Schattenbild. Und nehmen wir, ich täuschte mich — kannst Du mir Ruhe schaffen, weiser Mann?

Archimagus. Die Ruhe wohnt, wie alles Gute, nur im Licht; der Finsterniß gehört das Böse an, das Ruhe weder fühlt, noch Andern gönnt.

Ahasver. So kannst Du weder Glück noch Ruhe mir verschaffen, weiser Mann, zu dem ich, Beide suchend,

aus weiter Ferne hergewandelt komme? Wozu frommt Deine Weisheit, Deine Lehre?

Archimagus. Die Lehre frommt, wenn Du dafür empfänglich bist.

Ahasver. Laß mich sie hören! Thu' Dein Aeußerstes! Wirst Du zu Schanden, so hast Du meinem Spott Dich preis gegeben.

Archimagus. Ich bin bereit, die Lehre des Lichtes Dir zu verkünden, düsterer Fremdling! Vergiß nur nicht, daß die Sonnenstrahlen in einen Abgrund nicht eindringen; das Reich der Nacht ist ihnen unzugänglich.

Ahasver. Nacht ist's in mir, — ich weiß es; Nacht wird es auch bleiben; doch magst Du, weiser Mann, Dein Märchen vom Licht mir immerhin erzählen.

Archimagus. So höre denn! — Von Ewigkeit bestand ein Reich des Lichtes, in dem Ormuzd und Ahriman wohnten, sie selbst die Quellen des Lichtes. In ihnen lag die Welt, die durch die Macht ihres Willens in's Leben trat. Ahriman beneidete das Licht des Ormuzd, verlor dadurch sein eigenes, ward des Lichtes und des Lichtgottes Feind, und wurde Fürst der ewigen Finsterniß. Seit jenem Augenblick besteht der Kampf, von dem Jahrtausende uns erzählen, der Kampf, während dessen Dauer Reiche und Völker blühten oder untergingen, je nachdem das Licht obsiegte, oder die Finsterniß. Gott Ormuzd schuf Lichtgeister, und die Genien des Guten, die seinen Thron umgaben; in gleicher Zahl schuf Ahriman die Geister der Finsterniß und des Bösen. Dreitausend Jahre herrschte Or-

muzd allein; er schuf Pflanzen, Steine, Thiere, zuletzt den Menschen. So ward das Jubelfest der Schöpfung gefeiert, und eine Welt der Unschuld blühte durch dreitausend Jahre in der Fülle des reinsten Glückes; doch ach! auch Ahriman schuf Pflanzen, Steine, Thiere und Menschen. Nun ward erneuert der Kampf des Lichtes und der Finsterniß, des Guten und des Bösen, der Liebe und des Hasses. So theilten Ormuzd und Ahriman in ewigem Kampfe die Herrschaft um die Welt. Was schön und gut, was rein und edel ist im Reiche des Lebenden und des Leblosen: die Blume, erquickend durch Duft und Farbe; die Pflanze, deren Heilkraft neu belebt; der Edelstein, des Feuerlebens voll; das zahme Thier, das sich als Hausgenosse dem Menschen anschließt und ihm willig dient, gehört dem Ormuzd an und seinem Licht. Was unrein, bös und häßlich ist, dient dem bösen Ahriman und ist ein Kind der Finsterniß. Das Raubthier, das nur nach Mord und Blut lechzt; die giftgeschwollne Schlange; die Pflanze, die unheilbringend und zerstörend wirkt; der Mensch, der fühllos bleibt für Menschenqual, der, selbstsüchtig, nur dem Eigennutze fröhnt, der nur auf Frevel und Laster sinnt, dem nichts auf Erden heilig ist: sie sind Geschöpfe — Ahrimans.

Ahasver. Und was bin denn ich nach Deiner weisen Lehre? Schuf mich Dein Ahriman? Kann ich dafür, daß ich ein Kind der Finsterniß bin, daß ich mich an dem Bösen weiden, und Böses üben muß? Ist's Dein Verdienst, daß Du, ein Kind des Lichtes, vom guten Geiste für das Gute nur geschaffen, Dich schuldlos im Frieden des Glückes er-

freuest? Steht dem, zu eigener und fremder Qual Geschaffenen ein Weg zum Bessern offen, ein Mittel der Veredlung zu Gebot? Kann er, der in eine tiefe, lichtlose Schlucht eingeschlossen ist, kann er dafür, daß er unter Nattern lebt? Ist's seine Schuld, daß er den Strahl der Sonne nicht erblickt?

Archimagus. Geduld und fester Wille sind die Flügel, mit welchen Du, geläutert durch die Liebe, Dich zu dem Reich des Lichtes aufwärts schwingst. Schaudernd und jubelnd sollst Du nun jenen Kampf des Lichtes und der Finsterniß im Bild erblicken. —

Der Archimagus senkte sein Haupt und erhob es dann zum Himmel, wobei er die Worte sprach: „Ihr Gestalten des Guten und des Bösen, stellet euch dem Geiste durch das Auge dar!"

In diesem Augenblick verhüllte plötzliche Finsterniß den Himmel. Stürme heulten, Meere braus'ten, Blitze zuckten, Donner brüllten. Ormuzd ruhte, leuchtend wie der Mond, auf einer Wolke; ihm gegenüber erschien Ahriman's riesige Gestalt als Geist der Nacht.

Der Böse faßte in seinem Vertilgungsgrimme die Gewitterwolken, preßte aus ihnen den Donner, strömte Regengüsse auf die Erde herab, schleuderte die Blitze, jagte die heulenden Stürme durch den Himmelsraum, und wühlte die Ströme vom tiefsten Grunde empor. Dabei erschollen Ahriman's Schreckensworte: „Tobt, ihr Elemente! Ich will's. Zerstört, was da ist! Vernichtet, was da lebt! Des Elends Wehruf labt die Seele mir."

Liebevoll, doch mächtig, erklangen dagegen die Worte

des göttlichen Ormuzd. „Genug des Schreckens. Entweiche, Geist des Verderbens! Schweiget, Sturm und Donner! Erlöscht, ihr Flammenblitze! Ruhe, Strom und Meer! Entfliehe, Todesnacht! Leuchte, Morgenroth! Weht, ihr milden Frühlingslüfte! Säuselt wieder, fruchtbeladene Bäume! Walle, goldnes Aehrenfeld! Von Jubel schalle Berg und Thal in Segensfülle! Freude labt die Seele mir."

Das Ungewitter entfloh. Eine fruchtbare Landschaft, von Scharen fröhlicher Menschen belebt, zeigte sich im Schimmer der Morgenröthe. Da rief Ahriman, heranstürmend, wie ein schwarzes Gewölk, in den azurblauen Himmel: „Nicht währen soll der Menschen Glück! Mein ist die Erde; sie bleibe mein! An Menschenqual will ich mich weiden. Geist der Zwietracht! Geist des Hasses! Schwinget die Fackel! Stürzt der Tod nicht aus den Wolken nieder, so streuet euer Gift durch Menschenherzen, und würgt durch Menschenhände!"

Zwei Kriegsheere stürmten wuthentflammt gegen einander. Die Schlacht begann. Wildes Geschrei der Sieger wechselte mit dem Geheul der Besiegten und dem Röcheln der Sterbenden. Blut entströmte den Leichenhügeln, Blut färbte den nahen Fluß. Städte und Dörfer loderten in hellen Flammen auf.

In seiner Macht erhob sich nun Ormuzd. Sein Befehl verscheuchte die Zwietracht, verscheuchte Haß und Mord. Die Krieger beider Heere schleuderten die Speere von sich, stürzten einander versöhnt in die Arme, und küßten sich als Brüder. Aus dem blutgedüngten Boden sproßte

die junge Saat in Segensfülle auf. Die Genien der Eintracht und des Friedens schwebten freudestrahlend auf goldbesäumten Purpurwolken. Ahriman rief wuthentbrannt seinen Fluch über die neue Schöpfung der beglückten Menschheit aus. Da zeigten sich sogleich häßliche Scheusale. Der Hunger, todesmatt, und dennoch grimmig, schlich, hohläugig, bleichwangig, mit schlotterndem Gebeine heran. Den Wankenden führte ein schwankendes Skelett, das dürre Mißjahr, ein Todtenlied ächzend. Die Bäume standen ohne Laub und ohne Frucht, ohne Halm das Feld. Versiegt war die Quelle; ohne Wasser lechzte das Sandbett des verschwundenen Stromes; Tausende genoßen sonst verabscheutes Gewürme als Labsal. Gräber wurden aufgewühlt, Särge gesprengt. Gierig nagte der Lebende am Todten, fluchte dem Licht, und wünschte sich Todesnacht. Aus dem tiefsten Schlunde der Finsterniß stieg die Todesmutter Seuche empor, Luft und Erde mit giftigem Aushauch erfüllend. So wurde dem Menschen zu Gift, was seine Lippen, was ein Glied seines Leibes berührte, und athmend sog er nur Gift ein. Beulen deckten den giftgeschwollenen Sterbenden. Gift sog das Kind von der Mutterbrust; zum Mörder ward der Helfende, zum Mörder der Todte.

Jetzt erschollen die Trostesworte des Lichtgottes Ormuzd: „Nicht länger herrsche, Geist des Verderbens! Aus dem Elend erhebe sich Lebensfreude, wie aus Nacht das Morgenroth!"

Milde Himmelslüfte wehten reinigend und neubelebend. Frische Quellen sprudelten, Heilung spendend; eine neue

Pflanzenwelt entblühte dem Schooß der Erde, und ein neues Menschengeschlecht jubelte in Fülle der Kraft und Gesundheit.

Aber nochmal erhob sich der Geist der Finsterniß im Schrecken seiner Macht, und es erschollen, wie dumpfes Donnergerolle, die grollenden Worte des Ingrimms: „So rase denn nicht Sturm und Krieg, nicht Hunger und Seuche! Doch sei nun der Mensch selbst des Menschen böser Geist von der Wiege bis zum Sarg!"

Ein Heer von Lastern und Verbrechen, gespenstische Ungestalten furchtbarer Scheusale, verbreitete sich über die Erde. Ehrgeiz, der Alles sich selbst opfert, zermalmender Hochmuth, unersättliche Habsucht, grinsende Wollust, schadenfrohe Verleumdung, giftige Hinterlist, verderbenbrütender Haß, wuthschnaubende Rachsucht, lechzende Mordlust, nichts schonender Uebermuth, rasender Hochverrath und herzloser Unglaube. Ein Unmensch bemächtigte sich, nach frevelhaftem Königsmorde, des Thrones. Versagt wurde Jedem Recht und Gerechtigkeit, Alles Eigenthum ein Spiel des Truges und der Gewalt. Die Unschuld wurde ververfolgt, zertreten das Verdienst, die Armuth des Reichen Spott, die Tugend des Uebermuthes Raub. Hang zur Wohlthätigkeit galt für Geistesschwäche; das Laster siegte, wo und wie es sich zeigte, als geheime Sünde, oder als schamlose Frechheit, und heilig blieb den Unheiligen nichts. So stürzte endlich des Unmenschen Thron und begrub unter seinen Trümmern das Volk, den Herrscher und sein Reich.

Wie ein goldner Sonnenstrahl drang Ormuzd nun

aus der Nacht hervor und sprach: „Wie Volk und Herrscher, die du unter denselben Trümmern begrubst, so stürze auch dein Thron, dein Reich, du Geist der Finsterniß! Vollendet ist mein Sieg. Je schrecklicher du gegen die Menschen wüthen, je mehr des Bösen du zeugen magst, um so unermüdeter, um so viel mehr will ich des Guten schaffen, um so viel mehr das Wohl der Menschen fördern. Nur Gutes soll aus jedem Uebel sprossen, und eben durch den Kampf entwickle sich das Beste und das Herrlichste!"

Und das gebietende Wort des Lichtkönigs ward sogleich erfüllt. Aus Schutt und Trümmern ging ein glückliches Geschlecht hervor, eine neue Unschuldswelt, ein Reich des Lichtes, in dem das Gute herrschte, das Recht, die Wahrheit und die Schönheit. Der Mensch ward dem Menschen die Quelle des reinsten Glückes, der Mensch des Menschen guter Geist. Ein guter Fürst beglückte sie. Der häusliche Herd mit der gastfreundlichen Schaar seiner stillen Bewohner erfreute sich ungestörter Ruhe.

Heilig, unverletzbar war das Eigenthum des Hohen wie des Niedersten, geehrt und belohnt das Verdienst, die Unschuld des Herzens und des geselligen Lebens höchstes Kleinod. Der prunkende Reichthum öffnete seine goldstrahlende Hand der bleichen Schwester Armuth gerne. Der Fürstenthron war ein, auf die Treue seines Volkes gegründeter Fels, ein Vaterhaus, an guten wackern Kindern reich.

Die schöne Erscheinung verschwand; es ward Nacht. Das Morgenroth entglomm im Osten. Aus dem feurigsten Punkte der Purpurglut trat Maja, die Göttin der

Liebe, hervor. Sie sprach mit der Stimme himmlischen Wohllautes: „Entweiche Finsterniß! Verschwinde Haß! Nur Liebe herrsche, Liebe diene, herrsche dienend, diene herrschend. Sie ist das erstgeborne Kind des Lichtes, und ihre Frühlingsblüte ist das Glück. Wie Tag und Nacht sich in den Himmel theilen, so theilen Wohl und Weh sich in den Menschen. Liebe sühnt den Kampf der Elemente, Liebe sühnt den Sturm der Leidenschaften. Wo Liebe weilt, da blüht des Menschen Paradies; aus Liebe ward die Welt geschaffen für die Liebe; sie wird bestehen auch, so lange die Liebe waltet."

Indem die Göttin sprach, versank Ahriman in Nacht. Ormuzd zeigte sich als aufgehende Sonne, Maja als Morgenstern.

Als die Reihe dieser ergreifenden Erscheinungen vorüber war, stand Ahasver, noch lange stumm und unbeweglich vor sich hinstarrend; endlich riß er sich, wie aus einem Traum erwachend, empor, und sagte: „Dein Trugspiel ließ mich viel Wahrheit schauen. So wie ich es in diesem Blendwerk magischer Weisheit hier erblickt habe, so war es, so ist es, so wird es immer sein. Wie aber kann ich Unhold meine Seele retten in dem großen Lebenskampfe, der so uralt ist wie die Welt, und der eben so in meinem Innern tobt? Dies, Du stolzer Stellvertreter Deines gepriesenen Lichtgottes, dies erkläre mir!

Archimagus. Das Kind des Lichtes muß auch ein Kämpfer für das väterliche Licht sein, darf, ewig verbündet

mit dem guten Geist, nie seine hohe Abstammung vergessen. Alles, was Du hier im Bilde gesehen, zeigte Dir den Kampf, den das Gute gegen das Böse, das Licht gegen die Finsterniß, die Liebe gegen den Haß zu bestehen hat. Wie jeder Ton im Saitenspiel die ihm verwandten Töne erweckt, so ruft auch jede gute Kraft im Menschen die guten Kräfte der Natur hervor, die sich hülfreich mit dem Menschen verbinden. Eben so ruft auch jede böse Menschenkraft die bösen Kräfte der Natur zu zerstörendem Mitwirken auf. Sind uns die guten Lichtdämonen hold, so muß auch jedes reine gute Wesen in jedem Reiche der Natur uns dienen; sie werden uns verwandt und hülfreich sein, sobald wir uns als Kinder des Lichtgottes zum Licht erheben. Um sich aber zum Lichte zu erheben, bedarf der reine Geist kräftiger Schwingen, der Feuerschwingen des Gebetes, das aus der Tiefe des Herzens auflodert, wie das goldene Licht aus dem Sonnenborn. Ist das Gebet die Schwinge, die Dich hebt, die Demantrüstung, die Dich umgibt, dann wirst Du Deine eigene Kraft fördern, einig mit der Natur und mit der Geisterwelt. Vom Quell des Urlichtes stammt der gute Geist, vom Quell des Urlichtes strömt die Weisheit, vom Quell des Urlichtes strömt das Glück in die Erdennacht, und das Gebet schwingt sich zum Quell des Urlichtes empor. Dann ist Deine Seele rein wie das Licht, Dein Wille fest wie ein Fels, und Du bist durch Gott ein Weiser und ein Held.

Ahasver. Gibt das Gebet mir Kraft zur großen That, verleiht es mir die Macht, das Böse zu besiegen,

erhebt es mich aus der Finsterniß zum Licht, vom Erdenstaub zur Herrlichkeit, macht es mich zum Beherrscher der Natur, zum Guten, dem das Gute dienen muß, — wohlan! es sei versucht!

Ahasver blickte empor, sein Innerstes schien sich aufzurichten; seine Augen flammten von stürmischer Begeisterung, und er sprach: „Zu Dir, allmächtiger Lichtgott, erhebe ich mein Haupt und meinen Geist! Ich flehe zu Dir um Ruhe, Glück und Macht. Erhöre mein Gebet!"

Dieses Wort schien ein wildes Feuer in ihm zu entflammen, und er rief, wie vom Wahnsinn ergriffen: „Gebet? Ich beten? — Fluch Dir, weiser Mann, der mich wie ein Kind will beten lehren, der mir Trugwerk vor die Seele gaukelt, mit nichtigen Bildern mich betäuben will! Ich beten? Nimmermehr! Entzweit mit mir selbst, bin ich zerfallen mit der Welt, und nichts ist mir heilig. Stürzt über mich zusammen, ihr Pilaster dieses Tempels! Erhebet euch von euren Thürmen, ihr Leichen! Ruine unter Ruinen und Leiche unter Leichen, steh' ich hier und fliehe vor Todten und Trümmern, weil sie Schreckensbilder meines Innern sind, weil mein Herz todt, mein Lebensglück zertrümmert, die Ruhe entflohen ist! Sie wird mir ewig ferne bleiben und kein Lichtstrahl wird mir die Lebensnacht je erhellen. Ich, auf dem der Fluch lastet, ich fluche auch dem Gaukelspiel der Welt."

Ahasver stürmte fort. Der Archimagus sprach zu seinen

staunenden Jüngern aus schmerzbeklommener Brust die Worte: „O könnte er sich selbst entfliehen!“

IV.

Zeit und Tod.

Ein düsterer Himmel starrte trauernd über der unübersehbaren Sandwüste am Ufer des todten Meeres, auf dessen bewegungslosem schwarzen Wasserspiegel sich von Zeit zu Zeit unheimlich bläulichgelbe Flammen entzündeten. Ringsumher kein grüner Strauch, kein froher Laut eines Vogels.

Am Ufer saß die Zeit, ein kahlköpfiges Phantom mit langem weißen Bart, in einen grauen Mantel gehüllt. Sie warf, aufmerksam zählend, kleine Kieselsteine in das dicke, träge Gewässer, und lächelte bitter, wenn aus den geschlagenen Kreisen böse Dämpfe wie Nebelgestalten aufqualmten.

Aus weiter Ferne schritt Ahasver's riesige Gestalt einher. Er blickte wild umher, drängte sich durch eine Reihe aufragender Steinmassen, stand endlich stille unter der Wölbung eines überhängenden verbrannten Felsstückes, die Blicke auf den Pfuhl des todten Meeres geheftet. Nach langem Schweigen brach er in die Worte aus:

„Scheinleben ringsumher! Den Leichnam der Natur seh' ich vor mir; ein böser Geist hält, Verderben brütend, Wache über ihn. Vom Leben ausgestoßen, komm' ich in das Reich des Todes, vom Tode nicht anerkannt, und die

Natur, schaudernd beim Anblick des Fluchbeladenen, erstirbt vor meinen Augen. Die Menschen fliehen mich, und ich hasse sie wie mich selbst. O, daß ich hier weilen dürfte, bis ich ein Steinbild unter Steinen würde! Felsenschlucht! Du wärest mir ein Paradies. Mir aber ist die Ruhe versagt; ich finde sie an keinem Ort, und ein Jahrhundert schleudert mich dem andern zu. Voll Lebenshaß muß ich hinein in's Leben, und ach! das Leben ist des Lebens ärgster Feind!

„Todtes Meer! Du bist mein Bild, des Menschendaseins Bild. Die bösen Dünste des Verderbens steigen aus deinem Schooße unheilbringend auf, und das Widerstreitende bekämpft sich, wie hier die Flammen mit den Fluten kämpfen. Den Einen drückt des Lebens schwere Last zu Boden, der Andere schleudert sie verprassend weg. An mir nur hält sie fest wie eine Schlange, die den Wanderer in der Wüste umwunden hat.

„Du Fels, der jeden Augenblick den Einsturz droht, — droh' immerhin! So lang' ich hier verweile, mußt du fest stehen; so will's der Fluch, der auf mir lastet. Ruhen muß Alles, um mir die Ruhe zu versagen, und nichts darf enden, dessen Ende mir Vollendung brächte!"

Indem Ahasver so sprach, trafen seine Blicke die seltsame Gestalt der, am Ufer des todten Meeres sitzenden Zeit. „Wer ist (sprach er vor sich hin) das grauenerregende Wesen? Es schleudert Steine in die Flut. So ist auch der Mensch ein Spielball in der Hand des Schicksals, das ihn umherschleudert. Mein Loos theilt die Welt,

und rastlos treiben Flut und Stein und Mensch; nur finden sie endlich doch ein Ziel, — ich aber nie!"

Von der entgegengesetzten Seite erschien der Tod. Ahasver schauderte bei dem ersten Anblick; je länger aber seine Augen auf dem Einherschreitenden verweilten, um so mehr schwand Furcht und Grauen, und er sprach: „Welche Schreckengestalt! und doch — wie schön! Ein häßliches Gerippe, grinsend, grimmig, — und doch zieht's mich zu ihm hin; ja, mich ergreift eine dunkle Ahnung, nur er vermag's, mir die verlorene Ruhe zu geben, wenn er dieses Herz von Stein zu Staub zermalmt!"

Der Tod erblickte jetzt die Zeit, die Erde bebte vor dem dumpfen Gebrülle seines auflodernden Zornes. Er stieß den rasselnden Speer an eine Felswand; das Echo wiederholte den gräßlichen Schall, und er rief der Zeit entgegen:

„Zahmes, träges, altergraues Unding! Wohin ist Deine Kraft, der einst nichts widerstand, wenn sie, bald leise untergrabend, bald mit Eines Schlages Allgewalt, zerstörend wirkte, daß Städte in Schutt und Trümmer fielen, der Berge Gipfel in den Abgrund stürzten, Völker und Reiche vom Angesicht der Erde schwanden? O, wie ohnmächtig bist Du nun, ein Nichts, der Menschen Spott! Nun steht es in der Erdenkinder Macht, des Lebens schales Gaukelspiel und seine flüchtigen Minuten nach Willkür zu verlängern. Sie, die ich dahingerafft, sie leben fort, und Du duldest, daß nach Jahrhunderten die Todten noch im Angedenken leben. Versunkene Städte gehen neu verjüngt aus ihren Gräbern hervor; aus Schutt und Staub erhebt

sich eine Vorwelt und die Vergangenheit wird Gegenwart. Was frommt es, wenn Du Greise schonest und Jünglinge zu Greisen machst? Dir zum Spott schafft der Mensch in Einem Jahre, was Jahrhunderten trotzen wird. Wohl raubst Du dem Haupt des Schwelgers seinen reichen Schmuck; wohl verwandelst Du so mancher Locken Nacht in ein bleiches Schneegefild; wohl gräbst Du in des Menschen Angesicht der Furchen Trauerzüge, verlöschest des Auges Sternenglanz, und beugst zur Erde himmlische Gestalten; doch wenn nicht meine Knochenhand den siechen Leib zerstört und das gebrochene Herz zermalmt, so siecht der Siechling jahrelang, ächzt das gebrochene Herz ohne Ende fort und fort. Verhaßt ist mir Dein träger Gang.

„Hab' ich meine Beute einmal erfaßt, dann üb' ich mein Werk mit einem Schlag. Gleichgültig tritt mein Fuß auf jede Krone; die Welt ist meine Siegstrophäe. Was frommt jedoch alle meine Macht, wenn nicht Vergessenheit die Todten deckt? Wie sie verwesen, muß auch das Andenken an sie in ewige Nacht versinken! Ägyptens schöner Königin reichte ich in dunkler Stunde die Schlange hin; sie gab der Holden die Wunde und ihr Gift, und das verbuhlte Herz erstarrte. Was aber frommt's? Die Liebesheldin lebt noch in Aller Mund. — Von meinem Pfeil getroffen, fiel Er *), dem diese Welt zu klein war; durch

*) Alexander der Große, dessen Eroberungswuth sich eine Brücke in den Mond zu bauen wünschte.

mich erlosch das Leben des mächtigsten der Redner *), vor dessen Blitz und Donner Könige bebten. Was frommt's? Der Held ist Staub, der Redner stumm, doch leben sie fort in ihrem Ruhm. Hab' ich Millionen Leben vernichtet, die Kunst wird sie der Welt erhalten. Von ihnen spricht das Buch; der Bildner läßt den Todten lebend schauen; er lebt fort in unsterblichen Gesängen, und Pyramiden, himmelhoch aufragend, verkünden seinen Namen allen Völkern. Uns Beiden ist das Tagewerk der Zerstörung anvertraut. Übe denn auch Deine Pflicht! Vernichte den Pomp der Denkmäler! Vernichte, was die Wissenschaft ersinnt, die Kunst hervorbringt! Gebiete Deinen Stunden, zu zerstören die Schrift der Weisen! Bild und Säule stürze Du in den Staub! der in dem Schooß der Erde ruht, — vergessen sei er und sein Grab!" —

Mit edler Würde entgegnete dem Grollenden die Zeit:

„Mit Unrecht zürnest Du, Phantom der Nacht, daß Deiner zerstörenden Kraft zu enge Grenzen gesetzt sind. Mit Unrecht zürnest Du, der Menschen Feind, daß ich ihr Freund sein will. Dient nicht das ganze Reich des Lebens Dir zur Beute? Ist nicht jeder Mensch das Ziel Deiner sichern Pfeile? Bluten nicht tausend Herzen für ein Herz, welches Du zermalmst? An Leichenzügen weidet sich Dein Blick, und Gräber sind Dir Lustgelage. Auf Schlachtfeldern thronest Du, und labst Dich an dem harmonischen Rauschen

*) Demosthenes.

der Blutströme. Und das genügt Dir nicht. Unersättlicher Würger! Du möchtest die schöne Erde in ein Nichts verwandeln. Rase denn, Zerstörer! häufe Grab auf Grab! Jene höchste beseligende Kraft, die selbst der Engel preist, jenen Himmelsstrahl: den Geist des Menschen, ihn zu vernichten wird Dir nie gelingen. Den Sänger magst Du tödten, aber sein Lied wird unsterblich sein; hinabziehen magst Du den Weisen in die Grabesnacht, doch seine Werke werden unvergänglich leben; in Staub verwandeln magst Du den Bildner, doch seine Gebilde werden ihn überleben. Von Deinem Speer getroffen, sinkt der Held, doch sein Ruhm schallt durch Jahrhunderte. Walte Du nun immerhin zerstörend! Ich will erhalten. Von Allem was mein Schooß gebar, soll nichts verloren gehen! Was welkt, muß wieder aufblühend sein junges Dasein in neuer Gestalt entwickeln. Auch ich löse wohl manches Band, doch lös' ich's sacht' und sanft. Erschein' ich stürmend in der rauhen Winternacht, so entzück' ich auch, in Frühlingsschöne lächelnd. Durch mich gedeiht das Gute und das Nützliche auf Erden; in meinem Schooße reift das Kind, reift die Frucht, reift das Gold, der Edelstein. Was sich lange unversehrt in meinem Reich erhält, erscheint ehrwürdig, heilig. Ruinen sind Gegenstand der Bewunderung und Rührung; selbst im frischen Greisenantlitz erhalte ich den Frühling munterer Geistesjugend. Krieg und Seuche, Krankheit, Noth und Leidenschaft, sie mögen Dir, Allzerstörer, dienen, doch meine Diener seien sie nicht!

„In das Grab reißest Du die Maigestalt der Jugend;

wäre mir die Macht verliehen, so würde der Säugling als Greis noch fröhlich leben. Er, der uns Beide schuf, wird einst uns Beide richten; dann wirst Du, Zerstörer, Dich selbst vernichten, doch wird sein Wink die Zeit zur Ewigkeit verklären!" —

Jetzt trat Ahasver mit raschem Schritte zwischen Zeit und Tod, und es entspann sich folgendes Gespräch:

Ahasver. Bin ich euch fremd?

Zeit. Du lebst, Unholder, Dir und mir zur Last.

Tod. Dein Leben ist verwirkt, und wird doch nie dem Tode reif.

Ahasver. Das ist mein Fluch, doch auch mein Stolz. (Zur Zeit.) Mir bist Du nicht.

Zeit. Zur Strafe schon' ich Dich.

Ahasver. (Zum Tode.) Ich trotze Dir.

Tod. Zur Strafe flieh' ich Dich.

Ahasver. Zum Spott dien' ich euch Beiden, und dennoch trotz' ich euch. Stürz' ich mich in des Gewässers Schooß, flieht, schnell getheilt, die Flut vor mir; das Feuer erlischt, wenn ich mich den wilden Flammen nähere; wag' ich den Sprung vom hohen Felsengipfel, so nimmt mich die Luft auf ihre weichen Schwingen, und trägt und legt mich unverletzt auf den grünen Rasen. Unschädlich spielt der Donnerkeil mir um das fluchbeladene Haupt; mich tödtet keines Schwertes Spitze. Mir wird das Gift zum Balsam; bei meinem Anblick flieht die Seuche von ihren Leichenhügeln. — So muß ich, nach dem Tode seufzend, leben, muß Schmerzen ertragen, die mich nicht zerstören, muß rastlos

kämpfen gegen eine Welt, muß selbst mich hassen, selbst mich scheuen, muß die Ewigkeit wie eine goldne Sonne über meinem Haupte sehen und vor ihr schaudern, muß sterben wollen und nicht sterben können, mich tödten wollen und nicht dürfen. So mit sich selbst entzweit zu sein, das ist des Sünders größte Qual. Dem menschlichen Gefühl hab' ich mein Herz verschlossen, und ewig währt mein Elend nun.

Zeit. Und ich, die jeden Gram so gerne mildert; muß meinen Balsam Dir versagen.

Tod. Ich, sonst das Ende jeder Qual, der Deinen setze ich kein Ziel.

Ahasver. Nur fremde Leiden schaffen mir Genuß. Nur da, wo Du, Zeit, zerstörest, nur da, wo Du, Tod, vernichtest, nur da sproßt mir die wilde Lebenslust.

Tod. So folge uns, Du ruheloser Feind des längst verwirkten, doch zur Strafe Dir aufgebürdeten Lebens! Sei der ruhelose Geist des Bösen in der mit sich selbst zerfallnen Welt, und bilde mit uns das allbeherrschende Triumvirat!

Ahasver. Geschlossen sei der Bund mit euch, ihr Mächte der Zerstörung! Verbündet sei mit euch der Ruhelose! Ich, den kein Tod vernichtet, keine Zeit zerstört, ich folge euch.

So wanderten die drei Gewaltigen zusammen. Sie hatten jetzt ein liebliches, blühendes Thal erreicht. Freundliche

Landhäuser mit duftenden Gärten standen zerstreut umher. Die Sonne sank hinter den Bergen. Rosenwolken schmückten den Abendhimmel. Im fernen Hintergrunde schimmerten die Zinnen und Thürme einer Stadt.

Am Abhang eines Hügels, auf dem die Wanderer standen, schlich ein grauer Bösewicht spähend einher. Sein Antlitz zeigte den Trotz des verhärteten Lasters. Blicke und Mienen ließen erkennen, daß er auf dem Wege sei, ein Verbrechen zu begehen. Der Tod murmelte vor sich hin: „Stirb, Verruchter, vor der Frevelthat!" Er schwang den Speer. Die Zeit hielt seinen Arm zurück und sagte: „Halt ein! Noch ist er nicht der Sense reif. Das Maß seiner Sünden ist nicht voll. Er muß erst noch hienieden leidend büßen; dann ist sein Leben Dir verfallen." —

Der Tod fühlte seinen Arm gelähmt, der Bösewicht entfernte sich. Aus einem der Landhäuser scholl fröhliche Musik. Eine hochzeitlich geschmückte Schaar trat heraus. Die Braut, schön und hold wie der Frühlingsabend, wandelte am Arme des freudig-stolzen Bräutigams. Im Augenblick, da die Umschlingenden, Aug' in Aug' und Mund an Mund, sich küßten, rief, in Grimm auflodernd, der Tod: „Ich duld' es nicht!" — Er spannte blitzschnell den Bogen. Der Pfeil flog; durchbohrt war das Herz, geschlossen die Augen der Braut. Als die Sterbende im Arme des Verzweifelnden lag, erscholl des Todes dumpfes Schreckenswort: „Triumph!" Eine Thräne entglitt dem Auge der Zeit, und sie sprach: Erbarmungsloser Fürst der Schrecken! Zur Beute ist Dir die Braut geworden, des Jünglings Le-

ben aber schütze ich. Mein Balsam lindere seinen Schmerz! Das Unglück stärke seinen Geist, und aus dem Grabe seiner Liebe erblühe ihm ein neues Lebensglück! Erhaben über alles Irdische, gehoben von dem Flug der Stunden, strebe Er von nun an nach einem höhern Ziel, und Sie, durch Dich dem Liebenden entrissen, sie lebe nun in seinem Herzen als Vorbild alles Schönen, alles Guten, ihm zum Ruhm, der Welt zum Wohl!" —

Die hochzeitliche Schaar ging als Leichenzug ins Haus zurück. An einem nahen Gesträuche saßen zwei spielende Kinder; sie glichen zwei gaukelnden Schmetterlingen. Der Tod sagte grinsend: „Wie die Wänglein blühen!" wie die Äuglein glühen! Das Licht des Lebens lösch' ich aus mit einem Hauch!"

Er flog wie ein Schatten hin; er hauchte die Kinder an. Sie erbleichten, umschlangen einander, sanken auf den Rasen, starben.

Tod. Da liegen sie wie welke Blumen!

Ahasver. Und ruh'n im Mutterschooße.

Zeit. Geschützt vor Frost und Stürmen des Geschick's! Aus ist das Zephirspiel der holden Knospen; in einem Augenblick sind sie der Ewigkeit gereift. Als Himmelsblumen blüh'n sie nun.

Ahasver. Ruht sanft, ihr Glücklichen, die ich beneide! Wär's möglich, o so möchte ich euch hassen.

Aus der Entfernung ertönte ein vielstimmiger fröhlicher Gesang. Das Lied war ein Gruß an die nahe Heimat. Eine Karavane zog mit ihren reichbeladenen Kameelen einher. Sie hatte nur noch einen Wald zu durchwandern, hinter dem eine Stadt, das ersehnte Ziel ihrer langen Reise, sie erwartete. In dem Augenblick stürzte eine Räuberschaar aus der Waldnacht auf die Pilger hervor. Ein Kampf der Verzweiflung mit der Unmenschlichkeit begann. Die Pilger erlagen nach kurzem Widerstand. Die Meisten wurden getödtet, die Übrigen mit Stricken gebunden, und nebst den Kameelen fortgeschleppt.

Ahasver, Arm in Arm mit Tod und Zeit, folgte dem Getümmel bis zur Räuberhöhle; sie bestiegen den Gipfel des Geklüftes, durch dessen Öffnung man von oben in den innern Raum der Tiefe hinabschauen konnte.

Die Beute wurde den Kameelen abgenommen, und in die Höhle getragen.

Die Räuber zündeten Fackeln an, und schritten zur Vertheilung der Beute. Jeder verlangte das Beste für sich. Zwietracht entbrannte. Schmähworte und Drohungen erschollen von allen Seiten. Man stieß, man drängte sich. Keiner beachtete die Stimme des Führers. Ein fürchterlicher Kampf begann. Einige schleuderten Steine, Andere schlugen mit Feuerbränden und Fackeln um sich, Andere fielen einander mit den Schwertern an. Geschrei der Wuth wechselte mit dem Stöhnen der Verwundeten, und dem Röcheln der Sterbenden. Endlich tiefe Stille! Sie wurde unterbrochen durch das gräßliche Hohngelächter, welches der

jubelnde Tod in die Tiefe der Höhle hinab erschallen ließ, indem er zugleich rief: „So recht! Ersparet, ihr Bösewichter, mir die Mühe! Sie haben sich gewürgt, durchbohrt, zerfleischt, und selber nach Gebühr belohnt. Ei seht, wie mir das menschliche Gesindel vorgreift, und ins Handwerk pfuscht! Siehst Du, Freund Ahasver, verzweiflungsvoller Lebemann! Wir sorgen für Dich, wir geben Dir Scenen aus dem Lebensspiel, die Deiner würdig sind." — Und sieh da! Ein neues Schauspiel stellte sich dar. Zwei mächtige Kriegsheere rückten gegeneinander. Schon standen sie schlagfertig und kampflustig sich gegenüber. Die Luft zitterte von dem Geklirre und Gerassel der Waffen; die Erde bebte vom Traben und Stampfen der Krieger und der Rosse. Da rief der Tod in wilder Lust: „Ich will sie entflammen, will sie hetzen, bis ihnen die Wuth wie Gift durch alle Adern tobt." —

Er eilte mit Riesenschritten durch die Reihen der beiden Heere, und kehrte dann mit dumpfem Gebrülle zurück. Sogleich stürmten die feindlichen Massen gegen einander. Die Todesgeschosse tobten, Reihen, sanken, stürzten. Glieder flogen vom Leibe, wie Äste, die der Sturm vom Baume reißt. Ein rother Giesbach wälzte sich hervor. Leichen thürmten sich auf Leichen, Inseln in dem Blutmeer bildend. Feind umfaßte voll Grimm den Feind, und Einer wurde des Andern Leichenbett.

Da rief der Tod, einen Hügel ersteigend: „So recht! Thut eure Pflicht! Tischt ein Leichenmal mir auf! Die Gäste bring' ich euch dazu. Wolf, Adler, Geier und Hyäne

sind geladen zu dem Siegesfest; mich selber aber sollt ihr hoch thronen sehen als den König dieses Festes, neben mir die Seuche mit dem Leib voll schwarzer Beulen. —

Indem er also sprach, begann ein dumpfes Rasseln und Bewegen auf dem Schlachtfeld, und aus den Leichenhügeln erhoben sich Gestalten feindlicher Krieger. Die Verwundeten erneuerten voll Grimm den Kampf. Getödtet lagen Alle; zwei nur standen. Zugleich stürzten endlich Beide, im gleichen Augenblick vom Schwert durchbohrt, erkannten röchelnd und verblutend sich im letzten Augenblick — als Kämpfer zweier Heere, als Söhne Einer Mutter! Fluch war ihr letzter Athemzug.

Schaudernd und doch von wilder Lust entbrannt, reichte Ahasver dem Tod die Hand, und sprach: So nehmt mich denn als Bundesgenossen rastloser Wanderung durch das Leben! So bleib' ich denn, o Tod! Dein ewiger Gefährte, von Dir verschont, und doch mit Dir vereint. Du, Zeit, Greis und Kind zugleich, geleite uns, die hassenden Gehaßten, durch Völker und Jahrhunderte, daß wir, selbst unvergänglich, uns an der Zerstörung weiden!" —

Ahasver schritt mit dem Tode über das Schlachtfeld, welches die Zeit hinter ihnen in einen dunklen Nebel hüllte. In einer glänzenden Wolke schwebend, erschien der Genius des unsterblichen Lebens, und es erschollen die Worte: „Zeit und Tod! Ihr Diener des Allmächtigen! folgt im nichtigen Menschenleben dem ewigen Gesetz, das Er gegeben, der liebevoll das Einzelne zerstört, um das Ganze zu erhalten. Indem ihr eigenen Willen zu vollziehen glaubt, erfül-

let ihr nur die euch auferlegte Bestimmung im Dasein der sich stets verjüngenden Natur. Was Tod vernichtet, keimt zu neuem Leben wieder auf, was Zeit zerstört, erzeugt sich wieder in dem Lauf der Zeit. Zum Tode führt die Zeit, die Zeit zur Ewigkeit. So ist das Irdische wandelbar, in stetem Wandel sich zu läutern; nur der Geist in seines Urstoffes Reinheit ist wandellos, erhaben über Zeit und Tod, erhaben über Erdenmacht und Erdennacht!"

Ahasver wendete das verhüllte Antlitz zur Erde. Zeit und Tod beugten sich huldigend vor dem Genius, der in Strahlenglorie dahinschwand.

Zweite Zeitperiode.

I.

Der Archimim *).

Auf der höchsten Felsenspitze des tarpejischen Felsens finden wir den ruhelosen Wanderer im Römerreiche wieder. Der Nachtwind jagte die Wolken durch den Himmel. Zwischen ihren dunklen Gestalten zeigte und barg sich der Mond wechselnd. An den Ruinen der uralten, schon vor der Zeit des Romulus daselbst erbauten Burg stand Ahasver. Weithin schollen die lauten Worte, die der Ruhelose zu sich selbst sprach:

„Des Wanderns müde, finde ich mich am rechten Orte hier wieder. Lange hat es mich umhergetrieben ohne Rast und ohne Ruh! Hier aber im gewaltigen Römerreich, hier

---

*) Archimim hieß im alten Rom Derjenige, der bei feierlichen Leichenbegängnissen unmittelbar hinter dem, auf der Bahre getragenen Leichnam ging, wobei er die — dem Verstorbenen eigene Lebensweise mimisch darstellte, ein Spötter der Todten, eine schauderhaft lustige Person, die wohl auch auf die Lebenden warnend und erschütternd wirken mußte.

in dem riesenhaften Weltpalast, hier wittere ich, wie der Adler auf dem Schlachtfelde die Leichen wittert, eine lange Reihe von Schreckensjahren voll von Lastern und Verbrechen. Darum zog es mich so unwiderstehlich her. Jauchze, mein Geist! Du wirst hier Nahrung finden. Eine freudige Ahnung sagt es mir: Auf diesem Schauplatz zahlloser Gräuel werde ich Jahrhunderte in Lust durchschwelgen.

„Nacht und Felsgerippe ringsumher! Eine Schreckensnacht am Todesort *). Wer mag sie zählen alle die Verbrechen und alle die Verbrecher, die, von der Felsenhöh' hinabgestürzt, von Klippe zu Klippe fallend, den Todesweg mit ihrem Blute färbten, und tausendmal starben, bis sie mit zerschmettertem Gehirn und zermalmten Knochen ihr nie geschlossenes Grab im Abgrund fanden."

Indem Ahasver so zu sich selbst sprach, erklomm der Römer Atilius eine der niederen Felsenspitzen, schaute spähend umher, und erblickte endlich Ahasver's hoch über ihm stehende Gestalt. Er betrachtete sie lange schweigend, dann brach er in die Worte aus:

„Wie schaudervoll steht die hagere, aber kraftvolle Gestalt des Fremdlings hier im Reiche der Nacht! Grell fällt das Mondlicht auf die von Schmerz und Leidenschaft verwilderten Züge, feindlich und verstört. Blitze sprühen aus seinen düstern Augen; der Mondstrahl erbleicht vor ihrer

*) Die zum Tode verurtheilten Verbrecher wurden vom tarpejischen Fels hinabgeschleudert.

Glut. Er starrt vor sich hin, murmelt dumpfe Laute wie Zauberworte; doch der Nachtwind trägt sie spottend fort, jagt die Wolken, wie einen Gespensterschwarm vor sich hin, saus't im Faltenwurfe des weiten Mantels, und stöhnt in der Fülle seines aufgewühlten Haupthaares."

Ahasver fuhr in seinem schauerlichen Selbstgespräche fort:

„Kein Menschenohr, kein Menschenaug' erstaunet, wenn es mich hört und sieht. Die ewigen Gesetze der Natur — sie gelten mir nicht, der ich Sclave der Vergangenheit, Spielball der Gegenwart, und jämmerliches Räthsel der Zukunft bin. So muß ich Zeit und Tod besiegen, muß den Nachkommen meine Knochenhände reichen, die Gräber der Jahrhunderte schließen, und fortwandern durch die folgenden Jahrhunderte, indeß mein Herz, noch lebend, vom Leichenstein unseliger Zerfallenheit mit sich selbst belastet, wie in einem Todesschlafe ruht!"

Ahasver erblickte jetzt den Atilius unter sich und rief ihm mit kräftig-barschem Tone zu:

„Du Römer auf der Felsenspitze hier! Herauf zu mir! Die Todten grüßen Dich durch meinen Mund. Herauf zu mir! Erzähle, was Dich zum Todtenspötter gemacht hat! Gräßliches labt mir die Seele. Herauf! Die Tiefe schreckt, die Höhe lockt."

Atilius. Hier bin ich. Wir sind allein. Die Schauer dieser Nacht, der Schrecken, der dieses Felsgestein voll Blutspuren bewohnt, sie werden uns vor jeder Störung sichern. Fremdling! Senke Deine Blicke abwärts! Rom

liegt wie ein weites offenes Grab vor uns, ein Schlund voll lebendig-todter Verbrecher, voll Wahnsinniger aller Art. In dieser furchtbar feierlichen Stunde magst Du das Gemälde meines Lebens und meiner Leiden erblicken. Höre nun, wie mich des Schicksals Tücke von der Lebenslust zum Menschenhasse trieb! Geschworen sei es, — ich will mich an ihnen, die mich um das Leben betrogen haben, furchtbar rächen, ich will mich rächen an den Lebenden, will sie noch am Rande des Grabes entehren, will an den Leichen der Herzlosen noch alle die Brandmale ihres Lebens zeigen; selbst die Todten soll mein bitterer Spott verfolgen, soll noch im Schattenreiche ihre Ruhe stören! — Mein Vater ward als reicher Mann gepriesen. Rastlose Thätigkeit, Kenntniß, Erfahrung und makelreine Redlichkeit waren die Quellen seines Reichthums. Tausende dankten ihm Erwerb und Unterhalt; über Tausende goß er das Füllhorn der Menschenliebe und des Wohlthuns aus. Da kamen zwei verheerende Bürgerkriege. Seine Paläste und Villen sanken in Schutt, und er starb am Bettelstabe. In's Reich der Schatten folgte ihm die Gattin bald, meine gute Mutter. Hülflos unter Menschen ohne Mitgefühl, blieb ich zurück, von Vielen nur deshalb gehaßt, weil mein Dasein sie an die Pflicht der Dankbarkeit mahnte. Da entflammte sich ein neuer Krieg. Die Tuba scholl, die Legionsadler flogen. Schlacht auf Schlacht! Ein edler Jüngling ward mein Freund; wir schloßen auf dem Kampfplatz einen Bund, der nur mit unserm Leben enden sollte. Das Heer zog gegen die Parther. Vergebens kämpften wir als Helden; die

Götter zürnten dem entarteten Rom. Dem Feinde ward der Sieg; die Römer flohen. Ich wurde gefangen, entwaffnet in's Lager geschleppt, dem feindlichen Hohn und Uebermuth beim Siegesmale preisgegeben. Betäubt vom wilden Taumel des Zechgelages, vergaß der trunkene Sieger des Besiegten.

Schon lag der Letzte unserer Wächter im tiefen Schlaf versunken; ich nahm ihm, um unerkannt zu entfliehen, Kleid und Waffen, und verließ im Dunkel der Nacht das Lager. Schon hatte ich das nahe Schlachtfeld erreicht; schon stand ich unter den Hügeln von Verstümmelten, Todten und Sterbenden, hörte ihr schauerliches Stöhnen und Röcheln, und, wie aus dem Schooß der Erde schallend, rief mir eine hohle Stimme die Worte zu: „Verhaßter Feind! Stirb von der Hand des Sterbenden!" Bei dem letzten Laute flog mir ein Speer entgegen; eh' ich ausbeugen konnte, war das Eisen mir in die Seite gedrungen. Ich sank zu Boden. Mir nahe hob sich eine Leichengestalt empor, wankte schwer athmend zu mir, grinste mir ins Gesicht und sagte: „So rächt Lucius des Vaterlandes Schmach!" — Noch tiefer als der Speer drang diese Stimme mir in das Herz. Aufraffend alle meine Kraft, sprang ich empor und rief: „Mein Lucius! Mein Freund! Willst Du des Freundes Mörder werden? Ich bin Dein Atilius!

Ich sank an seine Brust; unser Blut vermischte sich, indem wir einander an das Herz drückten. Mit dem Ausruf: „Weh' mir!" stürzte Lucius zur Erde, ein Körper ohne Seele. Ich nahm den Todten auf meine Schulter, schritt

wie ein Geist der Nacht über das leichenvolle Schlachtfeld, und kam endlich in das Römerlager.

Ahasver. Die Welt steht uns wie ein Feindesheer entgegen, und ein geborner Mörder ist der Mensch; die Leidenschaften liefern ihm die Werkzeuge zu jeder Todesart. Haß und Liebe stürzen ihn in den Abgrund; die Herzensgüte säet, der Undank erntet. Wie kann der Mensch, der nicht einmal sein eigener Freund ist, ein Freund des Menschen sein? Der Beklagenswerthe hat in diesem Leben nur einen Freund, den Tod, und diesen einen, der ihn aus seinen Fesseln befreit, verkennt er, ihn, nach dem ich schmachte, ihn, der mich ewig fliehen muß, weil ich seiner nicht würdig bin.

Atilius. Unglücklicher! höre den Unglücklichen! Die Liebe hoffte ich, würde mir den Freund ersetzen. Ich fand die Eine, die mir Alles ward, — doch mit der Einen floh auch Alles hin. Mit ihr verlor ich Alles, — auch mich selbst!

Ahasver. Der Tod entriß sie Dir?

Atilius. Das falsche Herz entriß sie mir. Sie konnte buhlen, — lieben nicht. Dem Gold erlag die goldne Treue. Ich stand nun allein, das Leben hassend und des Menschen Feind.

Ahasver. So recht! Hier meine Knochenhand zum Bund! Wird aber nicht neue Glut Dein Herz entflammen, wenn die Treulose lächelnd wiederkehrt? Erstorbene Liebe dringt oft hervor, wie eine Blume aus dem Grabe sproßt.

Atilius. Einmal entwürdigt, sank sie immer tiefer.

Nur der Lebenslust und der Habsucht fröhnend, ward sie die Freundin meines ärgsten Feindes. Die Buhlerin ließ sich um schnöden Preis zum Verrath an mir dingen, an mir, der einst bereit war, ihr sein Leben zu opfern. Die Verzweiflung trieb mich jede Nacht auf diese kahlen Felsenhöhen. Das wußte sie. Um mir ein Geheimniß zu entlocken, das meinem Feinde dienen sollte, mich zu verderben, erfrechte sich die verwegene Heuchlerin als Reuige mir bis hieher zu folgen. Im Angesicht der ewigen Sterne umschlang die Schlange mich, drückte mich an ihren Busen, ließ Thränen wechseln mit glühenden Küssen, und schwor mir Liebe bis in den Tod; ich aber riß der Frevlerin die Larve vom Gesicht. Beim glühendsten der falschen Küsse, stieß ich ihr den Dolch in's falsche Herz, legte die zitternde Hand auf die blutwarme Wunde, und schwor bei allen Höllengöttern, der Menschen Feind zu werden, die Lebenden zu hassen, und die Todten zu verspotten.

Ahasver. Und glaubst Du, stark genug zu sein, um diesen Schwur auch zu erfüllen?

Atilius. Du selbst sollst Zeuge sein, Du selbst sollst sehen, wie mein Menschenhaß noch am Todten die Lebendigen bestraft, den Leichnam mit Spott und Hohn, mit Gift und Galle bis zum Aschentopf verfolgt!

Ahasver. Wie ein Adler nach der Beute, so lechze ich nach einem solchen Leichen-Bachanal.

Atilius. Die Sterne schwinden; die ersten Funken des Morgenroths sprühen durch den Himmel. Komm mit mir, an Rom's Lastern Dich zu laben!

Die beiden düstern, riesigen Männer stiegen schweigend von Klippe zu Klippe hinab. Am Fuße des capitolinischen Hügels verschwanden sie unter dem Gemäuer eines einsamen, halbverfallenen Hauses wie zwei Nachtgespenster, die in den Ruinen eines Grabmals versinken.

II.

Tiber's Selbstverbannung.

Im Garten des kaiserlichen Palastes stand ein Mann von mehr als gewöhnlicher Körpergröße. Die breite Brust und die breiten Schultern zeigten auch eine ungewöhnliche Stärke. Die Züge des Angesichtes von auffallend weißer Farbe hätte man schön nennen können, hätte nicht ein düster-ernsthafter Ausdruck ihnen eine widrige Beimischung gegeben. In den großen Augen funkelte ein unheimliches Wesen; es verrieth ein verschlossenes, mit sich und der Welt zerfallenes Wesen. Die Steifheit des Nackens und die wenige Beweglichkeit des symmetrischen Gliederbaues verkündigten Stolz und Hochmuth. Langes, starkes Haar umgab den derben Hinterkopf, und bedeckte sogar den Nacken, wie wildes Gestrüpp einen Fels.

Dieser Mann, bereits über das fünfzigste Lebensjahr hinaus, war Tiberius, der Stiefsohn des Caesar Octavianus, welcher damals das Römerreich beherrschte.

Der Garten gewährte die Aussicht auf die röthlich-gelben Fluten des, Rom durchströmenden Tiberis und auf den Hafen von Ostia.

Tiberius blickte lange schweigend auf Beide hin. Seine Miene verrieth die Aufregung seines wild bewegten Innern; endlich brach er in die Worte aus:

„Da wogt er hin, der stolze Tiberis, und jede Woge ruft mir zu: „Zieh' mit uns!" Dort winkt mir Ostia mit ihrem Hafen, und jedes Schifflein ruft mir zu: „Zieh' mit uns!" — Ja, fort aus Rom! Nicht länger halt' ich's aus. Mir kann nicht Rom genügen, nicht die Welt; in Beiden bin ich Armer nur ein Nichts, doch Alles in mir selbst und durch mich selbst. D'rum fort aus dem Getümmel, das nichts gilt, und nur deshalb auch mich nichts gelten läßt hier, wo Augustus Octavianus als Sonne strahlt, und ich, ein kaum bemerktes Wölkchen bin, ein Wölkchen, das verschwinden — aber auch den Strahlenkreis der Sonne verdunkeln kann. Fort! Jeder Tag in Rom ist Kerkerluft. Komm, goldne Freiheit! Führe mich hinaus!"

Dieses Selbstgespräch wurde unterbrochen durch den Astrologen Thrasill, der sich mit hastigen Schritten näherte. Er wollte sprechen, Tiberius ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, und rief ihm zu:

„Vertrauter des Sternenhimmels! Sprich, Schicksalsseher! Verkünde mir mein Schicksal! Hast Du in den leuchtenden Gestirnen oder in Augustus hoheitblickenden Augen gelesen, ob ich endlich Erfüllung der heißesten Wünsche

meines Herzens hoffen darf? Gestattet er, der Herrscher und Stiefvater, daß ich sein prachtvolles Rom verlasse, und mich im Schooße der Einsamkeit begrabe? Bringst Du mir die Erlaubniß fortzuziehen, so acht' ich es so hoch, als wärest Du ein Adler, der mich auf den Olymp trägt. Wer fern von Menschen lebt, der ist ein Gott!

Ihm erwiederte Thrasill: „Noch schwankt Octavianus. Was ihn bewegt, Dich nicht aus Rom, Dich nicht aus seinen Augen zu lassen, ist es Liebe oder Mißtrauen, — ich weiß es nicht. Kein Späherblick vermag den Geist des Schlauen zu durchdringen. Er zögert noch immer, und kann sich zur Entscheidung nicht entschließen. Noch ist die Stellung der Sterne Dir nicht günstig; füge Dich der Laune des Schicksals! Vor Allem aber sprich nun zum Freunde frei: Was ist's, das Dich bewegt, Dich, dem das Glück in der Gegenwart wie ein Blumenflor, und in der Zukunft wie ein goldner Morgenhimmel lächelt, — was ist's, das Dich bewegt, die Augen voll Düstersinn dem hellen Lichte zu verschließen, feindselige Sterne in der Nacht, und Gespenster am hellen Tage zu sehen, und dieses Rom, nach dem die entferntesten Völker wandern, nach dem der Reichste, wie der Aermste schmachtet, — dieses Rom zu scheuen und zu fliehen, als wäre es eine Todeskluft voll giftiger Kräuter und voll reißender Thiere?

Tiberius. Den Lauf der Sterne magst Du kennen, mich aber und dieses Rom, — uns kennst Du nicht. Der Glanz der Himmelslichter ist untrüglich, die Güter dieser Erde aber sind Trug und Täuschung. Mag Rom, mag

Augustus mich verkennen, vor Dir aber will ich mein Innerstes enthüllen und meine Stellung, die Rom nicht kennen kann, Augustus nicht kennen will. Vernimm erst, — dann urtheile!

Tiberius blickte schweigend und wehmüthig zur Erde; der kräftige Körper verlor seine stolze Haltung; endlich ermannte er sich, wie aus einer Geistesabwesenheit erwachend, und fuhr fort:

„Zweimal hat Hymens Fackel mir gebrannt; zwei Gattinnen leben mir noch, und keine von ihnen kann ich mein nennen. So steh' ich einsam da, liebe ungeliebt, und das Leben ist mir verhaßt.

Die erste Gattin, meine holde Agrippina, gaben mir die Götter selbst; Julia, die zweite, drang mir der Mensch Augustus auf. Von Jener, die ich mit aller Glut des Herzens liebte, mußte ich mich trennen, und die Verhaßte ward mir zum Ehebund aufgedrungen.

So mußte ich leben zwischen Haß und Liebe, in Zwietracht mit mir selbst und mit der Welt. Ich sollte hassen, wo ich lieben wollte; ich sollte lieben, wo ich hassen mußte. Das Bild der Einen, der Verlorenen, erfüllte meine Seele, indeß die widrigen Verhältnisse der nächsten Umgebung mich jeden Tag zu Kampf und Falschheit nöthigten. Wär's nun ein Wunder, daß ich, den man zwang, der Wahrheit und der Natur zu entsagen, in der Verstellungskunst ein Meister würde? Todt war mein Herz, und was bleibt dem Menschen noch, wenn das warme Herz erstarrt ist? Das Leben wurde mir ein glänzendes

Marmorgrab, die Aussicht auf den Thron ein Nachtphantom. Lieben darf ich nicht, herrschen will ich nicht, denn ich kann mich selbst nicht beherrschen; ich würde entweder Tyrann oder Heuchler. Nun hat Augustus die Söhne des Agrippa durch die Annahme an Kindesstatt zu sich emporgehoben, und mir erlosch der letzte Hoffnungsstrahl, daß jemals ein Diadem mein Haupt schmücke.

So bin ich nun ein Fremdling in der Heimat, der weder versteht, noch verstanden wird, und den man duldet, damit der Schein nicht leide. Hier, wo Ansprüche auf Ansprüche stoßen, wo List der Gewalt, Gewalt der List begegnet, was bleibt mir, als auf der Hut zu sein vor meinen Feinden, und noch mehr vor denen, die sich meine Freunde nennen? So zog ich mich denn ganz in mich selbst zurück, wie sich ein Bergstrom in den Abgrund stürzt, und nun heiße ich ihnen ein heimtückisch schlauer Mann. Glaube mir, diese Menschen — ich mag thun, was ich will, sie werden es zu verdrehen wissen. Ich schwöre aber, gefügig und geschmeidig, wie dieser Augustus, der selbst ein Todesurtheil mitleidig lächelnd unterzeichnen kann, — so soll Rom nie mich finden. Mag Er immerhin, geboren im freien Rom, sich die Volksgunst durch Huld und milden Schein zu gewinnen suchen, und den neuen Staat klüglich in alte Formen kleiden, — er thu' es, — ich aber werde nie seinem Beispiel folgen.

Ich bin kein Kind der hochgepriesenen freien Zeit, kein Sohn des Volkes, der die Volksgunst suchen muß. Gebildet bin ich im Palast des Herrschers zum Herrschen;

darum ist's mein fester Wille, wenn ich jemals herrsche, unumschränkt zu herrschen. Wie in der Stufenfolge der Natur, so ist's auch im Menschenleben: da steht Einer über dem Andern, Einer über Millionen. Wie Frühling, Sommer, Herbst und Winter, wie Morgen, Abend, Tag und Nacht, wie Stein- und Pflanzenreich, wie Baum und Blume, wie Vögel, Fische, Schlangen, Käfer und Gewürme, wie die zahme Herde, und die reißenden Bewohner des dunkeln Waldes sich unterscheiden, — so unterscheidet sich auch Mensch und Mensch, und keine Gleichheit gibt's, wohin Du blickest. Darum würde ich nie eine Gleichheit dulden, und lieber gar nicht als mit Andern herrschen. Und wäre ich auch den Niedern hold gesinnt, so setzte ich doch einen eigenen Stolz darein, den Großen meine Macht zu zeigen. Doch — was schwatz' ich da! wohin reißt mich der böse Traum? Da ich auf Erden hier nichts suchen darf, so bist Du, mein lieber Astrolog, der Wegweiser, der mir die Himmelsbahnen erklären soll. Ja! Du deutest mir die Sterne und hast recht, denn Alles läßt sich deuten, wie man will. Ich aber bin mit mir nur darin einig, daß ich in Zwietracht lebe mit der Welt. Doch wie? Glänzt mir wirklich noch ein Glückstern? Sieh da! mein treuer Sclave Cajus bringt mir ein Schreiben. Von meiner Mutter? Was werde ich erfahren?" —

Der Sclave überreichte das Schreiben, und entfernte sich. Der Brief, bei dessen Lesung Tiberius sich vom Astro-

logen wegwendete, um durch keine Miene den Eindruck zu verrathen, welchen der Inhalt auf ihn machte, lautete:

„Dem Sohne sendet die Mutter ihren Gruß. Gelungen ist's! Bewogen hab' ich Deinen Stiefvater, Dir zu gewähren, was Du wünschest. Obschon Dein Streben, wenig Klugheit zeigt, und noch weniger Liebe zu Deiner Mutter, so habe ich doch Alles aufgeboten, Dir zu willfahren. Erkenne daran, wie viel mehr die Mutter den Sohn liebt, als der Sohn die Mutter! Ziehe denn nach Rhodos in die Einsamkeit, und schlummere in ruhmlos träger Ruhe! Vergiß nur nicht, daß Augustus dem Greisenalter nahe steht, und daß wir Mütter uns mächtige Söhne wünschen. Willst Du selbst nicht handeln, so werde ich für Dich handeln. Versinke in Schlaf! Ich werde Dich erwecken, wenn Apollons erster Strahl Octavians leeren Thron beleuchtet. Keinen Abschied! Reise glücklich!"

Als Tiberius den Brief gelesen hatte, wendete er sich rasch, und mit freudestrahlendem Antlitz gegen Thrasill, legte die rechte Hand auf seine Schulter, und rief:

„Wohl mir! Es ist gelungen; ich bin frei. Lebe wohl, Mutter! Rom, leb' wohl! Ohne Abschied von Beiden, zieh' ich nach Rhodos hin, der Roseninsel. Dort finde ich das Ebenbild des Lebens, dort, wo die schönsten aller Rosen blühen, umgeben mit den schärfsten aller Dornen, dort, wo die Schlangen unter Rosen lauern! So ist das Leben,

so die Liebe auch! Dort will ich nur mir selbst leben. Dort sollst Du, Agrippina, die mir in Rom entrissen ward, das erste Weib mir sein, das erste meiner Ehe, das erste Weib auf Erden! Du, fern von mir in Rom, sollst mir im Bilde die nächste sein, die nächste mir im Herzen und im Geist! — Folge mir, Thrasill! Es brennen mir die Sohlen, und Flügel wachsen mir an den Schultern. Komm! Mein Schicksal sei das Deinige, wie's trifft, hoch in der Höhe, oder tief in der Tiefe! Der Tapfere kämpft im Thal wie auf dem Berg. An einem Licht in finsterer Nacht fehlt es uns Menschlein nie; erlischt das Tageslicht, so flammt das Leichenfeuer." —

Er verließ den Garten mit hastigen Schritten und zog den Astrologen mit sich fort.

III.

Der Einsame auf Rhodos.

Nach kurzer Zeit befand sich Tiberius auf der, von den Wogen des mittelländischen Meeres umflossenen Insel Rhodos, dem Ziel seiner sehnlichsten Wünsche.

Von üppigen und reichbegrünten Hügeln umgeben, erhob sich die Stadt Rhodos mit ihren hohen Mauern, Tempeln und Prachtgebäuden amphitheatralisch auf dem abhängigen Boden am Meeresufer. Am Eingange des Hafens stand der berühmte rhodische Koloß auf zwei einander gegenüber aufragenden Felsen, welche den Hafen einschlo-

ßen. Am fernen Horizont stieg die Morgensonne aus dem Meere empor. In Betrachtungen über den großartigen Anblick versunken, stand Tiberius auf einer Anhöhe der Küste, seine Gedanken laut aussprechend: „Verschwunden ist das Blendwerk der vielgestaltigen Morgenwolken; zerronnen ist das Zauberspiel der buntfarbigen Nebel. Sie sind nun das, was sie wirklich sind, — ein Nichts, und herrlich steigt das Bild der Wahrheit auf, die Sonne in der Glorie ihres Lichtes. Meer und Erde freuen sich der Verklärung. Willkommen, Sonnengott! All-Leuchtender! Wer kommt Dir gleich, wer von den Göttern allen? Wo Du nicht waltest, bleibt der Erde Schooß erstarrt und öde wie des Menschen Herz, wenn ihm der Liebe Licht und Wärme fehlt. Der Himmel selbst wäre ohne Dich ein freudenloses Reich. Und doch wirst Du, Quell des Lichtes und der Wärme, von dunklen Wolken umlagert, bis Du, in Zorn entbrennend, sie durchdringst und das feindliche Gezücht Deiner Neider, in Blitz und Regengüssen sich auflösend, in seiner eigenen Wuth vergeht. Dann walten Deine milden Strahlen wieder, und Dein Segen strahlt zu uns herab. Tiberius! Erblicke in diesem Bilde deinen Lebenslauf! Schön war dein Morgen; nun brüten finstere Wolken ringsumher, und es wächst die Glut in deiner Brust. Hab' ich einst den Thron erstiegen, wird manches Herz durch mich verbluten. — Koloß, der seine Riesenfüße hochmüthig auf zwei Felsenklippen stellt, Kriegsschiffe wie Gewürme durchziehen läßt, und die Wuth der Stürme und den Grimm der Wogen an seiner ehernen Rüstung kaum be-

merkt; — mit Dir fühl' ich mich nahe verwandt. Aufragen will mein stolzer Sinn gleich Dir; wie Du, möcht' ich die Welt zu meinen Füßen sehen, doch wahrlich nicht, um sie zu beglücken! Nie wird die Menschheit mich beglücken, nie werd' ich sie beglücken. Ja! fern von des Lebens Lust und Qual will ich der Welt entsagen. Mag Rom verschlingen, was da lebt auf Erden! Mag Rom verschlungen werden! Ich will im Schatten dieser Rosenbäume ruhend, mich in meine Jugendträume hüllen." —

Während dieser Gedanken war Tiberius in die Stadt gekommen. Auf einem großen Platze derselben stand er vor einer langen breiten Säulenhalle stille. Zu beiden Seiten derselben befanden sich Reihen von Betten mit darauf liegenden Kranken. Anthenor und einige andere Pritanen oder Senatoren der Insel traten vor. Anthenor, der Redseligste unter ihnen, nahm das Wort und bemühte sich, den römischen Cäsar mit einer langen Lobrede auf Rhodos und dessen Bewohner zu unterhalten. „Wir Rhodier, (sagte er) sind ein ganz eigenes Volk. Der Arme gönnt dem Reichen seinen Schatz aus Herzensgrund, doch muß der Reichste selbst dem Ärmsten zart entgegen kommen. Wir Rhodier sind insbesondere auf vier Dinge stolz: Auf die Tapferkeit des gesammten Volkes, auf den Glanz und die Herrlichkeit unserer Seemacht, auf unsere Meisterwerke in der Kunst, und auf den hohen Grad der heimischen Wissenschaft. Der Rhodier liebt, obschon er im Schooße des Überflusses lebt, den-

noch die Einfachheit der Lebensweise und das schlichte Kleid seiner Väter. Und wie gefällt Dir die ernste Würde, welche wir in allen Dingen behaupten? Ein Rhodier, auf der Straße laufend, wäre ein Wunder, das kein Menschenauge je sah. Dem Schauspiel wohnt er mit tiefem Schweigen bei, und bei dem fröhlichsten Gelage vergißt er sich nie im Geringsten." —

Tiberius hatte indeß die Säulenhalle, voll von Krankenbetten bemerkt, und fragte befremdet, warum man ihn eben hier verweilen mache, wo Schmerz und Elend mit dem Tode kämpfen?

Der geschwätzige Wortführer der Pritanen erwiederte mit wichtiger und zugleich schlauer Miene:

„Diesen Morgen hast Du, verehrter Cäsar! den Wunsch geäußert, die Kranken in diese Halle zusammentragen, und diejenigen, die an gleichen Übeln leiden, neben einander legen zu lassen. Hier siehst Du diejenigen, deren krankes Gehirn Wahnbilder erzeugt und Trug für Wahrheit nimmt! Hier Jene, die des Athemholens kaum mächtig sind; hier die Siechen, deren Brust, ein morsches Werkzeug, der Zerstörung entgegenkeucht; hier die Armen, die sich nach dem letzten Schlage des gebrochenen Herzens sehnen; hier Menschen, deren Blut, wie Feuerflammen lodernd, das Mark in den Gebeinen austrocknet und verzehrt, indeß der Andern träges Blut sich wie ein stillstehendes Gewässer zu einem faulen Sumpfe verdickt, und, seines Kreislaufes müde, stockt. Unsterblicher! Du siehst hier alle Leiden der Sterblichen, wie die Macht des bösen Schicksals sie verhängt." —

Tiberius gab, bitter lächelnd, dem Sprecher zur Antwort:

„Ihr habt also hier alle Krankheiten wie in Blumenbeete eingetheilt, um mir gleichsam einen Todesstrauß zu pflücken? Oder wollt ihr mir eine Sammlung von Bildern zeigen, die das vielgestaltige Elend der Menschen darstellen, und mich als einen Ueberglücklichen an das Unglück mahnen soll? Edle Herren! Glaubt ihr denn wirklich, ich sei ein Unmensch, der an Menschenqual sich weidet? Seht ihr etwa in mir ein Glückskind, das sich überschätzt und das Schicksal zum Kampf herausfordert?" — Er wendete sich nun an die Kranken und sagte: „Ihr Armen! Seht in mir den Aermsten, der qualvoll dasteht zwischen Thron und Grab, uneins mit Allen, am meisten mit sich selbst!" — Dann wendete er sich wieder an die Pritanen und sprach:

„Und glaubt ihr nun, ich soll euch preisen, weil ihr die armen Kranken, gleichsam mir zur Ehre, von ihrem Schmerzenlager aufgerissen, und hier ein Schlachtfeld von Halbtodten versammelt habt?

„Wie sehr habt ihr mich mißverstanden! Sehen wollt' ich die Kranken eurer Stadt in ihren Häusern, und als Mensch dem Menschen Theilnahme zeigen; ihr aber habt sie aus ihren Häusern gerissen, und sie in ein Haus des Todes zusammen geschleppt, damit noch im Sterben der Eine des Andern Schreckbild werde. Soll ich euch für diese Willfährigkeit danken? Das kann ich nicht!"

Er wendete sich nochmal zu den Kranken und sagte:

„Aus leidiger, mißverstandener Schmeichelei hat man

euch Leidende in dieser Halle vereinigt, wie man im großen Circus zu Rom die wilden Thiere einschließt, um sich an ihrem Todeskampfe zu ergetzen. Man brachte euch hieher, doch nicht auf mein Verlangen, mit meinem Wissen. Glaubt mir, ich gönne Jedem seine Ruhe, im Leben und im Tod. Mir ward sie nicht. Kraftvoll steh' ich hier unter euch Gerippen, und dennoch steht vielleicht so Mancher von euch an meinem Leichenbett. Trank Einer von euch Gift, so versuchte man Alles, euch das Gift aus dem Leibe zu treiben; mir aber jagt man es erst recht in das Herz hinein. Schlecht ist die Welt; ich aber bin noch besser als die Welt um mich her. D'rum hört! Wer von euch meiner je bedarf, der trete zu mir, wann und wo er will! Glaubt mir aber, der Kränkste unter euch, ihr Kranken, bin ich, denn Seelenleiden sind die schrecklichsten aller Leiden. Beklagenswerth sind Menschen ohne Herz, doch nenne ich Jenen noch unglücklicher, der für sein Herz kein zweites Herz finden kann, das mit dem seinen in Leid und Freude gleich schlägt!"

So sprach Tiberius zu den Unglücklichen, und sein erweichtes Herz ward von einer schönen Rührung ergriffen. Da trat der Astrolog Thrasillus zu dem Cäsar und flüsterte ihm in's Ohr; er habe ihm wichtige Kunde mitzutheilen. Tiberius verließ die Säulenhalle, und Thrasillus übergab ihm ein Schreiben aus Rom. Tiberius las einen Theil desselben, und sagte dann: „O, welche unverhoffte Kunde! Was früher meiner wiederholten Bitte verweigert wurde, das wird nun erfüllt, ohne daß ich ein Wort darüber verlor.

Thrasill, sei lustig! Lache mit mir! Es ist zu närrisch! Julia, mein allerliebstes Nymphchen, die mir aufgedrungene Furie, Octavians holdes Töchterlein, hat es in Rom doch gar zu toll getrieben, und der liebevolle Vater sah sich endlich genöthigt, der Entarteten, in meinem Namen, doch ohne mein Wissen, einen Scheidebrief zu senden, und sie auf eine öde Insel zu verbannen, damit das vergiftete Rom nicht durch ihr Beispiel noch mehr vergiftet werde. So bin ich denn — Dank sei den Göttern! — frei. — Doch halt! Das Schreiben ist ja noch nicht zu Ende."

Tiberius las weiter, aber mit immer steigendem Unmuth, und schleuderte endlich die Brieftafel zur Erde, indem er unter heftigen Geberden ausrief: „Versagt ist mir die Rückkehr nach Rom! Auf dieser Insel soll ich leben und sterben, ein Gefangener hier bis zum letzten Augenblick. O wie verhaßt ist mir nun diese Insel, die mir bis jetzt ein Elysium schien! O, wie werden nun die Römer meiner spotten, die mir sonst, wenn sie hier landeten, huldigend entgegen traten! O, wie werden die Rhodier den Verbannten nun fliehen, wie eine Schlange dieser Insel! Ausgeschlossen bin ich nun von der Welt. Wohlan denn! Ist die Erde mir versagt, so werde mein eigener Geist mir die Unterwelt, in der ich mir ein eigenes Rom erbaue, in dem ich feindlich gerüstet stehe, und der Menschheit den Krieg ankünde. Sie soll vor mir zittern! So lang' ich athme, will ich Rache üben für all die Schmach, die ich erdulden muß, und ein Strom von Blut führe mich in das Todtenreich!"

Den Ergrimmten, dessen Wuth sich immer mehr stachelte und steigerte, je mehr er sich ihr überließ, unterbrach Thrasillus, indem er besänftigend sagte: „Cäsar Tiberius! Gib nicht Deinem bösen Genius Gehör! Vergiß nicht, daß zwei Naturen im Menschen streiten, und die bessere obsiegen muß! Wer viel gelitten, Schmach und Qual erlitten hat in dieser Erdennacht des Lebens, er gehe, den Sternen gleich, um so glänzender aus ihr hervor! Am Himmel suche der Mensch sich Trost und Rath! Laß immerhin austoben das Gewitter, auf dessen schwarzen Flügeln Deine Seele vom Geist des Unmuths fortgerissen wird! Möge aber nie ein böser Augenblick, Unheil verbreitend durch Jahrhunderte, Dich Jahrhunderten als Scheusal gestalten! Cäsar Tiberius! Blicke zu den Sternen! Dunkles Gewölk kann sie verhüllen, doch nicht zerstören; und wenn ein Stern vom Himmelsraum stürzt, so folgt dem Stürzenden ein Strom von Licht."

Tiberius sprach, schwer aufathmend, mit dumpfer Stimme: „O Götter! Wenn ihr die Menschen mehr liebt als mich, so lasset es nicht geschehen, daß ich ihr Herrscher werde! Der Herrscher sei ein Menschenfreund, — ich hasse sie!"

Er entfernte sich mit gesenktem Haupte; der Astrolog folgte ihm trauernd.

Eine düstere wilde Felsenschlucht in geringer Entfernung von der Stadt Rhodos, wurde bald der Lieblingsauf-

nthalt, welchen Tiberius täglich besuchte, um stundenlang in einer Felsenhöhle zu verweilen. Der Astrolog saß dann auf einem Gestein am Meeresufer, den Eingang der Höhle bewachend. Da überließ er sich dann seinen wehmüthigen Betrachtungen:

„Im nächtlich düstern Raum seiner Höhle brütet nun der müde Leu. Er, zum Thron bestimmt von allen Sternen, von allen Göttern, — brütet Menschenhaß. Ihr, die ihr ihn dazu bestimmt, erhebet seinen Geist! Lasset ihn nicht dem Volke zum Spott und Scheusal werden, das er einst beglücken soll, beglücken kann!

„Seit Augustus ihm Rom's Thore verschlossen hält, — o wie sehr hat das Betragen dieser prahlenden und doch kleinlichen Rhodier sich gegen ihn verändert! Er, ehemals ihr Gott, erscheint ihnen nun als ein Wahnsinniger. Sie möchten gerne tanzen auf dem Rücken des todten Löwen, wären sie nicht feige Hasen."

Während Thrasillus sich diesen Gedanken hingab, kam der Pritane Anthenor aus der Ferne heran. Zierlich gekleidet, und vorsichtig umherspähend, schwebte das Männchen einher wie ein Zephyr, der die Blumen, über die er hinfliegt, aus Scheu vor dem auf ihnen liegenden Nachtthau, nicht zu berühren wagt. Der Astrolog rief ihm zu: „Komm näher, Männlein! Was führt Dich hieher?"

Anthenor. Innige Theilnahme am Schicksale des großen Mannes, den wir wie einen Gott verehren.

Thrasillus. Sage lieber, den ihr verehrt wie die Schiffe den Koloß, wenn sie unter seinen Füßen durchschlü-

pfen! Läge er einmal, vom Sturme gestürzt, am Ufer, — da wäre er ihnen nur ein Gegenstand des Spottes. Laß nun die Zunge aussprechen, was Dir in den Augen blitzt!

Anthenor. Darf ich frei sprechen?

Thrasillus. Du bist ja kein Sclave.

Anthenor. Beim Zeus! Ich bin ein freier Grieche.

Thrasillus. So lange Rom Dich einen sein läßt.

Anthenor. Sag' mir nur vor Allem: Ist denn das Unglaubliche, was man von dem Tiberius erzählt, auch wirklich wahr?

Thrasillus. Und was erzählt man denn? Was nennt man denn auf Rhodos hier unglaublich?

Anthenor (verlegen). Meinst Du, ich wollte damit etwas sagen, was ungebührlich scheint?

Thrasillus. Ich meine, Freund, Du möchtest etwas sagen, und auch nichts, aus Furcht, Du könntest etwa zu viel sagen. Du bist redselig wie alle Griechen, und willst doch mit der Sprache nicht heraus. Wäre ich an Deiner Stelle, ich würde nun beiläufig also fragen: Ist's denn wahr, was die tausendzüngige Fama spricht? Ist's wahr, daß unser göttlicher Tiberius viel menschliche Schwäche zeigt, seitdem Augustus ihm die schöne Roseninsel in einen Kerker verwandeln will?"

Anthenor. Herzensfreund! Du sprichst mir aus der Seele.

Thrasillus. So frag' ich denn aus Deiner Seele weiter:

„Ist's wahr, daß unser göttlicher Tiberius die schönen Pferde, die er sonst so ungeheuer liebte, jetzt müßig an der Krippe stehen läßt? Ist's wahr, daß unser göttlicher Tiberius die Waffen, die er sonst so rüstig schwang, jetzt in der Halle rostig werden läßt? Ist's wahr, daß er, der einst Rom beherrschen soll, die Römertracht mit griechischer vertauscht, weil Rom ihn nicht mehr sehen will? Ist's wahr, daß Einer sich erboten hat, nach unserer Insel herzuschiffen, um das Haupt des Verbannten von hier nach Rom zu bringen?" — Nun Freund! Bin ich nicht ein Meister im Fragen?

Anthenor. Im Fragen allerdings, allein die Antwort bleibst Du schuldig. Du weißt doch, wenn man frägt, geschieht's ja eben der Antwort wegen.

Thrasillus. Oft liegt die Antwort in der Frage schon, und manche Frage löſ't sich in ihr Echo auf.

Anthenor. Das sind Subtilitäten, die ich nicht verstehe, folglich auch nicht liebe. Aber horch! Mich dünkt ich höre in der Höhle etwas rauschen.

Thrasillus. So ist's. Tiberius kommt heraus, um Luft und Licht zu haschen. Sieh nur, wie sein langer Schatten vor ihm wandelt, als wäre er der schwarze Herold seines Unmuths!

Anthenor. Welche verwilderte Gestalt! Mir graut. Ich will mich entfernen, eh' er zu uns tritt.

Thrasillus. Du bleibst!

Anthenor. Sei kein Barbar!

Thrasillus. Nicht von der Stelle!

Anthenor. Ach! Wenn der Grimmige mich tödtet!

Thrasillus. Wer mit Tigern kämpft, jagt keine Fliegen. Sei ohne Sorge!

Anthenor. Verrathe mich nur nicht! Ich bitte.

Thrasillus. Verrathen? Weshalb?

Anthenor. Der Fragen wegen, die Du in meinem Namen aufgeworfen hast. Erlaube mir wenigstens, mich im Gebüsche zu verbergen!

Thrasillus. Mag sein! Verkrieche Dich in Deiner Todesangst!

Der zitternde Pritane verbarg sich hinter einem dichtbelaubten Strauch und wagte kaum zu athmen. Tiberius trat aus der Höhle, setzte sich auf das Gestein neben dem Astrologen und sagte:

„Die Flügel der Sehnsucht trugen mich auf diese Insel. Was Elysium war, ist nun ein Orcus, seit mich Octavian's Machtspruch hier gebannt hält. Ob ich nun liebe oder hasse, ob ich dulde, oder nach Rache lechze, — wen kümmert es? Ich bin hier ein Schatten, ein Nichts! Nur meine Schmach erinnert mich, daß ich noch lebe, ausgestoßen und verworfen."

Anthenor (im Gebüsch). Ist es dahin mit ihm gekommen? Jetzt Muth!

Tiberius. Was rauscht im Gebüsch? Ist Jemand hier verborgen?

Thrasillus. Vermuthlich eine Schlange.

Tiberius. Ich bin der Löwe, den die Riesenschlange Augustus umwunden hält. Vielleicht verwandelt sich der Thron mir in ein Grab. Ich hasse Rom, verzichte gerne darauf, es jemals wieder zu sehen, doch empört es mich, daß mir die Rückkehr versagt ist.

Anthenor (noch im Gebüsche). Steht's so? Da hat die Herrlichkeit ein Ende, und, — den todten Löwen scheut man nicht. (Er tritt vor.)

Tiberius. Kommt eine solche Schlange aus dem Busch? Was suchst Du hier? Zertreten soll ich, Schlange, Dich!

Anthenor. Zertreten mich? Ei seht doch! Geboren hier, bin ich Mitherr der Insel, auf welcher selbst ein Cäsar Fremdling bleibt; und wer mich eine Schlange nennt, — hat Recht, denn ich bin klug, wenn Andere thöricht sind. Wer einen Thron wünscht, sei des Thrones werth! Wer herrschen will, beherrsche erst sich selbst!

Tiberius entbrannte über diese Keckheit des Männleins in heftigen Zorn und rief: „Erfrecht sich das Gewürm, mich zu belehren? Ich will Dir, Schlange, Gift und Tollheit nehmen!"

Mit diesen Worten faßte er den Pritan an der Kehle, schüttelte und drosselte ihn. Mit vieler Mühe gelang es dem Thrasill, den Aechzenden von Tiber's kräftigem Arme frei zu machen. Der kaum Befreite suchte die Ferne zu gewinnen; dann aber schrie er: „So wagst Du den Pritan zu be-

schimpfen? Zum Aufstand ruf' ich alle Rhodier. Auch von hier sollst Du vertrieben werden, wie Augustus Dich aus Rom vertrieb!"

Mit dem letzten Worte ergriff er die Flucht. Tiberius stand unbeweglich, in tiefen Schmerz versunken, und sprach mit dumpfer Stimme: „Und so soll ich die Menschen lieben lernen? Nie wird mir die Erinnerung an das, was ich erlitten, aus der Seele schwinden! Alle die bösen Stunden, die ich erleben mußte, sie werden mir wie böse Geister durch das Leben folgen!"

Thrasillus. Wolkennacht verhüllt den Himmel; Donner brüllen, Blitze zischen, Stürme toben, Fluten thürmen sich — der Fels steht dennoch unerschüttert fest. So, mein Cäsar, laß auch Du die Feinde um Dich her wüthen, und stehe so fest, so ruhig wie der Fels! Wer sich eine herrliche Zukunft bereiten will, der sichere sich zuerst die Aufrechthaltung seiner eigenen besseren Natur! Cäsar Tiberius! Du, dem ich treu ergeben bin, Du, dessen Schicksal ich so gerne theile, gestatte mir, daß ich in dunkler Zeit Dich an den Glanz der frühern mahne, an die Vorzeichen, die dem kaum Geborenen Glück und Herrlichkeit verkündeten! Als die Götter Dich dieser Erde geben wollten, und Livia Dich unterm Herzen trug, versuchte die bange Mutter aus Vorzeichen zu erfahren, ob sie einen Sohn gebären werde. Das Kleinste selbst ward nicht von ihr verschmäht. So nahm sie einer brütenden Henne das Ei, und hielt es wechselweise mit den Dienerinnen wärmend in der Hand, bis ein Hähnchen, das sich die

Schale selbst durchbrach, herauskam. Da entstand dann scherzendes Gelächter und lauter Jubel; der Zeichendeuter aber sprach: „Dieses Kind, ein Liebling der Götter, werde einst die Menschen beherrschen, und —

Tiberius. Verachten.

Thrasillus. Beglücken — sagte er. Haß und Verachtung dürfen nie im Herzen eines Herrschers wohnen. Als Du einst mit den siegreichen Legionen durch Macedonien zogst, da loderten, nahe bei Philippi, von allen Festaltären, die man der Siegesgöttin auf dem Schlachtfeld errichtet hatte, helle Flammen auf, als wollten sie Dir einen Siegeskranz bilden. Schon damals begrüßten Dich alle Krieger als künftigen Herrscher, und Du — widersprachst dem Gruße nicht.

Tiberius. Ich widersprach nicht, ich bejahte nicht. Und hätte ich selbst den Gruß mit Wohlgefallen vernommen, — es war doch nur ein süßer Tropfe, der in ein bitteres Meer fiel.

Thrasillus. Und willst Du die Vergangenheit nicht gelten lassen, so spreche desto kräftiger die Gegenwart! Du weißt, kein Adler horstet hier auf Rhodos, und doch sahen wir beim heutigen Sonnenaufgang den königlichen Vogel auf dem Giebel des von Dir bewohnten Hauses ruhen und der Sonne stolz in's Strahlenantlitz schauen.

Tiberius. Der Adler ist Raubvogel, und hier ein Bild des Schicksals, das mir mein Alles rauben will, des Schicksals, dem selbst die Götter unterliegen.

Thrasillus. Nur Eines noch erlaube mir zu erwähnen!

Als Du gestern bei Sonnenuntergang den Mantel um die Schultern warfst, schien er nicht wie Feuer zu brennen?

Tiberius. Ein Vorzeichen des nahen Leichenfeuers, welches bald meine Gebeine in Asche verwandeln wird. Wahr sind die Sterne, die uns Unheil künden, doch falsch die Menschen, die uns die Sterne deuten; und darum nenne ich Dich einen Lügner und Betrüger, der mich verlocken will. Ja, Verräther! Heuchler! Du stehst in fremdem Solde, Du bist gedungen, an mir einen Schurkenstreich zu begehen. Ein Augenblick hat Dich entlarvt, Du süßer, falscher Schmeichler! Empfange denn sogleich den verdienten Lohn! Fort mit Dir in den Meeresgrund! Dort magst Du die Ungeheuer der Tiefe bethören und beschwatzen.

Tiberius faßte, vom vollsten Vertrauen zu fürchterlichem Argwohn, von Liebe zum Haß, seinem höchsten reizbaren Wesen gemäß, plötzlich überspringend, den Verkannten mit kräftigen Armen, und zog ihn ungeachtet alles Widerstrebens an's Ufer des Meeres, indem er ihm zurief: „Willst Du mich für geistesschwach halten, so sollst Du doch meine Leibeskraft fühlen!"

Schon war Tiberius im Begriffe, den Emporgehobenen in's Meer zu stürzen, als dieser, den Sturz mit Anstrengung seiner letzten Kraft noch abwehrend, dem Wüthenden mit dem Aechzen der Todesangst zurief: „Bezähme nur einen Augenblick Deinen Ingrimm, und eh' Du den

wahrsten Deiner Freunde tödtest, so richte vorher Deinen Blick auf jenen dunklen Fleck der Meeresfläche!" —

Tiberius sah hin, erblickte ein Schiff, und fragte spottend: „Was soll das Schiff?" —

Thrasillus rief in Begeisterung: „Es kommt, D i r die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom zu bringen!" Tiberius fragte, ob er sich durch diese Lüge vom Tode zu retten hoffe. Thrasillus bat ihn, nur so lange ruhig zu bleiben, bis das Schiff gelandet sei.

Das Schiff näherte sich dem Ufer. Man sah, daß es besonders schön und festlich ausgeschmückt war. Es stieß an das Land. Zwei römische Senatoren stiegen aus. Tiberius stand bewegungslos vor Verwunderung und murmelte leise vor sich hin: „Was soll dies bedeuten?" —

Thrasillus erwiederte mit freudiger Zuversicht: „Es soll Dir bestätigen, daß ich die Wahrheit sprach." —

Einer der Senatoren ersuchte, Cäsars verwilderte Gestalt kaum eines Blickes würdigend, den Thrasillus, sie zu dem Hause zu geleiten, welches Cäsar Tiberius in der Stadt Rhodos bewohne. Dieser rief ihm aber hastig zu: „Seid ihr Kaufleute und bringt ihm Gift aus Rom?" — Der Senator erwiederte mit Ernst und Würde: „Wir bringen ihm den Ruf zur Heimkehr in die Heimat: D i r aber mag Dein eigenes Gift genügen." —

Tiberius. Wenn ihr Begnadigung bringt, so wisset: Cäsar Tiberius pflegt Gnaden auszutheilen, nicht anzunehmen. Auch gilt es ihm gleich, hier oder dort zu sterben.

Senator. Du irrest, Tiberius liebt das Leben, obschon er es Manchem nicht gönnt.

Tiberius. Kennst Du ihn so genau?

Senator. Genau? Das wäre wohl kaum möglich. Wer sich jeden Augenblick anders zeigt, zerfallen ist mit sich selbst und mit der Welt, bald mehr als Mensch, bald kaum ein Mensch, ein solches Räthsel aufzulösen, müßte man mehr sein als ein Oedip. Nun, ihr Insulaner, fügt euch meinem Verlangen, und wisset, was ein Römer fordert, gilt stets so viel, als hätte Rom es befohlen.

Tiberius kehrte den Senatoren den Rücken zu, wendete sich an Thrasillus und sagte: „Willst Du das Räthsel lösen, so führe diese Römlinge zu mir. Ich bin das Räthsel!" Der Senator lächelte vornehm, und verlangte Beweise. Da rief Tiberius mit gewaltiger Stimme und in seiner stolzesten Haltung: „Der Befehl ist mein Beweis! Ins Schiff hinein! Des Todes sei, wer den Gehorsam mir verweigert." — Er faßte den Senator und führte ihn zu dem Schiffe, die Uebrigen folgten schweigend; der Redner aber sprach: „Cäsar Tiberius! Wer so Dich sieht, der kann Dich nicht verkennen. Befiehl, und wir gehorchen!" — Tiberius stieg ins Schiff, stand aber plötzlich wie vom Schrecken gelähmt, als er im Hintertheile des Schiffes Ahasver's Gestalt erblickte. Sich bald ermannend, flüsterte er dem Senator in das Ohr: „Wer ist der Lebendigtodte dort? Was will die gräßliche Gestalt in diesem Schiffe, das Freude bringen soll?" —

Dem Cäsar, der seinen Schauder über das unheimliche gespenstische Wesen nicht verbergen konnte, erwiederte der Senator leise und geheimnißvoll: „Er spukt in Rom, wie ein böser Geist, den Keiner kennt und Jeder flieht. Wer er sei, und was er in Rom suche, wie und warum er sich dem Schiffe beigesellt hat, — nicht Einer wagte es, ihn darüber zur Rede zu stellen. Nur so viel ist gewiß: Wen immer dieses grauenhafte Wesen mit seinem bleichen Todtenangesicht grinsend anlächelt, mit seinem Feuerblick durchbohrt, — ihn trifft bald Unheil oder Tod. Er ist der Herold alles Außerordentlichen." —

Tiberius. Des Außerordentlichen Herold? Dann sei er mir willkommen! Ich hasse das Alltägliche. Großes soll durch mich geschehen! Ihr aber, Götter, höret in diesem grauenhaften Augenblicke meinen Schwur! Wie ihr mir Unheil sendet oder Glück, so treffe es die Menschen auch durch mich!" —

Tiberius trat einige Schritte vorwärts gegen Ahasver und rief ihm zu: „Weiche, Schreckbild!" — Ahasver schüttelte stumm und trotzig das düstere, große Haupt. Da entbrannte er im wilden Zorn, und befahl den Schiffsleuten, den verwegenen Unhold in die Fluten zu stürzen. Ahasver aber stürzte, eh' Einer es wagte sich ihm zu nähern, selbst in das Meer, tauchte sogleich wieder auf, und schwamm mit hoch erhobenem Haupte neben dem Schiffe einher. In seinem Innersten mächtig aufgeregt, blickte Tiberius auf das Ungethüm, und sagte beinahe mit Wohlgefallen: „Er trotzt nicht mir allein; er trotzt dem Tod!"

Dann rief er ihm befehlend zu: „So folge mir, Du fremder Gast! Zieh' mit mir ein in Rom! Ob mir, ob Rom, zum Unheil oder Glück, — die Götter wissen's." Das Schiff segelte fort.

IV.

Der Leichenzug.

In Rom herrschte Bestürzung und Trauer. In einem Saale des kaiserlichen Palastes saß einsam Livia Drusilla, die Witwe des Augustus Octavianus, des Herrschers, welchen der Tod in Nola ereilt hatte. An einer Fensteröffnung sitzend, blickte sie schweigend in die Nacht hinaus. Gedanken voll Schmerz und Kummer erfüllten die Seele der Tiefgebeugten: „Gehüllt in Nachtgrauen, trauern Erde und Himmel. Im Schmerz erstarren wir: ich, Rom, die Welt, — im Schmerz um den verlornen Herrn. Noch herrscht die bange Stille der Betäubung. Bald aber wird die Fackel der Zwietracht auflodern; bald werden getheilte Meinungen und Interessen ihr giftgeschwollenes Schlangenhaupt erheben: bald wird die dämonische Gewalt zügelloser Leidenschaften verheerend rasen! Weh den Völkern, wenn Parteihaß das blutgierige Schwert schwingt, und neuer Brand die Welt in Flammen setzt! Wer rettet mich? Wer rettet Rom? Tiberius, mein Sohn! nur Du vermagst nun zu thun, was Keinem außer Dir gelingen kann; und

auch Du vermagst es nur durch mich. Wirst Du erkennen, daß ich all mein Streben einzig dem großen Zwecke gewidmet habe, Dir den Thron zu sichern? daß ich des Gatten Tod verbarg, bis Du aus fremden Land zurückkehrst? Das Leben gab ich und erhielt ich Dir, und auch den Thron will ich Dir geben. Hab' ich nun kein Recht, den Glanz von Beiden mit Dir zu theilen? — Weh mir! Bange Zweifel fassen mich. Des Sohnes Undank — — wär' es möglich? Tiberius undankbar? — Es ist möglich! Sein räthselhaftes Wesen fürchtet Rom; ihn fürchtet selbst die Mutter, die ihn liebt. Scheu wandelt Fama durch Rom's Straßen, und leise spricht die Tausendzüngige: „Stolz ist sein Sinn, und marmorhart sein Herz; nur herrschen will er, nicht beglücken. Mißtrauend Jedem, däucht ihm Jeder böse, damit er grausam sein kann gegen Alle; er schmückt sich aber mit dem Schein von Tugenden, wie sich die Giftpflanze mit hellen Farben schmückt."

„So spricht die Fama, und ihr folgt ein Echo, das weithin durch die fernsten Länder hallt. O müßte doch, zu dem, was fremde Zeugen sprechen, nicht selbst die Mutter auch noch Böses fügen! Doch leider muß ich euch, ihr Götter, zürnen, daß ihr die Lichtseite meines Sohnes mit solchem Schatten umgabt! Nie läßt er merken, was er wünscht und will; seine Worte stehen stets mit seinen Gedanken im Widerspruch. Was ihm verhaßt ist, das scheint er zu wünschen; er scheint zu zürnen, wo er ruhig ist, scheint gütig, wo sein Blut in Flammen tobt, mitleidig, wo er Strafe oder Rache sinnt, zeigt Härte, wo ein sanf-

teres Gefühl sich in ihm regt. Dem Feinde blickt er liebevoll in's Auge, wendet sich vom Freunde mit Kälte weg. Gefährlich ist's, ihn nicht zu verstehen, noch gefährlicher, seinen Sinn zu treffen; denn er will, daß man ihm gehorche, doch ihn nie errathe. So grollt er Jedem, der ihm widerspricht, verachtet aber den, der ihm nachgebend weicht. Er haßt die Offenheit, scheut die Verstellung, und was er eben will, das scheint er nicht zu wollen. Und so kann nur der sich seiner Gnade erfreuen, der ihn genau kennt, doch nicht zu kennen scheint. Und dennoch kann ich es kaum wagen, ihn zu tadeln, wenn ich seinen hohen Standpunkt bedenke. Des Herrschers Seele ist ein Heiligthum; was geheim in ihrem Innern waltet, das darf kein Sterblicher enthüllen; wer aber in den Strahlenkreis der Sonne schaut, dessen Auge muß in dem Glanz des Lichtmeeres erblinden." —

Während Livia sich diesem Gedanken hingab, lichtete sich die Nacht am fernen Horizont; zugleich hob sich ein schwarzer Qualm empor, aus dem ein düsteres Roth hervorglühte. Laidion, die Lieblingssclavin, trat schüchtern und verstört in den Saal.

Livia verlangte Kunde über die beängstigende Erscheinung. Laidion begann mit bebender Stimme:

„Was Dir einst das Liebste war auf Erden, was einst des Reiches Seele war, bereite Dich, o Herrin, es zu schauen, den Weltgebieter, den Gemahl, ein Nichts! Von Nola, wo er starb, kommt der Leichenzug. Die Ersten jeder Stadt übernahmen Cäsar's Leiche. So ward sie mit

frommen Wetteifer von Ort zu Ort getragen. Ein Gefolg von Todten — so vernahm ich es — schien dem Todten das Geleit zu geben, stumm und hinwallend durch die Volks-schaaren, die an den Heerstraßen, den Schatten der Unter-welt ähnlich, wehklagend standen. Als nun der Leichenzug sich unserm Rom genaht hatte, trat ihm der Ritterstand entgegen und übernahm den todten Wanderer. Sieh, wie die Glut der Todesfackeln die Nacht durchdringt und zum Himmel aufleuchtet!" —

Livia, die Matrone voll Klugheit und Seelenstärke, hatte indeß ihren Schmerz so besiegt, daß sie keinen kläglichen Ausbruch desselben besorgen durfte. Sie erhob sich nun rasch vom Sitze und sprach mit Würde: „Geleite mich zur Pforte des Palastes! Liebe und Pflicht gebieten, daß ich die Erste sei, ihn einzuführen in die Gemächer, wo ich des Lebens Lust und Leid mit ihm getheilt. Verstumme, Klage! Sei stark mein Herz! Nicht Mitleid such' ich, nur Bewunderung, sie, die durch das ganze Leben bis an's Grab ihm folgte." —

Sie verließ, stolz dahinschreitend, den Saal. Laidion, die mit gesenktem Haupt ihr folgte, schien die Leidtragende zu sein.

V.

Mutter und Sohn.

In Mitte der Vorhalle des Palastes stand das, mit Purpurstoffen behangene, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Paradebett, auf dem August's Leichnam, in purpurfarbiges Gewand gekleidet, ruhte, das Gesicht gegen die Eingangspforte gerichtet, vor welcher Tannen und Cypressen standen. Neben dem Todtenbette befand sich ein Altar.

Es war nun der neunte und letzte Tag der Ausstellung der Kaiserleiche. Am Eingange standen Senatoren, und Kriegstribunen, hinter denselben die Volksmenge. Livia im schwarzen Kleide mit weißem Schleier und zerstreutem Haare stand am Paradebette. Schmerz mit Hoheit in den Mienen vereinigend, beugte sie sich über den Leichnam und sprach mit lauter fester Stimme:

„Neunmal ist nun die Sonne aufgegangen über diese Leiche. Sie wird neuverjüngt erscheinen; Dein Lebenslicht es ist und bleibt erloschen, und wie die Sonne in Purpurglut vergeht, wirst Du in des Leichenfeuers Flamme vergehen, eine handvoll Staub und Asche auf dem Dir einst gehörigen Erdenkreis. Dahin ist Deine, meine Macht und Größe, Dir aber bleibt unvergänglicher Nachruhm, mir lebenslanger Schmerz." —

Sie ging zu den umstehenden Körben, nahm Blumen daraus, bestreute die Leiche damit, und sprach dazu:

„Ihr Götter des Olymps! Ihr wisset es, wie all mein heißes Streben dahin ging, daß ihm sein Haus sein schönstes Reich auch sei, und daß jede Wunde, welche die Welt ihm schlug, an meinem Herzen ihren Balsam fand. Vergebens suchte ich Deinen Weg mit Blumen zu bestreuen; Du gabst der Welt den Frieden, sie gab Dir nur Zwist und Kampf. Die Blumen, die ich Deinem Leben nicht streuen konnte, — Leiche, nimm sie hin!“ —

Sie zündete dann wohlriechendes Rauchwerk auf dem Altare an, und sprach:

„Du einst der Menschen Herrscher, nun der Götter Liebling! Nimm den Opferduft des Weihrauchs an, der Dir gebührt, wie ihnen, und blicke gnädig auf Dein Reich und mich! Ihr geschlossenen Augen! öffnet euch!“ — Sie öffnete die Augen der Leiche, und rief ihnen zu:

„Saugt ein das Himmelslicht, und senket nur einen Strahl auf mein gebeugtes Haupt! Weh mir! wie starr blickt ihr mich an, ihr Augen! Ich schließe schaudernd meine lebenden vor euch, und drücke liebend meine Lippen auf die todten.“ —

Die Augen der Leiche küssend, sagte sie: „Mit diesem Kuße sauge ich nun Deine Seele in mich! —

Während der letzten Worte war Tiberius eingetreten, und richtete die auf den Leichnam Hingesunkene empor. Livia

erhob sich mit einem Schrei des Entsetzens. Tiberius aber umarmte sie und sagte so sanft, als er es vermochte:

„Vom Tode rufe ich, Mutter, Dich in's Leben. Drücke Du nun für den verlornen Gatten den langentbehrten Sohn an Deine Brust, ihn, der in dem weiten Römerreiche nur die Mutter sucht!"

Livia heftete, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, einen durchdringenden Blick auf den Sohn mit den Worten:

„Und siehst Du in der Mutter nicht die Stufe, die Dich zum Throne dieses Reiches führt? Nichts bist Du ohne mich; durch mich kannst Du Alles werden, was der Mensch zu erreichen vermag. Wird deine Dankbarkeit auch in mir Dein Alles finden? Soll ich, wenn Du zum Gipfel aller Größe empor gestiegen bist, hinab in das Reich der Schatten wandern, oder fort leben! — Du Alles und ich nichts?" — Tiberius erwiederte mit dem weichen Tone des gekränkten Schuldlosen:

„Kann einer Mutter Herz, die ihren Sohn so liebt, wie Du, je solchen Zweifel nähren? Muß ich Dir bei dieser Leiche schwören, daß der Sohn nur für die Mutter lebt? Augustus starb; mit ihm stirbt auch sein Reich. Die Welt ist herrenlos; sie bleibt es auch, bis Zwietracht, Herrschsucht und Parteienwuth ausgetobt haben, und aus dem von Millionen vergossenen Blute erst ein neuer Herr der Erde sich erhebt. Gekrönt mit Siegeslorbeern, eil' ich her; auf diese Leiche leg' ich meinen Kranz, zu Deinen Füßen meine Hoffnungen. Laß mich, den Lebenssatten,

wieder nach meinem Rhodos ziehen, und dort fern von Menschen leben!"

Livia. Und auch vom Mutterherzen fern? Stolzer Sohn! Kannst Du mich entbehren, so kann ich nicht leben ohne Dich. Dein ganzes Leben hindurch war ich Dein Schutzgeist, und je wilder Du warst, desto milder war ich. So will ich auch bleiben, bis die Flamme thut, was mein Sohn noch nicht vermochte, — mein Herz verzehrt. So lange aber dieses Herz schlägt, soll es nur für Dich, Du Undankbarer, schlagen. Dich schmücken muß das Diadem, den Thron des Römerreiches mußt Du besteigen, geschäh es selbst über meine Leiche. Kann ich nicht herrschen über Rom, so geb' ich ihr doch den Herrscher. Nun zaudere nicht länger! Zeige Dich den Kleinen groß, den Feigen mutherfüllt! Versammle sogleich die nichtigen Senatoren in unserm eigenen Palast, damit sie es fühlen, daß sie unsere Diener, nicht des Staates Lenker sind!

Tiberius. Wer könnte, Mutter, Dir zu folgen säumen? Sie, die mir das Leben gab, sie sei mir die Welt! Wäre Deine holde Anmuth mir eigen, und hätte ich die Macht von einem Deiner Blicke, dann träte ich voll Selbstvertrauen in die Senats-Versammlung, eh' ich noch ein Wort gesprochen. Mein Mütterchen! Dir will ich in Allem folgen; könnte ich etwas Besseres thun? — Du willst, daß ich Rom's Kaiser werde, — wer wagt es, mir in den Weg zu treten?

Solche Worte sprach Tiberius, aber Gedanken von ganz anderer Art erfüllten seine Seele. Quälende Unruhe

ergriff ihn; um sich ja nicht zu verrathen, umarmte er die bethörte Mutter mit scheinbar zärtlichem Ungestüm, und entfernte sich hastig, um jeder ferneren Erklärung auszuweichen.

VI.

Der Thronfolger.

Der Senat hatte sich versammelt. Mehrere Senatoren baten den anwesenden, düster vor sich hinblickenden Tiberius, das ihm dargebotene Diadem anzunehmen. Er horchte schweigend. Keine Miene, keine Geberde verrieth, was in seinem Innern vorging. Endlich erhob er das große Haupt; ein zürnender Blick überflog die beklommen horchende Versammlung; dann plötzlich losbrechend, sprach er mit gewaltiger Stimme:

„Ich bin kein Gott; ich bin ein Mensch; das wißt ihr. Verlangt denn nicht das Unmögliche von mir! Zu reizend ist des Herrschers Allgewalt. Blickt in der Vorwelt graue Ferne! Blickt in die Heroenzeit! Blickt selbst in die Dämmerung des Mythenalters! Wohin ihr blickt, seht ihr die Herrschgier walten, im Palast wie in der Hütte. Dem geringsten Sterblichen schien kein Verbrechen zu groß, um einen Thron sich zu erringen, zu dem kein Recht den Anspruch gab. So manches Leben ward geopfert, so mancher Blutstrom mußte fließen, damit dann Einer den Nektarbecher der Macht in vollen Zügen schwelgend leerte. Ihr

aber wollt mir den Thron aufbringen, den mächtigsten der Throne dieser Welt? Schlag' ich ihn aus, so werdet ihr mich zuerst bewundern, — dann vergessen. Nehm' ich ihn an, so wird euch der Halbgott als ein eitler Alltagsmensch erscheinen, wie Tausende vor mir es waren, und nach mir es sein werden. Erblickt dann nun den Halbgott als Menschen! O wie gebrechlich wird er euch erscheinen! Der Jahre sechs und fünfzig sind über diesen grauen Kopf hingeflogen, der über alle Köpfe emporragen soll. Die Sehkraft meiner Augen erstirbt mit jedem Tage; der Cäsar aber soll des Reiches Auge sein, und sein Blick soll nicht nur in jedes Herzens Tiefe, er soll auch in der fernsten Länder fernste Grenzen dringen. Soll ich ein Schattenreich als Schattenkönig lenken? Dafür wolle Jupiter mich bewahren! Ich weiß wohl, was es heißt, ein Reich, wie unser Römerreich zu regieren. Als Octavian's Mitregent, hab' ich es wohl gesehen, wie schwer ein Diadem die Stirne drückt. Frei ist der Landmann hinter seinem Pflug; frei ist der Vogel, der beim Morgenroth emporfliegt, dann Abends unterm Laubdach ruht; frei ist der Quell, der, seinem Drange folgend, bald über Felsen springt, wie's ihn gelüstet, bald Wiesen tränkt, bald unter Blumen spielt: Ein Herrscher aber gleicht dem Sonnengott, der einsam in der Himmelshöhe prangt, den Menschen Licht und Wärme gibt, doch, arm in Mitte seiner Pracht, auf die Erde, die ihn segnet, früh und spät den Thau glanzheller Thränen weint. Auf des Thrones Höhe, lernt man so Manches kennen, von dem man sich im Thale nichts träumen ließ.

Es ist nicht gut, in einem Reiche, groß wie der Römerstaat, allein zu stehen mit nichtiger Menschenkraft, wo tausendfache Kräfte an ihr Ziel zu lenken, und das Widerstrebende in Eines zu verschmelzen ist. Soll ich, den allgemeinen Wunsch erfüllend, des göttlichen Octavian's Nachfolger sein, so lasset denn alle unsere Kräfte uns vereinigen, und das Räderwerk des ungeheuren Ganzen uns klug und weise lenken, damit es nicht, der besiegten Völker Spott, zerfalle, dem Siegeswagen auf der Rennbahn gleich, der vor erreichtem Ziel in Trümmer fällt. Laßt uns denn die Provinzen in drei Theile sondern!

„Italien, die Völkermutter, und Rom, ihr edles Haupt, sei des Einen Antheil; dem Zweiten bleiben die übrigen Länder unsers Reiches zur Verwaltung überlassen; einem Dritten werde der Befehl über die gesammte Heeresmacht übertragen, und so erscheine denn ein neues Triumvirat! Sprecht nun frei eure Meinung aus, wie es römischen Senatoren ziemt!"

Mehrere Senatoren besprachen sich leise; endlich nahm Septimius, von Begeisterung ergriffen, im Namen Aller das Wort, und sagte:

„Cäsar Tiberius! Du, geboren für den Thron des Alleinherrschers, Du, dem des Staates erste Männer das Diadem anbieten, — Du willst theilen, was schon jetzt Dein eigen wäre?"

„Schon dieser große Zug müßte uns bewegen, Dir als dem größten Mann des Reiches zu huldigen. Verbrechen wär's, Dir solchen Ruhm zu rauben. Der Herrschermacht

zwei Theile gibst Du hin, und bleibst unsterblich durch Jahrhunderte. Wir stimmen Dir mit Dank und Freude bei. So wähle denn Dir selbst zuerst! Sprich! Welcher Theil ist's, den Du wünschest?"

Während dieser Rede erhob sich Tiberius mehrmalen von seinem Sitz, auf den er wieder zurücksank. Dunkle Röthe überzog sein Gesicht; seine Augen schossen Blitze nach allen Seiten; endlich rief er, das Haupt hoch emporhaltend, den rechten Arm ausgestreckt, mit donnernder Stimme:

„Senator! Treibst Du Spott mit Deinem Cäsar? Ihm, der — die Götter und die Menschen wissen's — des Reiches Herr, des Thrones Eigner ist, — Du selber hast es ja gesagt, — ihm, der sein Ganzes in drei Theile bricht, ihm willst Du gestatten, daß er einen Theil sich wähle von dem, was er getheilt hat? — Ich müßte lachen, bewegte mich Dein Zittern nicht zum Mitleid. Und doch — es sei! Ich will es euch gewähren. Wählet denn ihr selbst zuerst! Ich nehme dann, was übrig bleibt. Du todtenbleich gewordener Sprecher! Wähle Du vor allen Andern! Willst Du das Haupt Rom's und Italiens sein? Willst Du Beherrscher der Provinzen sein? Willst Du an des Heeres Spitze stehen, siegreich, wie ein zweiter Julius Cäsar? — Du schweigst? Dein Muth ist beispiellos. Verstummend sagst Du mehr als sprechend.

„Nun denn, ihr Uebrigen hier im Senat! Wer von euch will mit mir theilen? Wer nach Herrschaft lüstern ist, der melde sich! — Wie steht's? Kein Wort, kein Laut im

weiten Kreis? Nun, Du stummer Sprecher! wie gefällt Dir denn das allgemeine Schweigen ringsumher? Entferne Dich, um nimmermehr hier zu erscheinen!"

Septimius Gallus schwankte wie ein zum Tode Verurtheilter hinaus; die Mienen der Uebrigen zeigten Furcht, Beschämung und verhaltene Wuth. Endlich erhob sich der Senator Sejanus gefällig lächelnd, und sagte mit sanfter, einschmeichelnder Stimme:

„Cäsar Tiberius! Laß des einen Römlings vorlaute Thorheit nicht uns Römer strafen! Der einzige Mann im Reiche, dessen Geist die Götter mit allen Herrschergaben so reich ausgeschmückt haben, er, der Erste der Römer, will Rom verlassen, weil der Staat ihn, er nicht den Staat bedarf? Nein! Eines solchen Verbrechens ist Cäsar Tiberius nun und nimmer fähig. Er hört den tausendstimmigen Völkerruf und wird Rom's Genius!"

Tiber's zürnende Mienen nahmen einen Ausdruck milder Großmuth an, und er sagte mit einem unheimlichen Lächeln: „Es sei denn! Theilen wollt ihr nicht mit mir; — so nehme ich denn die Last auf mich allein, und bringe mich euch zum Opfer; doch wisset: Nichts will ich eigenmächtig thun; in Allem stehe mir der Senat als Freund zur Seite. Die Gerechtigkeit sei das Palladium, auf das wir unsere Augen heften! Rom's Glück sei unser Streben, unser Ziel! Der Legionen Führer, der Senatoren Freund, des Volkes Vater, — nur so will ich der Erste im Staate sein. Nicht Tempel soll mir Rom erbauen, nicht mein Bildniß in Gold aufstellen! Versprecht mir das! In jedem

Herzen lebe stets mein Bild! Rom sei erfüllt mit Pracht und Ueberfluß! Was ich bedarf, ist nichts als—eure Liebe. Und nun vernehmt mein erstes Machtgebot! Die Geldbeträge, welche Augustus Octavianus in seinem letzten Willen dem Volk bestimmte, sie seien alsogleich Mann für Mann vertheilt!"

Er blickte mit forschenden Augen stolz umher, erhob sich mit Hoheit, und fuhr fort:

„So nehme ich denn die Herrscherlast auf mich, doch, —wahrlich nur so lange, bis ihr selbst es werdet billig finden, meinem Alter die wohlverdiente Ruhe zu gönnen. Nun bleibt mir nichts übrig, als euch, ihr Götter, anzuflehen: Laßt mich nicht länger herrschen, laßt mich nicht länger leben, als das Römerreich meiner bedarf!"

Allgemeiner jubelnder Zuruf erscholl. Tiberius grüßte freundlich mit der Rechten, und verließ, von Sejanus auf seinen Wink begleitet, als Rom's Kaiser den Senat. Die Uebrigen folgten ihm in ehrfurchtvoller Entfernung bis zum Palaste. An einem Fenster desselben stand Livia in banger Erwartung. Als sie den stolz einherschreitenden Sohn und die ihm folgenden Senatoren und das jubelnde Volk erblickte, da rief sie freudig aus:

„Gelungen ist's. Hellfreudig blickt er umher auf die huldigende Menge; hellfreudig glänzt der Himmel über ihm. Gegeben hab' ich einen Herrn den Römern; als Herrin werd' ich gemeinsam schalten mit dem Herrn. Ihm wird Rom, er wird der Mutter huldigen, die mit ihm auf gleicher Höhe stehen wird."

Tiberius trat in das Gemach. Livia eilte ihm entgegen, schloß ihn heftig in die Arme und sagte schmeichelnd und stolz zugleich:

„Willkommen, Imperator! Herrsche nun in Rom mit ihr, die Dir Thron und Leben gab!

Tiberius (spottend). Sehr wahr! Nie konnte Rom den Thron mir bieten, wenn nicht eine Mutter mir das Leben gab.

Livia. Wie sagst Du? Wer gab Dir den Thron?

Tiberius. Nicht Du, nicht ich.

Livia. Spricht so ein dankerfülltes Herz?

Tiberius. Die Wahrheit spricht hier allein.

Livia. Und zückt den Dolch auf meine Brust.

Tiberius. Entsage dem Kinderspiel hochmüthiger Phantasie! Erst Roma, dann die Mutter! So ist's recht. Mein ist der Thron! Ich theile ihn mit keinem Gott.

Livia. Auch mit der Mutter nicht, der Du ihn dankest?

Tiberius. Erwache aus dem Lieblingstraum!

Livia. Um wie ein Icarus, mit geschmolzenem Wachsflügel aus der Himmelshöhe auf einen Fels herabzustürzen! Mein Sohn, wie so plötzlich hast Du Dich verwandelt! Wie bitter hast Du mich getäuscht!

Tiberius. Mag sein! Der Aetna zeigt sich bald in stiller Größe, bald stürzt ein Feuerstrom aus seinem Schlund. An seinem Fuße ruhen blühende Städte und fröhliche Villen; der Wälder Pracht umgürtet seine Mitte;

mit Eis und Schnee gepanzert starrt sein Haupt. Du siehst am Menschen wohl des Aeußern Ruhe oder Schrecken, doch was in seinem Innern wühlt und glüht, das erklärt Dir kein Empedokles, kein Gott. — Nun, weine nicht, mein kluges Mütterchen! Und wenn Du durchaus weinen willst, so weine Freudenthränen! Du hast es gut gemeint mit mir; ich weiß es; doch was ich bin, verdank' ich mir allein. Sei stolz auf Deines Sohnes Verdienst und Herrlichkeit! Das Schicksal ward müde, mich zu verfolgen, und gab mir endlich den Lohn, der mir gebührt. Es hat sein Gutes auch, wenn eine Gottheit oder das Schicksal unser Schuldner ist. Der Thron, der mir zuerst so glänzend schien, ward mir verhaßt; er bietet kalte Macht, nicht warmes Lebensglück. Ich schlug ihn aus. Ihn anzunehmen, bat mich der Senat. Ich trug auf dreifache Theilung des Reiches und der Staatsgewalt an, und wollte einen der drei Theile auf mich nehmen.

Livia. Wahnsinniger! Verschleudern wolltest Du, was Dir die Mutter gab? An Fremde wolltest Du verschenken, was Du mir verweigerst?

Tiberius. Nicht Einer von den Senatoren fand sich fähig, auch nur einen Theil auf sich zu nehmen. Allen aber ward es klar, ich sei der einzige Mann im Reiche, dem die Götter alle Gaben eines zum Herrscher Geborenen verliehen haben. Und so ward das Diadem mir aufgedrungen. Der Sohn theilt mit der Mutter nun das Herz, doch nicht den Thron, weil ihm die Mutter theurer ist als die Mitherrscherin. Die Liebe sei

Dein Reich, das meine — Rom! Auf ruhigeres Wiedersehen!

Tiberius verließ, ironisch lächelnd, das Gemach; Livia aber rief, dem vollen Ausbruche von Zorn und Schmerz sich hingebend: „Ruhiges Wiedersehen? Wenn Ruhe sich mit Höllenqual vereinigen läßt, dann werde ich ruhig sein. Verloren ist der Thron für mich; gebt, ihr Götter, mir für den Thron das Grab! Ich, des todten Cäsars Gattin, bin jetzt ein Nichts! Ich, des neuen Cäsars Mutter, — ein Nichts! Vernichtet aber, wie ich bin, ruf' ich, Tiberius, als Erynnie dir zu: Zermalmen wirst Du Rom wie mich. Weh' über Dich! Weh' mir! Weh' Deinem Rom!"

Heftiges Zittern ergriff die Wehklagende; sie sank bewußtlos zu Boden.

VII.

Des Schwelgers Ende.

Der reichste und zügelloseste Schwelger jener Zeit war Caelius Apicius. Er, der Selbstzerstörer an Leib und Seele, ward, nachdem er alle Genüsse des Lebens erschöpft hatte, endlich des Lebens selbst müde, welches jeden Reiz für ihn verloren hatte. Von einer, dem Wahnsinne nahen Idee ergriffen, faßte er mit der ihm eigenen Heftigkeit den Entschluß, die mißbrauchte schöne Himmelsgabe als unerträgliche Last von sich zu werfen, mitten im Vollgenusse,

wozu seine Schätze und Verhältnisse ihn lockten. Wir finden ihn im großen Speisesaale seines Palastes. Im Hintergrunde stehen mehrere Tische, mit Ruhebetten umstellt, reich besetzt mit Speisegeschirr und Weingefäßen. Der Fußboden und die Tafeln sind mit Blumen bestreut. An den Wänden hängen Kränze und Guirlanden von Rosen. Thüren und Fenster sind mit Lorbeerzweigen und mit vielen goldenen, hell aufleuchtenden Lampen besetzt. Das Gastmahl ist so eben geendigt. Die vielen Gäste verlassen im fröhlichen Taumel den Saal. Tänzerinnen und Flötenspieler entfernen sich tanzend unter lieblichen Tonweisen. Apicius blieb allein, blickte, in des Saales Mitte stehend, den Scheidenden mit düsterer Miene nach, und brach endlich in die Worte aus: „Da schwinden sie hin wie Traumgestalten, des nichtigen Lebens hochgepriesenes Schattenspiel! Verklungen sind die Sirenentöne der schmeichelnden Flöten; als nichtige Wahngebilde erscheinen die verlockenden Künste der Tänzerinnen. Stumm und leer ist nun Alles rings um mich. Es war das letzte Lustgelag; nun kommt der ungesellige Ernst und findet mich einsam und allein unter einer Fülle von Rosenduft und Feuerglanz. Die Rosen duften, die Lampen glühen, — und doch sind meine Lebensfreuden abgewelkt und verglommen. Rose! Du bist das Sinnbild der Verschwiegenheit; Du deutest mir, daß auch ich bald verstummen soll. Man streut Blumen auf die Gräber; so soll dieser Saal bald mein Blumengrab werden. Träumt einem Kranken, daß ein Kranz von Rosen sein Haupt umwindet, so kündet dies seinen nahen Tod, denn die

Rosen welken schnell. Ich bin ein Kranker, und mein Lebenstraum ist aus. Wer einen Todten ehren will, besucht, eine Lampe in der Hand, sein Grab; so bin ich hier in lampenheller Todesnacht und entschlafe auf Rosenbeeten."

„Sclaven! bringt mir die Mamonskisten hieher! Stellt sie vor mir, zum letzten Ueberblick von meinem Gold und meinem Leben!"

Mehrere Sclaven brachten sechs, mit Goldmünzen gefüllte Kisten. Apicius öffnete sie und fuhr dann fort:

„Wie das Gold mich anblickt mit seinen Feueraugen! Wie die rothe Glut mir Funken in die Seele sprüht! Wer widersteht dem lockenden Sirenenliede seines bezaubernden Klanges, wenn es ihm zuruft: „Bin ich dein, so ist auch die Welt dein! Ihm, dem ich diene, dient Alles, was da lebt auf Erden."

„O Zeus! Du armer Gott der Götter! Ueberlasse deine Stelle dem Plutus! Wo der allgewaltige Gott des Reichthums sich zeigt, da schwindet dein Olymp. Nur Eines tadle ich an dir, mein Plutus! nicht daß du blind bist,—denn Zeus that dir dies aus Schelsucht, — doch daß du, zu den Menschen kommend, so lendenlahm, so schleichend dich ihnen näherst, dann aber, von den Beschenkten scheidend, schnell wie Pfeil und Blitz, und hohnlachend fliehst, wenn der Verzweifelnde in seinem Schmerz vergeht. Ich, du Glanzgespenst, bin kein so schwachsinniger Thor! Eh' du von mir fliehst, verlasse ich dich. Zu langes Leben ist des Lebens schwerster Fluch. Ich will nicht Sclave

des Todes sein; nicht als seine Beute führe er mich fort! Nein! Er muß kommen, wenn mein Wink ihn ruft."

„Genossen habe ich, was der Baum des Lebens an Blüten und an Früchten trägt, was Sinnenglut und Phantasie gewähren kann. Mir diente jedes Element. Der Freude vollen Becher hab' ich, bald stürmisch, bis auf die Neige ausgeleert, bald tropfenweise lüstern karg geschlürft. Tausende von Gästen schwelgten an meinem Tische; was Könige kaum in einem ganzen Jahre vergeuden, um ihr Volk im Freudentaumel zu erhalten, das ward in meinem Hause an einem Tage verpraßt. Zerstoben ist nun der Nektarschaum des Daseins; hingeschwunden sind meine Millionen, mit ihnen Kraft und Lebenslust. Soll ich nun ein Bettler sein an Gold und Geist? Schnell verglimmt das Morgenroth, schnell welkt die Blume. Das Schönste überlebt sich nicht, und so, wie es einmal in seiner Fülle und Herrlichkeit da war, kommt es nie wieder. Er, den nicht goldene Schwingen emporheben, kriecht wie ein Gewürm auf dem dürren Sandboden der Erde. Ich kann nicht mehr fliegen, — und kriechen will ich nicht."

„Ihr Kisten, mit Gold gefüllt! verschmähter Rest meiner Schätze! Leicht mögt ihr einen Andern hoch beglücken, mir aber, mir genügt ihr nicht. Ihr seid entlassen; dienet einem andern Herrn! Dienet, wem ihr wollt! Nein — nein! nicht, wem ihr wollt! Ihr müßt gehorchen, ihr sollt dem nur dienen, der mir gleicht, der mit mir praßte, mit mir schwelgte, sollt dienen meinem zweiten Ich, sollt dienen meinem Freund Sejan! Er, der

Gefährte meines Götterwahnsinns, Genüsse liebend, Menschen hassend, sein Gott sich selbst, die Welt sein Sclave, er wird euch vergeuden gleich mir, wird euch als feindselige Dämonen in die Welt aussenden. Er sei der Erbe von dem Reste meiner Schätze, die ich wegschleudere wie Brosamen! Er sei der Erbe dieser goldenen Hefe,— doch auch der Erbe meines Thun und Denkens! In ihm will ich fortleben. He, Syrus! Du altes treues Marmorbild im Atrium meines Hauses! Zu Ende ist das Fest, mein Leben auch. Bring' Wein und meinen — Dolch!"

Syrus, der im Dienste des Apicius ergraute Sclave, entfernte sich gehorsam, schweigend und tief betrübt. Apicius blickte mit spöttischem Lächeln nach ihm und sagte:

„Am Rande des Grabes steht der greise Thor, dem jeder Augenblick gezählt ist, und dennoch schreckt ihn der Gedanke: „Tod!" Dem Elenden, der nur des Lebens Last und Schattenseite kennt, ihm graut, soll er einen Andern sterben sehen. So theilt das Schicksal doch gerechter, als wir es glauben. Der Arme, der den Reichthum nie gekannt hat, lebt froher als der Reiche, der verarmt. Der Arme, der vom Lebensquell kaum nippt, liebt das Leben, weil er es nie erschöpft hat."

Syrus brachte, gesenkten Hauptes, den Dolch; ihm folgte ein Sclave, welcher Weingefäße und einen mit Edelsteinen besetzten goldenen Becher trug. Apicius setzte sich, nahm Tafel und Griffel, und schrieb seinen letzten Willen. Dann sprang er auf und sagte:

„Geliebt, mit Leidenschaft geliebt, hab' ich eine Buhlerin, und diese Dirne war das üppige, schamlos verschwelgte tolle Leben. Sie war mir mein Alles; nun bin ich ihrer satt. Liebchen, fahr hin! Noch einmal will ich dir in's Auge schauen, noch einmal dich an meine Brust drücken; dann fort mit dir! Wir passen nicht mehr für einander. Nicht im Knochenarme der kahlköpfigen Armuth, sondern im Schooße des Reichthums soll der Tod mich finden. Freiwillig steh' ich vom Gastmahle auf und scheide nun von der Fülle meines Glückes."

Er faßte den Dolch, hielt ihn empor und rief ihm zu: „Du Stahl, mit dem ich einst im wilden Taumel die Brust des Freundes durchstach, du sollst nun auch die rothe Quell meines Lebens öffnen! Kredenze mir, Alter, den letzten Becher, dann sei er Dein! Laß nun den sonnenhellen Falerner sprudeln! Laß den Nektar von Lesbos Felsen schäumen! Nun beginnet, Libationen!"

Apicius ergriff den gefüllten Becher, goß vom Weine auf den Marmorboden und trank. Während dessen war Ahasver unbemerkt eingetreten und im Hintergrunde des Saales stehen geblieben. Apicius fuhr fort, seine letzten Gedanken und Empfindungen auszusprechen:

„Euch, ihr Götter im Olymp, euch dank' ich mein Lebensglück! Ihr seid reich an Freudengenüssen aller Art, doch reicher noch als ihr war ich. Oft hab' ich euch zum Freudenkampf herausgefordert — und im Kampfe besiegt. Ein Mensch, der zu den Göttern sich erhebt, ist mehr als ein Gott."

Apicius ergriff den Becher, hielt ihn hoch empor, goß einige Tropfen auf den Boden und rief:

„Ihr Götter im Schattenreich! Auch mit euch will ich es nicht verderben. Schon fühle ich die Feuerwogen eures Phlegeton in meinen Adern. So recht! Gießet mir Flammen in's Blut! Gebt mir Wahnsinn als Gefährten zur Reise in das Reich der ewigen Nacht! — Und nun, Mutter Erde, du alte Sphynx, voll von Betrügern und Betrogenen, von Tugenden mit dem Laster verschwistert, und von Lastern, die sich mit der Larve einer Tugend schmücken, — Circe, du altes Zauberweib, leb' wohl! Lebt wohl, ihr Erdenkinder alle, die sich auf der großen Rennbahn des Lebens abmühen, ringen und kämpfen, bald mit den wilden Thieren aller Leidenschaften, bald mit einander selbst, — lebt wohl! Ich sehne mich nach Ruhe. — Wer drückt mir die Augen zu? Ist's der Schlaf, der mich betäuben will? Hinweg, Schlaf! Dein Bruder Tod soll wach mich finden. Wie kommt's, daß der lampenhelle Saal sich so plötzlich verdunkelt? Fackeln her!"

Apicius versank in eine halbe Betäubung, in welcher das schwache Bewußtsein mit einem Schwarme von bunten Phantasiebildern kämpfte. Während er auf das Ruhebett zurücksank, trat Ahasver, der unheimliche und graunhafte Scenen aufzusuchen pflegte, in das Gemach. Der Anblick des lebenssatten Schwelgers fesselte seine ganze Aufmerksamkeit, bis endlich seine Zunge das, was schon in seinen bald starren, bald wildrollenden Blicken zu lesen war, mit dumpfer Stimme aussprach:

„Ein Todes-Bacchanal! Zur guten Stunde führt mich mein böser Dämon her; zu solchen Lustgelagen ladet mich das Schicksal gern als seinen liebsten Gast. Schwer drückt nun des Lebens Sündenlast den Schwelger, und das verwirkte Dasein ekelt ihn an, wie einer schönen Giftblume betäubender Duft. Der Spruch: „Der Leib soll dienen, herrschen soll der Geist!" blieb ihm ein dunkles Räthsel. So starb sein Geist noch vor dem Leib. Und dennoch ruf' ich: „Wohl ihm! Ihn drückt des Lebens Bürde; er wirft sie ab, er ruft den Tod, und der Gerufene erscheint."

Apicius fing nun an, sich von seiner Betäubung wieder zu erholen. Er befand sich in einem Zustande zwischen Träumen und Wachen, worin er das Spiel der aufgeregten Phantasie von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden vermochte. Endlich öffnete er die Augen; sein erster Blick fiel auf Ahasver. Von geheimen Schauer ergriffen, rief er, auf das Ruhebett zurücksinkend, mit abwehrend ausgestrecktem Arme:

„Seh' ich der Zukunft Nachtgestalt vor mir? Wer bist Du, Fremdling mit dem Menschenangesicht, und doch kein Mensch? Was heftet sich Dein Feuerblick so starr auf mich? Ja — ich erkenne Dich; Du bist Ahasver, der Ruhelose! So nennt Dich Rom, dem vor Dir graut. Tritt näher mir, Phantom! Du kommst unangemeldet wie das Schicksal, und doch erwünscht. Sei mir willkommen, und bringe Rom die Kunde, wie ich starb!"

Ahasver erwiederte hohnlächelnd: „Mich, der nicht sterben darf, ergetzt des Todes ernstes Possenspiel."

Apicius raffte sich auf und sagte heftig: „Das sollst Du sogleich sehen. Komm, alter Syrus! halte mir diesen Dolch an die lebenssatte Brust! Ein Druck in's Herz — und Du bist frei.“

Dem Sclaven bebte die Hand, als er, dem Befehle des Gebieters gehorchen wollend, den Dolch faßte. Er ließ ihn fallen. Apicius lächelte mit verächtlichem Mitleid und sagte:

„Thor! Du hast nie gelebt; deshalb verstehst Du auch nicht, wie man lebenssatt sein kann. Du saßest nie bei einem schwelgerischen Gastmahl, wo Sinnenlust den Sinn zum Wahnsinn treibt, und Phantasie das Erdenleben zu einem Göttertraum verklärt; darum kennst Du, Armer, auch nicht die Götterlust, vom Lustgelag des Lebens als übersättigter, freudenmüder Gast im trunkenen Uebermuthe aufzustehen. Gehorche, Sclave, dem Befehle Deines Herrn! Ich lasse Dir die Wahl, zu tödten, oder selbst zu sterben.“

Syrus erwiederte leise, mit zitternder Stimme: „Dich tödten kann ich nicht; gib mir den Tod!“

Ahasver fühlte jetzt eine flüchtige Aufwallung von Mitleid für den greisen Sclaven bei dem Gedanken, daß der Getreue sein Leben, das so rein dahin geflossen war, nun durch einen Mord beflecken sollte, durch eine That, vor welcher sein Innerstes sich entsetzte; Apicius aber rief dem Zögernden gebieterisch zu:

„Eh' Du den Todesstoß führest, nimm meinen letzten Willen hier! Sejan, der mir die Leichenreden auf dem

Forum halte, er sei der Erbe meiner Schätze! Tiber soll sie nicht an sich reißen; dem Sejan aber verleihe mein Gold die Macht, dem Cäsar die Stirne zu bieten. Nun, feiger Sclave, nimm den Dolch, und halt' ihn meiner Brust entgegen!" —

Syrus stürzte dem Gebieter zu Füßen, schluchzte und sprach, die Hände ringend: „Zum erstenmal in meinem Leben versag' ich Dir den Gehorsam, o Herr! Auf meinen Knien beschwöre ich Dich, bei allen Göttern: Schleudere des Lebens Himmelsgabe nicht undankbar und vermessen von Dir!" —

Apicius stieß zornentbrannt den Sclaven mit dem Fuße, daß er wehklagend zu Boden stürzte; dann wendete er sich mit Heftigkeit gegen Ahasver und fragte:

„Nachtphantom! wärest Du etwa geneigt, mich in das Reich der Nacht zu fördern?" —

Ahasver erwiederte mit schauderhaftem Lächeln: „Glücklicher! Dich zwingt kein Fluch zu leben; Du suchest den Tod und sollst ihn finden. Der Ruhelose gibt Dir die Ruhe." —

Apicius ergriff den Becher, leerte ihn auf einen Zug und sagte: „Auf Dein Wohl!" —

Ahasver nahm den Dolch und hielt dessen Spitze dem Apicius entgegen. Er stürzte sich hinein; der Dolch stak fest. Ahasver heftete starre Blicke auf den Todten. Nur das Wimmern des alten Sclaven unterbrach die tiefe Stille. Endlich zog Ahasver den Dolch aus der durchbohrten Brust. Ein Blutstrom brach hervor, quoll, floß schwächer, stockte.

Ahasver beschaute die Wunde; dann sagte er dumpf und leise:

„Gerad in's Herz! Es schlägt nicht mehr in wildem Ungestüm; es ruht! Es war ein schlechtes Herz — doch nicht von Stein, wie das in meiner Brust. Wird mir die Todesruhe je zu Theile werden? Jahrhunderte mit ihrem Elend und mit ihren Lastern werden wie ein Strom hinbrausen über meinem Haupt; vor meinen Augen werden tausend Gräber sich aufthun, — doch kein Grab für mich. Ich Böser war sein guter Geist; ich Ruheloser — ich gab ihm die Ruhe. Du Geist der Allmacht! Auf Deinen Wink wird einst die Finsterniß in Licht sich wandeln. Der Haß in Liebe, das Böse in Gutes, der Tod in Leben, die Zeit in Ewigkeit, und das Chaos unerklärter Zwiste in Harmonie; — wird dann auch enden meine Qual? Wird, wenn Er wiederkommt, wie er verhieß, auch mir der Seelenfriede und die Liebe? — — Fort, Wahngebilde der zerknirschten Frechheit! Ich bin die Finsterniß, der Haß, die Zwietracht; sie werden sich einst auflösen in Liebe, Licht und Harmonie an dem Ziel, wo mich die Vernichtung trifft. Den Höchsten preise dann mein letzter Fluch!" —

Jetzt trat Sejan in das Gemach. Der Anblick der Leiche ergriff ihn, obschon Apicius ihm sein Vorhaben nicht verheimlicht hatte, mit solcher Gewalt, daß er einige Zeit stumm und starr an der Thürschwelle stehen blieb. Ahasver blickte höhnisch nach ihm und sagte halblaut: Den Schwelger

schreckt des Schwelgers Ende. Recht so! Es gibt ein Etwas, das wie eine schwarze Wolke aus lichter Höhe in das Leben schaut; ein Jeder sieht's, doch Keiner mag es nennen, und Mancher möcht' es gerne läugnen, doch ruft in seinem Innern eine Stimme: „Verläugnen kannst du es, weg läugnen nicht! Verscheuch es hundertmal, es kommt doch wieder, wo Du es am wenigsten erwartest."

„Des gleichgestimmten Wüstlings Seele starrt; ein Sturm durchtobt sein Innerstes. Fährt ihm der blutige Dolch ins eigene Herz? Sieht er im Leichnam schon sich selbst entseelt?" —

Sejan faßte Muth. Er trat zu dem Todten und heftete seine Augen fest auf ihn. Der Schmerz ging aber bald in zürnenden Unwillen über, und er rief der Leiche zu:

„Wahnsinniger, der unter Schätzen sterben, in Lebensfülle das Leben wegschleudern konnte! Dahin sind nun die schönen Lustgelage, dahin die Rosen; nur die Dornen sind geblieben. Du nahmst das Leben Dir, die Freude mir. Hast Du mich so geliebt? Wer ist nun Herr von Deinen Schätzen? Der Staat! Das heißt: Tiber! Wohlan denn! Hast Du Deinen Freund vergessen, so sei auch Du von mir vergessen! Du Nichts sei nun auch mir ein Nichts!" —

Sejan erblickte nun den seitwärts stehenden, ihn forschend anblickenden Ahasver, und sprach leise: „Er hier, den Niemand kennt, und Jeder scheut? Er ist des Unglücks Herold oder Diener, wo immer er sich zeigt. Wie

schauerlich! Vor mir ein Leichnam, ein Gespenst, und Kisten, flammenhell von Gold!" —

Ahasver näherte sich dem Sejan, und sagte: „Sohn des Lasters! wende weg den Blick vom Sohn des Lasters, und huldige dem Feuergeist des Goldes! Was Du hier siehst, Palast und Schätze, — sie sind Dein!" —

Mit diesen Worten reichte Ahasver dem Sejan die Tafel, auf welche Apicius seinen letzten Willen geschrieben hatte. „Wie? rief Sejan, mein, sagst Du, mein?

Lesend sagte Sejan mit gepreßter Stimme: „Im Tod ist Wahrheit wie im Wein. Er warf das Leben von sich, wie man einen bis auf den letzten Tropfen geleerten Becher von sich schleudert; doch blutig enden sollte er nicht! Was freudig lebte, soll auch freudig sterben."

Ahasver. Er starb, den Becher in der Hand, als Dein würdiger Freund in Schwelgerei und Sinnenlust.

Sejan. Du wagst es, mich und ihn zu lästern?

Ahasver. Ich war's, der ihm die Last des Lebens abnahm. That ich es nicht, der Feige lebte noch, und Du bliebst ohne Gold.

Sejan. Mein, Alles ringsumher mein?

Ahasver. Und wie lange wird's Dein bleiben? Du stehst hier zwischen Leichnam, Gold und Wein. Freudenkränze lächeln um des Lasters Stirne und schmücken die Verwesung. Was Du bisher mit ihm getheilt hast, ist nun Dein Eigenthum, Du aber bist des Todes Eigenthum, bist nun der Erbe seiner Schätze und seiner —

Laster. Was ihm zu wenig war zum Leben, Dir genügt es zum Verderben.

Sejan. Gold und Palast mein eigen nun in einem Wunder-Augenblick des Glückes, als ging die Sonne auf um Mitternacht! Geistloser Freund, der meinen Geist entflammt! Was Dir zu wenig ward, wird viel in meiner Hand. Ja, Freund! Der Sinnenlust dient das Gold als Sclave, dem Ehrgeiz aber als ein mächtiger Dämon. Empfange, edler Schatten, meinen Dank! Ein Marmorgrab soll sich Dir erheben. Rom soll über die Pracht Deiner Leichenfeier staunen, und wer der Lyra Saitenspiel zu rühren weiß im Geist der Sänger Griechenlands, soll Deinen Ruhm der Nachwelt verkünden.

Ahasver. Und kraft der Sehergabe, die mich in den Schlund künftiger Jahrhunderte blicken läßt, verkünde ich Dir, daß Du einst diese Leiche hier um ihren Todesschlaf beneiden wirst. Kurz ist das Menschenleben und wird durch Leidenschaft und Unnatur noch mehr gekürzt. Was kann unsicherer sein, als dieses Dasein? Sein Werth, heut so hoch gestellt, ist morgen Nichts, denn Flut und Ebbe wechseln ohne Ende; wie Nacht dem Tag, so folgt das Leid der Freude nach. Das Streben nach dem Höchsten sinkt in Staub. Weh' aller Tugend, wenn sie einen andern Lohn sucht als in sich selbst! Das Beste wird zu spät erkannt, weil jede Zeit sich für die klügste hält. Fort mit der Zukunft! Der Augenblick sei Dein Gott! Sing heute mit den Vögeln! Heule morgen mit den Wölfen! Genieße, schwelge und vergeude! Mach Dich zum Götzen, dem Al-

les dient, und ist das Spiel zu Ende, dann ende wie Dein Freund; doch statt des bösen Goldes lasse nichts zurück, als Deine Asche! So geht kein Erbe durch Dich zu Grunde, und Du gehst klanglos aus dem Leben, ohne Freund und Feind!

Sejan. Soll ich klanglos aus diesem Leben gehen? verachtet wie das Nichts, das vor mir liegt? Soll ich verschwelgen diese Schätze, gleich ihm, der nun bettelarm im Schooß des Goldes liegt? Ich, Cäsars Liebling, angestaunt vom Volk und vom Senat, will nicht Fortuna's Sclave sein. Mein Reichthum ist mein Geist; ich selbst bin mir das Glück. Dieses Gold sei mir, was günstiger Wind dem Schiffer ist; es führe mich im Flug an's Ziel! Genug des Schwelgens! Mein ganzes Streben geht jetzt nur nach Macht und Glanz. Mein ist dieses Gold, und durch das Gold sei mein die Welt! Keinen duld' ich ferner über mir. Tiber! Du bist nicht meiner, nicht des Thrones werth. Dein Liebling bin ich, — darum haß' ich Dich. Nicht herrschen soll, wer sich beherrschen läßt. Du spielst mit Menschenleben, ich mit Dir. Weg mit dem Diadem von Deinem Haupt!

Ahasver. Das Gold betäubt nicht minder als der Wein. Schon faßt ihn des Wahnsinns Hochmuth. Flieg empor, dann falle um so tiefer!

Sejan. Als Halbgott meiner Zeit steh' ich gefürchtet da, — allein, — sind nicht Gebirge noch zu übersteigen? Lebt Drusus nicht, des Herrschers toller Sohn? Er lebt, so lang Sejan ihn leben läßt Er falle! Doch das Wie?

Gedanke, meiner würdig! Dich halt' ich fest. Sein Weib, — sie diene mir zur Erreichung meines Zweckes, sie, die mich liebt, mit aller Glut der Leidenschaft. Livilla! zeige nun die Stärke Deiner Liebe! Bring' ihn mir zum Opfer, mir, dem alle Frauen huldigen; die schönsten, deren Rom sich rühmen kann, sie sind mir dienstbare Geister, die mir das Geheimste enthüllen, was jeder Tag gebiert. Livilla opfere mir den Gatten, dann sei sie mein, und Herrscherin, durch mich, mit mir!

Ahasver. Ein Thron ist schön, doch führt ein steiler Weg zu seiner Höhe hinan, vor welcher ein schauderhafter Abgrund gähnt. Nimm mich zu Deinem Führer und Gefährten!

Sejan. Du trägst den Tod im Auge, Schreckgestalt! Bist Du ein böser Geist, so diene mir und fordere Deinen Lohn!

Ahasver. Lohnt nicht die That? Bist nicht Du selbst mir Lohn? Wenn ich Dir diene, dien' ich nur mir selbst. Du sollst mich nicht als willenloses blindes Werkzeug zu feilem Sclavendienste brauchen; Gedanken aber will ich Dir einflößen, vor deren Kraft und Größe die kühnste That der Gegner Dir erbleichen soll. Strebe nach dem Höchsten! Scheue nicht Gold noch Blut! Sie bewirken das Ungeheuerste. (In sich murmelnd.) Sei ohne Herz und ohne Gott, und finde dann im Leben keine Rast, im Tode keine Ruhe!

Sejan. Du Wesen, wie mir keines noch erschien! So sei denn zwischen uns der Bund geschlossen! Du

bedarfst nicht meiner; ich aber kann Dich kaum entbehren. Gold und Palast sei Dir nun anvertraut! Schalte, wie's zu meinem Zwecke frommt! Ich muß Dich nun verlassen, um Vieles öffentlich, noch Mehreres im Stillen anzuordnen. Wir finden uns hier wieder. —

Als Sejan das Gemach verlassen hatte, verbreitete sich auf Ahasver's Antlitz der Höllenglanz wilder Freude, und er sprach, dem Scheidenden nachblickend:

„So fügt sich nun Alles, wie sich's fügen soll. Der Fluchbeladene bringt Dir den Fluch. Geist des Verderbens bist Du dem Tiber, — ich Dir. Die Kette bildet sich nur Glied für Glied; einmal gebildet aber, fesselt sie den Frevler an den Todesblock.

VIII.

Der Günstling.

In einem Gartenhaine des kaiserlichen Palastes ging Sejan mit hastigen Schritten umher. Die Gedanken an den beabsichteten Mord des Drusus erfüllten seine Seele. Was in ihm vorging, drückte das folgende Selbstgespräch aus:

„Ist's böse That, wenn ich den Unhold tödte? Sein Tod ist für die Welt, ist für sein Weib ein Glück. Freiwillig gab Apicius sein Leben hin; warum soll Drusus es nicht hingeben müssen? Wird ihn Rom vermissen? Nimmer!

Tiberius soll in mir einen Sohn finden, Rom sein künftiges Oberhaupt. Was ist denn auch das Leben? Ein Nichts im Traum; wer es verliert, verliert ein Nichts, von dem er träumte. Wer sagt, es sei sein Leben sein, der ist ein Narr. Vom Himmel fällt ein ausgebrannter Stern, ein Bergsturz begräbt die prächtigste der Städte; die Insel sinkt durch ein Erdbeben in den Meeresgrund, — der Mensch fällt durch Menschenhand. So war's, so ist's, so bleibt's! —

„Ruht Drusus Asche einmal in der Urne, dann fordere ich Livilla vom Tiber zum Weibe. Des Sohnes Witwe gibt mir das nächste Recht zum Thron. Wagt Tiber es, sie mir zu verweigern, so treffe ihn des Sohnes Loos!" „Noch keine Kunde? wie? lebt Drusus noch? Stark ist sein Riesenleib, noch stärker aber ist des Giftes unfehlbare Kraft, die schnell zerstörend wirken muß. Wäre ein Mißlingen möglich? Gedanke dieser Möglichkeit! Du durchglühst mir selbst wie Gift die Adern. Der Sclave — that er seine Pflicht? Die Freiheit versprach ich ihm; was thut ein Sclave für die Freiheit nicht! Was wagt ein Weib aus Liebe nicht! Ein Sclave, ein Weib und ich Sejan — was kann einem solchen Bunde mißlingen?" —

Sejan erblickte nun in weiter Entfernung den Sclaven, der so eilte, daß er ein paarmal das Gleichgewicht verlor, zu Boden fiel, wieder aufsprang, und, als er seinen Herrn erblickte, zu fliegen schien.

Sejan rief ihm entgegen: „Kommst Du als Sclave, oder als Freigelassener zurück?"

Sclave. Dein Auftrag ist erfüllt.

Sejan. Und Du bist frei.

Sclave. O Freiheit! Lebensquell und Sonnenlicht!

Sejan. Erzähle, bis auf den kleinsten Umstand Alles, was geschehen.

Sclave. Gekommen war die Stunde, da sich Drusus dem Vollgenuß des Weines überließ. Zwei Tänzerinnen, schön bekränzt, und hochgeschürzt, schwebten, Dianens Nymphen gleich, gaukelnd, vor ihm hin. Er, auf weichem Ruhebette hingestreckt, verschlang mit lustgierigen Blicken, den anmuthvollen Schwung jeder Bewegung und leerte Becher auf Becher. Schon war Livilla eingetreten, sie hielt die Phiole mit dem Gift in der Hand. Sie erblaßte, bebte. Ein Augenblick versäumt — und Alles war verloren! Da griff ich nach der weichen, kalten Hand, entzog ihr die Phiole, goß das Gift in den Becher, und gab ihn ihr in die Hand. Sie reichte ihn nun mit gesenkten Augen dem Gatten. Er nahm ihn hastig, leerte ihn mit einem Zug, und gab ihn der Zitternden zurück, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Sie ließ den Becher fallen — und fiel selbst zu Boden. Drusus, der nur die Tänzerinnen im Auge hatte, bemerkte Nichts von Allem, was da vorging. Er trank, die Tänzerinnen tanzten. Ich hob Livilla vom Boden auf, und brachte sie heimlich aus dem Gemach. Kaum war dies geschehen, als drinnen ein durchdringendes Geschrei erscholl, welches bald in ein dumpfes Brüllen überging. Drusus war mit den Geberden der Wuth aufgesprungen, die Nymphen flohen. Ich ging in das Gemach; da faßte mich der Ra-

sende mit beiden Armen. Wir rangen, er taumelte, schwankte, fiel, schlug mit dem Kopf an eine Säule. Der Schreier schwieg; — aus war's! Rom und Tiberius dürfen von der Sache nur so viel wissen, daß der Weinbetäubte fiel, und in dem unglücklichen Falle den Tod fand.

Sejan. Bist Du auch gewiß, daß er todt ist?

Sclave. So wahr ich lebe!

Sejan. Und Livilla?

Sclave. Sie weiß aus meinem Munde, daß Sejan, von dem sie nun Alles zu erwarten hat, sie hier erwartet. Blick hin, o Herr, nach dem Olivenhain, an dessen Rande des Floratempels weißer Marmor glänzt!

Sejan. Livilla! Wie sie schwankt! Wie todesbleich! Geleite sie zu mir!

Der Sclave ging Livillen entgegen. Sejan ergriff die Hand der Schwankenden, und sagte mit einem Ton, in dem eine Mischung von Schmeichelei und sanftem Vorwurf lag:

„Warum senkst Du das Auge? Warum meidest Du meinen Blick? Erscheine ich Dir jetzt in einem andern Licht, weil Deines rauhen Gatten Lebenslicht erloschen ist? Ihn wird die Welt, ihn soll Livilla nicht vermissen. Unser böses Schicksal hat wie einen Fels ihn zwischen uns gestellt; sein böses Schicksal hat ihn gestürzt. Was uns bisher getrennt hat, soll uns nun vereinen. War ein Vergehen hier, so treffe es mein Haupt!"

Sejan schwieg, um so mehr sprach sein Flammenblick.

Als Livilla in ihrer Stellung lautlos verharrte, fuhr der Verbrecher fort mit aller ihm zu Gebote stehenden Anmuth und Verstellungskunst: „Will die geschlossene Lippe sich nicht öffnen zu einem Kuße, zu einem Wort? Hart war Dein Loos an dieses rauhen Mannes Seite; nur um so schöner zeigte sich die Dulderin. Der Götter Gnade befreite Dich von der Tyrannei eines rauhen Gatten, der weder Deine Schönheit, noch Dein edles Herz zu schätzen wußte. Die Freiheit bringe Dir nun das Glück! Dir lebt ein Freund, der um Dich gewagt hat und wagen wird, was irgend ein Mensch nur wagen kann. Dein Schicksal sei von nun an mein eigenes!"

Livilla. Auf Erden lebt nur Einer, den ich mir zum Freunde wünschen kann, und wünschen darf.

Sejan. Der Eine Ich, — die Eine Du?

Livilla. Unwiderstehlicher! Dir brachte ich der Opfer größtes.

Sejan. Und für das größte habe ich ein großes Dir gebracht. Wisse denn: das Band der Ehe mit meiner Gattin Apicata ist gelös't, und so steht kein Hinderniß meiner Verbindung mit Dir uns im Wege. Ich liebe Dich und Du bist mein — im Herzen jetzt, und bald vor aller Welt. Dich zu besitzen, scheue ich keine Macht der Erde. Die Glut, die in meinem Innern brennt, wird mit jedem Tage höher auflodern. Dein Blick wird mich zu jeder großen That begeistern, Dein Kuß wird mich für jede große That belohnen. Dem Glücklichen, der sich Deines Besitzes erfreut, bleibt nichts zu wünschen übrig, als Dir

einen Thron zu erringen, auf dem Du, Deiner selbst würdig, als Göttin der Schönheit und der Liebe prangest, bewundert von Deinen Zeitgenossen. Glaube indeß meinem Schwur! Was sich erreichen läßt, das werde ich auch erreichen, und mein Alles setze ich an die Möglichkeit.

Livilla. Der Thron kann nur durch die Liebe ein Gegenstand des Glückes, mein Höchstes auf Erden, nur dann werden, wenn Du ihn erringst, wenn Du ihn mit mir theilst.

Sejan. Und dies sei auch sogleich in's Werk gesezt! Zum Cäsar Tiberius eile ich, den Tod des Drusus ihm zu verkünden, dann aber Dich von dem Gewaltigen mir zur Gattin zu erbitten. Er wird, er kann, er darf es mir nicht versagen. Nimm diesen Brautkuß zum Pfande des nahen glücklichen Augenblickes

---

Sejan eilte fort. Livilla's Augen folgten ihm, bis er ihren Blicken entschwand. Lange keines Wortes mächtig, und einer Ohnmacht nahe, lehnte sie sich an den Stamm einer jungen Cypresse. Ein Seufzer entwand sich der beklommenen Brust, und sie sagte endlich mit leiser Stimme:

„Weh' mir! Hier erblicke ich die kalte Leiche eines gemordeten Gatten, — hier das glühende Herz eines Mannes, der aus Liebe zu mir seine Gattin verstieß! — Nicht meine Hand gab Dir, Drusus, den Tod, doch retten konnte Dich mein Wort. Weder der Wille, noch der

Gedanke des Mordes war mein; nur vollziehen ließ ich die That. Und doch — wenn auch ich selbst mich von der Mitschuld freisprechen kann, wenn auch Sejan, wenn auch Tiber, wenn auch Rom mich freispricht, — wird auch der Götter Rath mich freisprechen? wird nicht der Fluch der verübten That fortwährend auf mir lasten? — Ich liebe den Verbrecher, ich werde ihn lieben, so lange der Geist des Lebens in mir glüht; doch — wird nicht er selbst Amor's Fackel löschen, wenn ich ihm bald als diejenige erscheine, für deren Besitz er ein Verbrechen beging? Wird nicht der Todte ihn zur Rache entflammen, und seine Liebesglut in Haß und Zwietracht verwandeln? Ward nicht schon mancher süße Augenblick zu jahrelanger bitterer Qual? Hat nicht Titanenwuth den Himmel selbst bestürmt? Liebe ist der Himmel, aber die Leidenschaften sind die Giganten, die ihn bestürmen! — Ach, welcher böse Dämon erfüllt mich Bebende mit Schrecken da, wo ich mich dem Entzücken in die Arme werfen will? Weichet von mir, düstere Bilder! Offen stehen mir die Pforten des heißersehnten Glückes, gesunken ist das Nachtstück meines Lebens. Ihr Götter! Ich flehe euch an: Sendet mir ein Unglück, damit ich meinen Theil an dem Verbrechen zuerst sühne, um dann des Glückes würdig zu werden! Ist es aber euer hoher Wille, mich zu strafen, so tödtet mich dann im Schooße des Glückes!"

Als Livilla bleich und zitternd in ihre Wohnung trat, fand sie ihre Lieblingssclavin, eine junge Armenierin, in der

Vorhalle, wo sie, an einer schlanken jonischen Säule lehnend, mit leiser Stimme ein trauriges Lied sang. Livilla befahl dem Mädchen ihr in das Schlafgemach zu folgen, und eine Liebesgeschichte aus ihrer morgenländischen Heimat zu erzählen. Bei dem Worte Heimat erglühten die Wangen der Sclavin. Sie ergriff die Hand der Herrin, küßte sie, und begann:

„In Tigranocerta, der Hauptstadt Großarmeniens, die auf einer Anhöhe am Flusse Nicephorius herrlich prangt, und an Pracht der Paläste und Gebäude mit den schönsten Städten Italiens und Griechenlands wetteifert, lebte zur Zeit, als der Römer Lucullus sie eroberte, ein reicher Handelsmann, der alle seine Schätze nur deshalb sammelte, um seinem Sohne Kotys den Besitz aller Güter des Lebens zu verschaffen. Der Jüngling war auch dieser grenzenlosen Liebe des Vaters im höchsten Grade würdig, indem er die edelsten Geistesgaben mit den herrlichsten Eigenschaften eines vortrefflichen Charakters vereinigte. Die weisesten Männer unter den griechischen Ansiedlern, deren viele damals jene Stadt bewohnten, wurden zu seinen Lehrern gewählt, und reichlich belohnt. Der wißbegierige talentvolle Jüngling erreichte in kurzer Zeit eine Bildung, wodurch er der Stolz seines Vaters, das Entzücken seiner Lehrer und ein Gegenstand der Bewunderung für alle Einwohner der Stadt wurde. Alle Lobeserhebungen und Huldigungen aber, die man ihm darbrachte, thaten auf ihn nicht die geringste Wirkung. Ein Hang zur Einsamkeit bemächtigte sich des Jünglings, und er, den man von allen Seiten

zu gewinnen suchte, mied, unzugänglich für Alle, jeden Bund geselliger Freude. Die Geheimnisse der Kunst, die Forschungen der Wissenschaft, und die Schönheiten der Natur fesselten ihn so sehr, daß er gegen alle übrigen Lebensgenüsse gleichgültig blieb. Er schien ein Wesen ohne Leidenschaft zu sein, und sein ganzer Umgang beschränkte sich nebst seinem Vater, der nur für ihn und in ihm lebte, auf einige seiner ehemaligen Lehrer, die nun seine innigsten Freunde geworden waren. Kotys war allem auf irdische Zwecke gerichteten Treiben abhold, und ein Feind aller bürgerlichen, auf Erwerb und Gewinn zielenden Geschäfte. Obschon in sich verschlossen, und nur geistigem Vergnügen hold, war er doch gegen alle Menschen mild, edel gesinnt, ein Wohlthäter für Leidende und Dürftige. Der Vater ließ den Sonderling gewähren, und gestattete ihm in Allem freien Willen und eigene Wahl. So blieb denn Kotys einsam in Mitte des Getümmels des vielbewegten Stadtlebens.

„Bald aber näherte sich die dunkle Macht des Schicksals, um durch zwei harte Schläge die Seelenruhe des bisher genossenen stillen Glückes zu stören. Der geliebte Vater starb. Kotys ließ den Leichnam auf einem Landsitze begraben, in dessen Einsamkeit er sich selbst begrub. Aus seiner Schwermuth weckte ihn der Tubaschall der feindlich heranziehenden Römer-Legionen. König Tigranes griff zu den Waffen. Bald stand ein zahlreiches, wohlgerüstetes, muthbeseeltes Heer armenischer Streiter von jedem Stand und Alter schlagfertig da. Kotys flog herbei, und kämpfte in den Reihen der Seinigen, ach, vergebens! Die Römer

siegten durch Uebermacht und höhere Kriegskunst. Das Heer des Tigranes ward geschlagen, Tigranocerta im Sturm erobert. Kotys lag schwer verwundet auf dem Schlachtfeld.

„Als er, vom Fieber genesen, zum Bewußtsein erwachte, fand er sich, von treuen Sclaven gepflegt, auf dem Landsitze, den er, vom Schlachtrufe begeistert, verlassen hatte. Göttern und Menschen zürnend, lebte er nun durch mehr als zwei Jahre in der tiefsten Einsamkeit.

Unter den vielen Unglücklichen, deren Hab und Gut der Krieg zerstört oder geraubt hatte, befand sich auch Sopater, dem von seinen Schätzen und Kindern nichts übrig geblieben war, als ein einziges Kleinod, — Sophene, seine Tochter, die, schön an Leib und Seele, die entzückendste Lieblichkeit einer Morgenländerin mit der Würde einer Römerin und dem gebildeten Geiste einer Griechin vereinigte.

Kotys saß, in wache Träume versunken, unter den Palmen, welche das Grab seines Vaters beschatteten. Sopater und das Mädchen standen, schweigend und lange unbemerkt vor dem Träumer. Er öffnete jetzt die Augen, erblickte die beiden Flüchtlinge im dürftigen Gewande, glaubte ein Blendwerk der täuschenden Phantasie zu schauen, und hielt die Hände vor das Gesicht, als wolle er das Trugbild von sich verscheuchen.

Da faßte Sopater seine Rechte und sagte:

„Es ist keine nichtige Erscheinung, die Dich täuschet; die traurige Wahrheit steht, um Schutz flehend, vor Dir, der verarmte Freund Deines Vaters und sein unglückliches

Kind, das Einzige von Allem, was ihm blieb. Nimm uns auf!"

Kotys sank an Sopater's Brust, umschlang ihn mit beiden Armen, und rief: „Freund meines Vaters! Nenne mich Sohn, und was ich mein nenne, sei Dein!"

Sopater sagte tief gerührt: „Ich nehme es an und segne Dich!"

So war der Bund geschlossen. Sophene stand seitwärts, blaß und zitternd. Sopater ergriff die Hand der Jungfrau, und führte sie zu dem Jüngling, der nur mit leiser Stimme zu sagen vermochte: „Willkommen!" Sophene erröthete, und gab ihm eine Thräne zur Antwort; aber jenes eine Wort, und diese eine Thräne sanken in die Tiefe der beiden Herzen, und wirkten so mächtig, daß der Sprechende und die Weinende nach wenigen Monaten sich als Gatte und Gattin umschlungen hielten.

Eine Reihe von Jahren diente nur dazu, die Liebe der beiden Ehegenossen zu steigern und ihr Glück zu erhöhen, bis endlich auch hier der böse Dämon erschien, dessen Mißgunst nur dahin strebt, das Glück der Liebe zu zerstören und Herzen zu zermalmen.

Rufinus, ein naher Verwandter des römischen Feldherrn Lucullus, war zum Statthalter über das besiegte Großarmenien ernannt worden. Jung, reich, schön und gebildet in der Schule des behaglichsten Wohllebens, war Rufinus gewohnt, nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch im Reiche der Schönheit den Sieger zu spielen und sich für unwiderstehlich zu halten. Den Lebensgenüssen hold,

kaufte er ein Landhaus neben der Besitzung des Kotys, wo er die Sommermonate zubrachte, keineswegs als Freund der Natur, sondern um hier in ungestörter Muße der Schwelgerei zu leben. Mit liebenswürdiger Zudringlichkeit, betrat der stolze Römer das Haus des benachbarten Kotys, nicht zweifelnd, daß die Familie seinen Besuch nur als eine ihr erwiesene unverdiente Ehre aufnehmen könne, und darüber hoch erfreut sein müsse.

Der kalte Ernst, mit welchem Sopater und Kotys ihn empfingen, beleidigte den Hochmüthigen, aber der erste Blick auf die eintretende Sophene bestimmte ihn, die Aufwallung des Unwillens zu unterdrücken.

Er schien die unverkennbare Abneigung, welche Sopater und Kotys ihm zeigten, gar nicht zu bemerken; freundlich und zuvorkommend gegen Beide, behandelte er Sophene mit auszeichnender Aufmerksamkeit, ohne dabei die Grenze des feinsten Anstandes zu überschreiten. Er brachte auserlesene Geschenke, und wußte sie mit so anspruchloser Zartheit zu übergeben, daß man die Annahme kaum verweigern konnte. Er veranstaltete Feste, deren Königin Sophene, ohne selbst es zu wollen, sein mußte. So ward denn das bisherige Still-Leben des Hauses gestört, und die Einsamkeit wich dem Taumel unaufhörlich wechselnder Vergnügungen. Was der Reiz der Neuheit begonnen hatte, das vollendete die Gewohnheit. Sophene fand zuerst Wohlgefallen an der neuen Lebensweise, endlich auch an demjenigen, dem sie dieselbe verdankte. Der eitle Römer, dessen Späherblicken dieser wichtige Moment nicht entging, ließ nun

die Maske fallen, zeigte sich aber als platonischer Liebhaber, der nur als zärtlicher Freund gelten, nur einen Bund der sich findenden Seelen schließen, und nur Liebe fühlen will, ohne Gegenliebe zu verlangen. Dabei ließ er in leisen Andeutungen merken, wie groß seine Macht, und wie furchtbar er als Feind sein könne.

Kotys ließ sich durch solche versteckte Drohungen nicht schrecken, aber er bemerkte, mit dem tiefsten Schmerz, daß die Schmeicheleien des listigen Römers auf Sophenen mehr wirkten, als es sein sollte, ja, daß er eine bezaubernde Macht über sie ausübte, und ihr Herz immer mehr sich gewann.

Durch die Verwendung des Rufinus erlangte Sopater einen beträchtlichen Theil des verlorenen Vermögens wieder. Wie dankbar mußte ihm Sophene dafür sein! Er hatte dies wohl berechnet. Sopater mußte verreisen, um sein wieder erlangtes Vermögen zu übernehmen. Auch dies hatte Rufinus wohl berechnet.

Kotys wagte es nicht, Sophenen verletzter Treue zu beschuldigen. Er liebte sie zu sehr, um einem Zweifel in ihre Reinheit Raum zu geben, und sein edles Zartgefühl gestattete ihm nicht, ein bitteres Wort des Mißtrauens auszusprechen; aber in seinem Innern brannte die Glut eines verzehrenden Schmerzes.

Der scheidende Vater hatte die Tochter ermahnt, standhaft gegen jede Verlockung, auf der Bahn der Ehre und der Pflicht zu verharren, um das höchste Glück dieses

Lebens: Selbstachtung und Gewissensruhe nicht zu verlieren.

Die warnende Stimme des Vaters erweckte in Sophenen den Gedanken, daß ihre Neigung für den Römer größer sei, als Rechtlichkeit und Pflichtgefühl es erlauben. Aufgeschreckt dadurch, fing sie an, über das, was in ihr vorging, nachzudenken; sie konnte sich nicht abläugnen, daß sie dem schlauen Verführer geneigt sei. Von heiligem Schauer ergriffen durch den Gedanken an die Möglichkeit der Entwürdigung ihres edlen Wesens, beschloß sie, alle Kräfte aufzubieten, um die aufkeimende Leidenschaft zu bekämpfen, und rein da zu stehen, vor der Welt und vor sich selbst.

Aus eben diesem Kampfe aber welcher dem Gatten nicht entging, schöpfte dieser die Ueberzeugung, das Sophenens Liebe für ihn verloren sei, und nur das Band der Tugend die Treue der Gattin ihm erhalte.

In diese wehmuthsvolle Stimmung versunken, ging er in den Palmenhain, in welchem sich das Grabmal seines Vaters befand. Der tiefgebeugte Leidende setzte sich auf einen Rasenhügel neben dem Heiligthume des Todes, und die dunkeln Schatten des trauerstillen Haines vernahmen folgende Worte, die sich der schwerathmenden Brust des Klagenden entwanden:

„Geist meines Vaters! Du sahest es, als Sophene in diesen heiligen Palmenhain eintrat, und ihre erste Thräne mein Herz zur Liebe entflammte; — Du warst Zeuge unsers ehelichen Glückes; zu Dir flieht nun der unglückliche Sohn,

seine Leiden klagend, seinen Schmerz ergießend. Höre mich, Geist meines Vaters! Hilf, wenn Du es vermagst!

„Eine Liebe ohne Gegenliebe ist schrecklicher als der Tod. All mein Streben geht nur dahin, Sie glücklich zu machen, und dennoch muß ich es sein, der ihrem Glücke hindernd im Wege steht. Ohne mich wäre sie glücklich, ohne mich würde sie nun die Gattin eines Mannes, den sie liebt, und mich, der ihr jetzt verhaßt ist, würde sie dann als den Gründer ihres neuen Glückes ehren. Ich danke ihrer Liebe einige der glücklichsten Jahre meines Lebens, und ich fühle mich dafür verpflichtet, ihr ein Opfer zu bringen. Wahre Liebe zeigt ihre Stärke dadurch, daß sie auch ohne Gegenliebe zu lieben, und dem geliebten Gegenstande, wenn sein Wohl es erheischt, selbst zu entsagen vermag.

„Mein Tod würde das Band lösen, das sie an mich fesselt. Sophene! wie gerne würde ich mein Leben opfern, um Dich frei und glücklich zu machen, wäre der Selbstmord nicht Feigheit und Verbrechen zugleich! O ihr Mächte des Himmels! Zeigt mir einen Ausweg aus diesem Labyrinthe, — und ich bin bereit, eurem Willen zu folgen!"

In diesem Augenblick erfüllte ein mattes, trübes Licht den Palmenhain, und vor dem Klagenden stand der Todesengel. Er sprach die herzdurchdringenden Worte: „Wünschest Du aus Edelsinn den Tod, so ist es Dir gestattet, auch ohne Selbstmord zu sterben."

Von hoh aufflammender Begeisterung ergriffen, rief Kotys: „Laß mich sterben!"

Der Todesengel sprach: „Dein Wunsch sei erfüllt!“ — Er verschwand.

Kotys sank dankend auf seine Knie. Er ging in das Haus. Rufinus stand vor Sophene. Seine Mienen sprachen Liebe und Entzücken; Sophene erblaßte, den Blick des Gatten meidend, auf dessen Wangen ein verklärtes Lächeln mit der Wehmuth der Liebe verschmolz. Rufinus trennte sich, zum erstenmale von einem beschämenden Gefühle seines Unrechts ergriffen.

Am nächsten Tage fühlte sich Kotys von Fieberglut und Fieberfrost durchdrungen. Das Uebel stieg mit jeder Stunde, trotzte jedem Heilmittel. Sophene erschrack. Das Bekenntniß ihrer Schuld lag, als sie den Leidenden erblickte, auf ihren Lippen, aber sie wagte, sie vermochte nicht, es auszusprechen. Der Gedanke an die Möglichkeit des Verlustes erschütterte ihr Innerstes. Obschon noch rein in der That, erschien ihr doch selbst die tadelhafte Empfindung für einen Andern ein Verbrechen. Kotys blieb mild und gütig gegen sie. Er versicherte sie seiner Liebe, und betete für das Wohl ihrer Zukunft.

Endlich versank Kotys in wilde Fieber-Phantasien; er verlor das Bewußtsein, und die Wahrnehmungen der Außenwelt hörten auf. Er wurde immer ruhiger und stiller. Die Todesstunde nahte. Sophene sank bebend und ächzend zu seinen Füßen, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

Von einem sich plötzlich verbreitendem Lichte geblendet, erhob sie die Augen. Neben dem Haupte des Erkrankten stand der Todesengel. Auf die vom bittersten Schmerz Ge-

folterte den strafenden und doch wehmüthigen Blick gerich-tet, sprach die himmlische Trauergestalt:

„Entreiße Dich dem fruchtlosen Schmerz! Bald wird Deine Wehklage sich in einen Freudenjubel verwandeln."

Sophene. Wird mein Gatte genesen?

Engel. Er wird sterben.

Sophene. Und ich soll jubeln? Böser Dämon! Willst Du mich zermalmen?

Engel. Das Ziel Deiner Sehnsucht steht nahe. Erreichen wirst Du das erwünschte Glück.

Sophene. Und Kotys stirbt?

Engel. Der Ungeliebte stirbt aus Liebe zu Dir, stirbt freiwillig, bringt Dir sein Leben zum Opfer, damit Du das ihm versagte Glück in den Armen des Buhlers findest.

Sophene stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und sank zu Boden. Sich schnell wieder aufraffend, erhob sie sich auf ihre Knie und flehte: „Engel des Todes! Laß mich sterben! Kotys lebe! Mein Vergehen hat alle Qualen des Todes verdient! Ich kann, ich will, ich darf nicht leben, ohne ihn. Mein ganzes Leben, sei nur dem Bestreben geweiht, meine Schuld zu sühnen, und ihn durch Liebe glücklich zu machen. Ohne ihn kein Leben, ohne ihn kein Glück für mich! Ich erkenne, wie strafbar ich bin, wie edel, wie groß er ist. Welcher Sterblicher würde mich lieben, wie er! Eine Liebe, die das Leben und ihr eigenes Glück der Geliebten opfern, eine Liebe, die der Liebe selbst entsagen kann, sie ist das Höchste, was ein Mensch, was

ein Gott zu gewähren vermag! Engel des Todes! Laß ihn leben, oder tödte mich!"

Im Sternenauge des Engels bildete sich die heilige Flamme des Erbarmens. Er hob die Rechte, berührte das Haupt des Schlummernden mit der Blume des Lilienstengels und entschwand im Lichtglanze.

Am nächsten Morgen erhob sich Kotys vom ehelichen Lager. Kraft stählte seine Glieder, die Farbe der Gesundheit blühte auf seinen Wangen, der Schimmer des Lebens leuchtete aus seinen Augen. Sophene sank schweigend an sein Herz. Mit bebenden Lippen, mit stammelnder Zunge, mit strömenden Thränen erzählte sie die Erscheinung des Todesengels.

Von den Armen des Gatten umschlungen, und an sein Herz gedrückt, flüsterte sie: „Wer vermag zu lieben, wie Du!"

Das Entzücken schloß die Lippen Beider; aber viele Jahre verkündeten das Glück der treuesten Liebe im weiten Lande.

Die Sclavin schwieg; Thränen benetzten die Lyra. Bleich und bebend saß Livilla, als horchte sie noch immer der Erzählerin. Dann hüllte sie das schuldbewußte schöne Haupt in die Toga, und seufzte: „Macht der reinen Liebe! Nur bei dir wohnt das Glück, nur du gibst uns den Himmel auf Erden!"

Tiberius. So manches Todes urtheil sprach ich selbst; wie soll mich eine Todes kunde schrecken?

Sejan. Drusus — Dein Sohn — er ist gewesen!

Tiberius. Mein Sohn! Er starb vor mir? —— Wer lauert nun auf meinen Tod, auf meinen Thron?—So spielt das Schicksal mit den Menschen! Ihm winkt der Thron, — er sinkt in's Grab! Ein Thor, wer heute an das Morgen denkt! — Er ist gewesen; läppisch alte Formel! Todt—und damit ist's aus. Gewesen! Albern! Gewesen sind wir Alle schon in jeder kaum verflossenen Stunde. Minutenkinder! Eintagsfliegen! Was wir sind, ist Augenblick; er schwindet hin, und wir mit ihm. Im nächsten Augenblick sind wir gewesen. — Wie starb er? Wahrheit will ich hören. Gab ihm des heißen Blutes Ungestüm, gab ihm Unmäßigkeit den Todesstreich?

Sejan. Des Weines Kraft warf ihn zu Boden; ein böser Dämon stieß das Haupt des Fallenden an eine Säule; es ward zerschmettert.

Tiberius. Genug! Rom bestatte ihn mit feierlichem Pomp, wie's einem Cäsar ziemt! Ich selbst will ihm die Leichenrede halten. Er starb; mein Wille war es nicht; so mögen nun auch Andere sterben, weil ich es will! So gedenke ich mich mit den feindlichen Göttern auszugleichen.

Sejan. Erlaubt mein Herr mir eine Bitte für die Gattin des Todten, die nun die Beute ihres trostlosen Schmerzes ist?

Tiberius. Bedarf des Cäsar's Gattin der Fürbitte eines Andern?

Sejan. Gewähre denn die Bitte für mich selbst!

Tiberius. Selbst ungebeten mag ich Dich erfreuen, der mir als gleichgesinnt der Nächste steht.

Sejan. Mir, der im Abglanz Deiner Gnade wandelt, mir, der im Strahle Deiner Huld aufblüht, mir ward es zur süßesten Gewohnheit, des treuen Herzens kaum geborene Wünsche Dir, o Cäsar, früher als den Göttern zu vertrauen. Nimm denn auch das, um was ich jetzt bitte, gütig auf, und sei als mein Cäsar auch mein Gott! Du weißt es, nicht der Würden Glanz, nicht Macht, Ruhm und Einfluß sind's, wornach ich geize. Nie will ich nach einem Ziele streben, das zu hoch über mir steht. Dir dienen sei mein Stolz, mein Glück! Nur das Werkzeug Deines Willens laß mich sein, nur eine Stütze Deines Thrones! Will aber Deine Huld meine geringen Dienste belohnen, o dann gewähre mir des Herzens stilles Glück, wie Horaz, wie Tibull, die Sänger, es in ihren holden Liedern preisen! Die Liebe nur kann mich beglücken, nur in der Liebe find' ich meine Welt. Gewähre denn, daß ich Livilla — als meine Gattin heimführe! Sei mein Cäsar, sei mein Gott!

Tiberius. Wie! Lodert die Liebe noch schneller auf, als das Leichenfeuer? Soll die Todesfackel Hymens Fackel anzünden? Gefährlich ist eine Flamme, die den Todten zu Asche verzehrt, und den Lebenden in Glut und Raserei versetzt. — Daß ich Dein Freund bin, und in Dir den Freund

erkenne, weiß Rom; vermuthlich weißt Du selbst es auch? Aus Tausenden, die sich um meine Gunst bewerben, hab' ich Dich auserwählt; vor Tausenden Dich zu erhöhen, ist mein Wille. Wär' ich ein Bürger Rom's, Plebejer oder Patrizier, und reich wie Krösus, und Vater eines Mädchens, schön wie Venus Anadyomene, und ein Sejan verlangte sie von mir zum Weib, — beim großen Zeus! der nächste Tag schon sähe sie vermählt; doch ich bin Fürst und Herrscher. Tausend Fäden binden mich an den Staat, und aus der Gegenwart muß mein Gedanke in die Zukunft reichen. Soll ich durch augenblickliche Gewährung Deiner Bitte, Rom und mein Haus in Flammen setzen? Beim Zeus! Es müßte also kommen, denn alle Welt würde in Dir nicht Livilla's Gatten, sondern des Cäsars Schwiegersohn erblicken, des Cäsars, dem noch zwei Enkel leben.

Sejan schwieg betroffen, denn er fühlte, daß der Argwohn des listigen Tiberius ihn durchschaue; dieser aber fuhr mit scheinbar freundschaftlicher Unbefangenheit fort:

„Mein guter Sejan! Du liebst die Stille? Du suchest nur das Glück der Liebe! Du glaubst es, und ich glaube Dir; und doch erkenne ich klar, daß Du Dich täuschest. Friedlich ruht die Eismasse des Stromes im Winterfrost, doch, wenn des Frühlings Sonnenglut darauf fällt, wer hemmt dann die hinstürzende Gewalt der, aus dem Winter-

schlafe aufgeregten Flut? Bürge doch Keiner für sich selbst! Der Schuldner kann nicht sein eigner Bürge sein! Ein Großes ist's, was Du verlangst, und alles Große reift nur langsam. Hefte Deine Blicke immerhin auf ein hohes Ziel! Wer Ungemeines leistet, mag auch nach dem Ungemeinen streben! Nichts ist so hoch, daß Deine großen Eigenschaften nicht darauf Anspruch machen könnten. Ich selbst denke darauf, Dich durch innige Bande mir zu verbinden. Harre der günstigen Zeit! Senat und Volk sollen diese meine Gesinnung aus meinem Munde vernehmen!

Sejan erkannte, daß in dem schönen Wortgepränge nicht ein wahres Wort liege, und dachte: „Was Du, Schlauer, mir versagst, das werde ich zu Deinem Nachtheil selbst erfüllen."

Nach längerem Schweigen nahm Tiberius so unbefangen, als wäre nichts vorgefallen, nichts weiter zu erörtern, das Wort:

„Nimm dieses Verzeichniß der Angeklagten! Der Eine, — ich hab's zu seinem Namen hingeschrieben, — ist seiner Würde verlustig, Dieser seines Vermögens, jene Beiden ihres Lebens! Es ist hier nichts mehr zu untersuchen; ich weiß genug, und will nichts weiter davon hören; selbst Tag und Stunde der Geburt, die ich erfahren, sprechen gegen sie. Der Erste will, trotzend auf Glück und Reichthum, sich verwegen bis zu mir erheben; der Andere hat sich erfrecht, mit vermessenem Trotze mich zu tadeln; die beiden Letzten sinnen Hochverrath. Ich überlasse es Dir, aus-

zuführen, was ich befehle, mit Blitzschnelle, wie es sich von selbst versteht. Morgen sollst Du mir den Vollzug melden!

Sejan fand es räthlich, sich sogleich als den bereitwilligen Diener zu zeigen, dem der Wille des Gebieters mehr als Alles gelte, und dem er gerne sich selbst, und seinen liebsten Wunsch zum Opfer bringe. Der gewandte Höfling, der gewohnt war, in dieser Rolle sich zu gefallen, bat nun den Cäsar, ihm einen Plan mittheilen zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß sagte er:

„Die Schaaren der prätorischen Kohorten, bestimmt zu der Ehre, Dir, o Cäsar, zur Leibwache zu dienen, liegen einzeln und zerstreut in Häusern, wie sich's eben traf und thunlich war. Soldaten, vereinzelt, werden entweder ausschweifend, oder den Bürgern, in deren Häusern sie wohnen, zu geneigt; in Ein Lager aber zusammengesellt, sind sie vor der Verführung der Städter und der Parteien gesichert, hängen mehr an einander, und lassen sich besser in der Kriegszucht halten. Getheilte Kraft ist schwach. So wie die Sonnenstrahlen nur dann kräftig wirken, wenn ein Brennpunkt sie vereint, so sei nun auch die ganze Macht der Prätorianer in Einem Lager, wie an einem festen Platz versammelt. Nur auf diese Weise kann die Schaar der auserwählten Streiter in jedem Augenblicke allgewaltig wirken. Ein Wink von Dir, so stürzen sie, wie die Adler

aus der Wolkenhöhe, auf Dein Rom, wenn es sich erkühnen möchte Dir zu widerstreben.

Tiberius. Und damit sie das Unmögliche mir leisten, sollst Du, Sejan, ihr Führer sein, die Seele dieses Riesenkörpers! Bring sogleich Alles zu Stande! Ist's geschehen, — erst dann erfahr' es der Senat.

Sejan. Nichts sei denn von nun an Senat und Rom, Dein Wille Alles, wie es sich gebührt!

Bei diesem Worte hegte der Heuchler den ganz entgegengesetzten Gedanken: „Cäsar! Du selbst gibst mir die Waffen in die Hände, und ich soll Dir dienen?"

Tiberius ergriff zutraulich Sejan's Hand und sagte: „Ist Dein Bild von Erz im Circus aufgestellt?" — Sejan erwiederte: „Es steht und ruft den Römern zu: „Der Große zeigt auch im Belohnen seine Größe. Macht euch der Gnade eueres Gebieters würdig, so wird sie euch zu Theile werden."

Tiberius. Du bist der Berg, auf dessen Gipfel der Tempel meiner Gottheit steht. Den Schmeichlern aber magst Du sagen: Tiberius, groß im Belohnen, sei schrecklich, wenn er straft. Und beim gewaltigen Zeus! Ich will es sein. Wer mir zu trotzen wagt, dem soll der Tod selbst eine Gnade werden. Er, dem meines Zornes Glut entbrennt, soll zu seiner Qual nur leben, im Kerker leben, wie in einem Grab, soll schmachten nach dem Tod, der ihn von seiner Qual befreit. Mit Ingrimm denk' ich des Severus noch, der es gewagt, durch Selbstentleibung meinem Todesspruch zuvorzukommen. Der Dich-

ter Priscus, der dem Tode eines mir Verhaßten ein Trauerlied nachtönen ließ, —mußte er nicht sterben? Die Mutter, die es wagte, ihren Sohn, den ich zum Tod verurtheilt hatte, öffentlich zu beweinen, sie mußte dem beweinten Sohne in's Schattenreich folgen. Du weißt es; möge Keiner es je vergessen!

Sejan. Du gleichst dem Feuer, das sowohl belebt als tödtet. Selbst Deines Bildes Macht übt einen eigenen Zauber aus. Wer es in der Hand hält — Sclave oder Freier, — fühlt sich, als ständ' ein Schutzgott ihm zur Seite, so sicher, daß der Schüchternste, so lange er es hält, kühn wird, als sei er unverletzbar, und der Verwegenste es nicht wagt, etwas gegen ihn zu unternehmen.

Tiberius. Verschafft sich die Vermessenheit auf solche Weise ein Asyl? Es ist nicht recht, doch neu. So mag es hingehen, so lange ich es dulde, daß man von meinem Bilde Mißbrauch macht, wie vom Bilde einer Gottheit.

Tiberius verließ das Gemach und den Günstling, ohne eine weitere Erklärung über jenen Punkt zu geben, um dessen Erörterung Sejan gekommen war. Dieser blickte dem Scheidenden mit wuthverzerrten Mienen nach und mit geballter Faust. Endlich machte er seinem lange verhaltenen Grimme mit folgenden Worten Luft:

„Unsterblich sind die Götter,—Menschen nicht; Du aber, Cäsar, lebe—Dir selbst zur Schmach! Sei immerhin die Sonne! Du sollst aber, in Wolken verhüllt, Deinem

Rom unsichtbar werden! Ich will Dich mit Allem, was Deine bösen Lüste reizen und befriedigen soll, zu Deinem Verderben umgeben. Diese Sirenen sollen Dir alle Lust zum Herrschen rauben; nur in Genüssen sollst Du schwelgen, in ihrem Uebermaß vergehen! Capräa, diese Circe-Insel, soll Dich in ihren Schooß aufnehmen; dann wird Rom Deinen Namen bald nur spottend nennen. Ja! Führe Du den Namen: „Herr im Staat!" Mein aber sei Senat, Volk, — und Livilla! Ich will der Römer Herrscher und Gott sein."

X.

Die Stimme der Wahrheit.

Tiberius hatte, seitdem er das Diadem auf dem Haupte trug, seine Mutter Livia, deren Bemühungen er den Thron verdankte, so vernachlässigt, daß er nicht einmal ihr Krankenlager besuchte, und erst aus Macro's Munde ihren Tod erfuhr. Er vernahm auch diese Nachricht mit solcher Gleichgültigkeit, daß er dem Macro scherzend erwiederte: „So ist denn meine liebe Mutter wirklich todt? Sie hätte doch so gerne gelebt, so gerne mit mir geherrscht! Wie starb sie denn? Es ist wohl ziemlich lange, daß ich sie nicht sah."

Macro sagte mit mißbilligendem Ernste: Das eben war die letzte Klage, die dem Munde der Sterbenden entfloh. Groß war der Mutter Sehnsucht nach dem Sohne, den sie noch einmal zu sehen wünschte, noch größer

aber war ihr Schmerz, daß der Sohn sie nicht einmal sehen wollte.

Tiberius. Ich bin Rom's Vater nun; dem muß die Mutter weichen. Was lebt, muß sterben; das ist Menschenloos. Sie wollte doch nicht etwa gar unsterblich sein? Sie ist es nun, somit ihr letzter Wunsch erfüllt; zur Göttin aber soll sie der Senat nicht machen wollen. Göttin war sie, als meine Mutter auf dieser Erde schon; ihrer Leichenfeier fehle es aber nicht an aller Pracht und Herrlichkeit. Einen Ehrenbogen lasse ich ihr errichten. Sie hat sich überlebt; gut, daß sie starb! Mein Sohn Drusus wird sie im Elysium empfangen, wie sich's gebührt. Mir fehlt die Zeit zum Trauern. So stirbt denn Eines nach dem Andern mir zur Seite! An wen mag nun zunächst die Reihe kommen?

Macro erwiederte mit starker Betonung: „Vielleicht an den — Sejan!"

Tiberius. Du sprichst sehr kühn.

Macro. Und auch sehr wahr.

Tiberius. Bist Du ein Seher?

Macro. Mein Auge sieht scharf.

Tiberius. Was siehst Du? Darf ich's wissen?

Macro. Der Cäsar darf, er soll sogar es wissen. Wer hoch steht, und noch immer höher strebt, der will endlich Keinen über sich dulden.

Tiberius. Und dieser Schwindler wäre mein Sejan?

Macro. Dem Schwindel folgt der Sturz.

Tiberius. Wer soll ihn stürzen?

Macro. Er selbst sich — oder Rom's Cäsar.

Tiberius. Du hast zu viel gesprochen, darum befehle ich Dir, mehr zu sprechen.

Macro. Gehorsam ist mir Pflicht. Sejan ist Meister in der Kunst, sich nach Belieben einen Weg zu bahnen. Die Leibwache der Prätorianer, die er in einen Brennpunkt nun vereinigt, hat keinen andern Zweck, als i h n auf den Thron zu erheben. Hoffnung und Furcht sind die Triebfedern, die den Senat ihm eigen machen, und durch sein Gold gewinnt er sich das Volk. Die Günstlinge von Deinem Günstling halten Dich umlagert, und D u hörst von i h n e n nur sein Lob; das Wort der W a h r h e i t aber bleibt Dir fern.

Tiberius. Das Wort d e r Wahrheit, deren Maske Du zu Deinem Plane wählst. Wer einen Andern zu s t ü r z e n sucht, der möchte wohl sich selbst e r h e b e n. Hinweg, Verwegener, und lebe von diesem Augenblicke an — in Furcht vor dem verdienten Tod!

Macro verbeugte sich in stolzer Haltung, und verließ das Gemach mit festem Schritte. Tiber ging heftig auf und nieder, dann sagte er mit bitterm Lächeln:

„Er sprach — ich glaub' und fürchte es — die Wahrheit; doch nimmer darf er wissen, daß ich es glaub' und fürchte! Wahr ist's, zu viel Vertrauen schenk' ich dem Sejan; zur schweren Prüfung will ich ihm nun noch mehr Vertrauen schenken. Ueberhebt er sich mit immer kühnerem Hochmuth, so fängt er sich in diesem Netze. Er fühle sich nun sicherer als je; es fällt der Sicherste am sichersten.

Wem darf ich trauen, wenn selbst Sejan Verräther ist? Wohin ich blicke, seh' ich Schlangen nur; wohlan! ich will der Tiger sein, der sie zermalmt."

In diesem Selbstgespräche wurde Tiberius durch den Senator Coccejus Nerva unterbrochen. Der edle Greis, in dessen ehrwürdiger Gestalt geistvoller Ernst mit menschenfreundlichem Wohlwollen sich vereinigte, stand wie eine höhere Erscheinung am Eingange des Gemaches. Als Tiberius den seltenen Gast erblickte, dessen Rechtlichkeit und Edelsinn der Gegenstand allgemeiner Verehrung waren, entfloh das düstere Gewölk von seiner Stirne, und das Licht aufrichtiger Freude strahlte aus jeder Miene hervor. Er näherte sich dem geehrten Greise mit dargereichter Hand, und sagte mit Wärme, doch traurig:

„In diesem Augenblick, da die Menschen mich zum Unmenschen machen, erscheinest Du mir wie ein Gott. Du Freund des Guten und des Wahren! Du Redlichster im Römervolk, in dem ein Schatz von Weisheit ruht, — Du, den alle Götter lieben, — sei, mehr als je, — willkommen mir, in dem Augenblick, da vor der Welt mir graut—und vor mir selbst! Was führt Dich her? Sprich als Freund zu mir, der nur Feinde oder Schmeichler um sich sieht! Sprich offen! Sei ohne Furcht! Nie werde ich es wagen, ein Haar an Deinem Haupte zu verletzen.

Nerva. Betrachte mich denn als einen Sterbenden, der seinen letzten Hauch dazu verwendet, das Wort

der Wahrheit Dir zu künden! Ein Bild von Gräuelthaten, mit Menschenblut gemalt, will ich Dir vor die Seele stellen. Darf ich es wagen? Willst Du sehen und hören?

Tiberius konnte die Aufwallung eines plötzlichen Schreckens nicht bemeistern. Er, der Meister in der Verstellungskunst, konnte jetzt in dem schnellen Wechsel von Erröthen und Erbleichen den Aufruhr seines Innern nicht verbergen. Als er endlich Fassung gewonnen, sagte er mit erzwungener Freundlichkeit: „Dein Zweck ist gut, und groß des Malers Geist."

Nerva begann mit hohem Ernst und festem Ton: „Erblicke denn, Cäsar Tiberius, die vielen Gruppen des Gemäldes! Hier, dicht an dem Rande des Lebens, steht Cremutius, der edle Greis. Er, der Freund des Rechtes und der Wahrheit, hat es gewagt, dem frevelnden Sejan, dem Schänder seiner selbst und Deines Thrones, in's Gesicht zu sagen, was er ist, und was er sein sollte. Der Bösewicht entbrennt in Wuth und lechzt nach Rache; Cremutius steht makelrein und ohne Furcht. Durfte Henkersbeil ein Haupt berühren, das alle Römer, alle Götter ehren? Er hat Geschichtsbücher geschrieben. Man forscht darin, findet, was man finden will, — und läßt sie öffentlich als ein verruchtes Werk verbrennen. In so verworfener Zeit will ein Cremutius nicht leben. Er tödtet sich. Wer darf ihn tadeln? Sejan liebt Blut; Tiber liebt den Sejan."

„Sieh nun eine andere Gruppe des Gemäldes! Ein

Leichenzug wallt auf dem Forum. Ein Mann geht zu der offenen Bahre hin, und flüstert dem Todten leise Worte in das Ohr. Ein Schuft aus der Schaar der Angeber, die Tiberius liebt, frägt jenen Mann zutraulich: „Was sagtest Du dem Todten?" Der Mann antwortete laut: „Ich bat ihn, dem Augustus in dem Schattenreich zu melden, daß wir Plebejer von seinem uns zugedachten Vermächtnisse noch keinen Obolus gesehen haben." — Die Worte werden alsogleich dem Cäsar Tiberius hinterbracht; er läßt den armen Mann in Stücke — zerhauen!"

„Hier eine andere Gruppe! Den edlen Libo klagten Deine Späher des Hochverraths an, und doch war nur sein Reichthum das Verbrechen des Schuldlosen. In einer Sänfte — so hatte Cäsar Tiberius befohlen, — sollte der Mann, den eine schwere Krankheit darniederdrückt, in die Senatsversammlung getragen werden, um dort sein Todesurtheil zu vernehmen. Dir den Frevel, sich die Schmach zu ersparen, stieß sich der — dem Tode Nahe selbst den Dolch in's Herz. Wie Wolf und Geier vereint einen Leichnam zerreissen, so theilten sich die Ankläger in sein Hab' und Gut. Empört über solche Schändlichkeit, ließ der Dichter Saturninus sich von gerechtem Zorn hinreißen, den Frevel in einem Spottgedichte zu rügen. Der Muthige wurde vom tarpejischen Fels gestürzt. Sabinus, weil er die Tyrannei und den Tyrann tadelte, wurde noch an demselben Tage ermordet, sein Leichnam über die Verbrechertreppe geschleift und in den Tiberstrom geworfen. Seine feigen Freunde zogen sich zurück; nur ein treues Wesen

beschämte sie: ein treuer Hund, der heulend seinem Herrn folgt und hinter dem Leichnam in den Fluß springt."

„Rufus ward fälschlich des Majestätsverbrechens angeklagt. Seiner Unschuld sich bewußt, tritt er muthig in den Senat, und lies't den Staunenden seinen letzten Willen, worin er dem Cäsar dasselbe Erbtheil bestimmt, welches er seinen eigenen Kindern hinterläßt. Da rufen Gedungene: „Seht doch, wie die Todesfurcht ihn zur Großmuth treibt!" Er aber spricht: „Fremd ist mir die Todesfurcht!" Mit diesen Worten stößt er sich den Dolch in die Brust. Seine Gattin Prisca, ihm zur Seite stehend, spricht: „Im Leben war er mein Vorbild, ihm folge ich im Tode!" — Sie zieht den Dolch aus seiner Brust, und senkt den blutbenetzten in ihr treues Herz!"

„Besorgt für Deinen Thron, und für Dein Leben, versuchte Gallus den Sejan zu stürzen. Sejan beschloß nun den Tod des Gegners, und Gallus ward an dem Tage, da er an des Cäsars Tafel saß, im Senat verurtheilt und in düstere Kerkerkluft geschleppt, wo man ihm so wenig Nahrung reichte, daß sie zu wenig war zum Leben, zu viel zum Sterben. Als dem Gequälten auf solche Weise Monate verflossen waren, sprach Cäsar Tiberius die schrecklich schönen Worte: „Ich habe mich mit ihm versöhnt." Das hieß: er ward aus dem Kerker befreit, um durch des Henkers Hand zu sterben. Hierauf wurde Syriacus nur deshalb gefoltert, weil er der Freund des Gallus war, endlich, obschon seine Unschuld erwiesen, auf Befehl

des Cäsars getödtet, weil er zu sehr beschimpft sei, als daß er länger mit Ehre leben könnte."

„Sterben mußte auch Sextus Marius, der edle Vater mit der schönen Tochter, da er den Tod der Entehrung seines Kindes vorzog. Dem Dichter Scaurus gab Cäsar Tiberius den Befehl, sich selbst zu tödten, weil er in einem Verse seiner Tragödie „Atreus" die Grausamkeit des Herrschers getadelt hatte."

„Verstummt ist des Dichters Mund, allein die Nachwelt wird mit tausend Zungen gegen Dich zeugen, und sie, die Du ermorden ließest, und sie, die selbst sich entleibten, um dem Beile Deiner Henker zu entgehen, sie werden nach Jahrhunderten noch Deine Ankläger sein!"

Tiberius hatte schweigend gehorcht, ohne die geringste Unterbrechung, denn sein Innerstes war zu tief erschüttert. Er konnte nicht läugnen; er wollte nicht zugestehen sein Unrecht; auch fand er in dieser Erschütterung, die er noch nie empfunden hatte, keine Worte zu seiner Vertheidigung dem Manne gegenüber, den er hochachten mußte. Nerva schwieg. Tiberius, dem die schauerliche Stille unerträglich wurde, sagte endlich, seine Heftigkeit in ihrer ersten Aufwallung bezwingend:

„Die Lehre kommt zu spät! Kann ich Geschehenes durch Mißbilligung ungeschehen machen? Kann ich den Todten neues Leben geben? Heiß glüht mein Blut, und rasch bin ich zur That."

Nerva. Ein Tropfen ungerecht vergossenen Blutes verurtheilt schon Den, der es vergoß; Du aber, Cäsar, hast Ströme schuldlosen Blutes vergossen.

Tiberius. Sei nicht mein Richter, sei mein Freund! In meinen Händen liegt die höchste Macht. Wenn ich Unrecht that, kann ich vergüten; wenn ich schwer strafe, kann ich auch reich belohnen.

Nerva. Menschen tödten konntest Du, doch reicht Deine ganze Macht nicht zu, um Leben dem kleinsten Wurme zu geben. Schnell ist ein blühendes Land verheert, ein mächtiges Reich zerstört, doch was ein Tag des Schreckens darniederstürzt, bedarf vieler Segensjahre, um wieder aufgebaut zu werden. Cäsar Tiberius! Du bist die Fackel, die Rom's Leichenfeuer anzündet, und mir bangt, daß dieser Brand noch in ferner Zukunft um sich greifen wird, denn Du hast nicht nur den Leib der Völker, Du hast auch den Geist getödtet. Du hast den Menschen nicht nur das Leben geraubt, sondern auch das, was das Leben erst zum Leben macht: den Edelsinn, die Rechtlichkeit, Freundschaft und Liebe, Vertrauen auf sich selbst und den Glauben an das Göttliche in uns. Wo sich das Laster unverhüllt am hellen Tage zeigt, wo das Unrecht sich mit der Frechheit verbündet, wo die Habsucht mit der Schwelgerei, wo die List mit der Heuchelei Hand in Hand geht, wo das erhabene Gefühl des eigenen Werthes von der Willkür als Hochverräther bezeichnet wird, und das Vaterland ein Traum der Vorwelt geworden ist: da sinkt der Mensch tief unter sich herab, und mit ihm sinkt, was gut und recht und wahr

ist. Wie giftige Pflanzen weit umher den Todeskeim verbreiten, so trägt der Entartete, Entwürdigte sein Gift in die Jahrhunderte hinüber. Sieh hierin das Bild von Dir und Deiner Zeit!

Tiberius. Zugleich aber auch das Bild von einem abgelebten Greise, der die Nachtphantome seines düstern Geistes dem Lebenslicht aufdringen will. Was jetzt geschieht, geschah zu aller Zeit. Die Tugend nimmt sich gut in Liedern aus; die Wahrheit ist der Philosophen Liebling, und viel Herrliches läßt sich über Beide sagen, doch auf dem Welttheater spielen sie nur Nebenrollen, und werden selbst da nicht selten ausgezischt. Gib mir einen Staat von Tugendhelden, so sitze ich als die Tugend selbst auf dem Thron. Du tadelst als gerechter weiser Mann; ich ehre Dich; hilf mir nun auch bessern den bösen Cäsar, und — die böse Welt!

Nerva. Was Du verhindern konntest, und doch durch Andere geschehen ließest, es ist und bleibt Dein Werk und Deine That. So lang Sejan als böser Dämon Dir zur Seite steht, wirst Du taub bleiben, für Recht und Wahrheit. Ich bin ein dürrer Zweig am Lebensbaum; herab vom Stamme will ich fallen, eh' des Gärtners Todesmesser mich wegschneidet. In einer Zeit, wie diese, länger noch zu leben, wäre ein Verbrechen an mir selbst.

Tiberius. Versteh' ich recht? Auf Selbstmord sinnest Du? Verlassen willst Du mich, wo Du mein Freund, mein Genius sein könntest und sein solltest? Ich kenne Deinen festen Sinn; was Du einmal beschlossen hast, das

führest Du aus. Laß ab von diesem gräßlichen Entschlusse jetzt, wo ich Deiner mehr als je bedarf! Dein Tod wäre ein Brandmal meiner Ehre; Dein Schatten würde feindlich mich verfolgen.

Nerva. Glücklich preise sich, wer, noch unangetastet von dem Pesthauch dieser Zeit, frei sterben kann, an Leib und Seele rein! Dieses schöne Loos werde mir zu Theil! Cäsar Tiberius! Gedenke mein, und laß mich Deinen guten Genius sein!

Bei diesen Worten zog Coccejus Nerva einen Dolch aus der Toga hervor, und durchstieß sich, eh' Tiberius es hindern konnte, die Brust. Tiberius hielt beide Hände vor die Augen, und stand stumm und unbeweglich. Endlich trat er zu dem Gefallenen, blickte schaudernd auf den Leichnam, zog den Dolch aus der Brust und sagte:

„Er traf das edle Herz. Kein Laut, kein Hauch! In jeder Miene der Ernst eines echten Römers, und die Ruhe eines Gottes. Er ist der Reine, ich bin der Verbrecher. Mein Genius willst Du sein? Du kannst es nicht, Du darfst es nicht! Den Höllengöttern ist mein Haupt geweiht. Fluch über mich und Rom! Fluch über Dich, Sejan!"

In diesem Augenblicke trat Sejan in das Gemach, und vernahm noch den über ihn ausgesprochenen Fluch; er wollte ihn aber nicht gehört haben, als er Nerva's auf dem Boden liegenden, blutbenetzten Leichnam erblickte.

Der Heuchler fragte: „Was ging hier vor? Wie?

Der Frevler hat es gewagt, Cäsars Anblick zu entheiligen? Hinweg den Leichnam!„ — Er wollte rufen; Tiberius aber sagte mit zürnender Miene: „Der Leichnam bleibe hier! Der letzte Römer starb; er lebe aber fort in meiner Brust!“

Tiberius beugte sich in wehmüthiger Haltung über den Leichnam und fuhr fort: „Edler Greis! Recht war Dein Tod wie Alles, was Du je gethan. Nicht Rom war Deiner werth, nicht ich. Geschieden bist Du von uns, der Beste, rein wie die Sonne, die am Himmel strahlt. Du warst der Einzige, der Kraft und Muth besaß, das Recht zu lehren und zu schützen; Du warst die gottbegeisterte Kassandra, die, Wahrheit kündend, keinen Glauben fand. Rom soll erkennen, daß der böse Cäsar den Guten ehren kann, selbst wenn er nicht dem großen Vorbild folgt. An Pracht sei Deine Leichenfeier reich, nicht weil Du sie bedarfst,— weil ich es will. Das Denkmal, das ich Dir erbauen lasse, sei für mich ein Denkmal bei der Nachwelt, daß ich den Würdigen zu ehren wußte. Mit Schmerz und Sehnsucht werde ich Dich vermissen, vom Todten noch Orakelsprüche verlangen; da wird dann nur Eigennutz und Schmeichelei mit hündisch gekrümmtem Rücken um mich schleichen, und alles Gift, das die unholde Natur mir gab, zur Wuth aufreizen, und Deine Asche, Du mein Nerva, wird stumm in ihrem Grabe ruh'n.“

„Warum verließ ich, Roseninsel, dich? Warum vertauschte ich deine Rosen gegen Rom's Dornen? Fort! Nochmal fort aus deinem Lasterpfuhl, du feiles Rom! Capräa, holdes Eiland, du sollst mich nun aufnehmen, wie einen

Verbannten, der in dir seinen letzten Zufluchtsort finden will! In deinem bergumschlossenen Thale ruht, auf weiche Blumenkissen hingelagert, die sorgenlose Sicherheit und der stillheitere Friede. Dort will ich Mensch sein unter Menschen. Ein Schattenhain sei mein Palast, ein Blumenkranz mein Diadem! Meinen trüben Erdenhimmel und das Nachtstück der Vergangenheit vergessend, will ich, wie Apollon einst unter Hirten wohnte und dennoch ein Gott war, von dort aus die Welt beherrschen!"

„Du, Sejan, bereite die Leichenfeier des Mannes, dessen Feind Du im Leben warst und sein mußtest, weil er besser war als Du, — er ein Gott, Du ein Feind des Göttlichen! So wie die letzte Flamme des Rogus erlischt, eile ich aus Rom, und geleiten wird mich — Macro."

Tiberius verließ, indem er das letzte Wort dem Sejan zurief, mit einem durchbohrenden Blicke das Gemach. Sejan blickte ihm mit einer Mischung von Wuth und Hohn nach, stampfte mit dem Fuße und sagte:

„So ziehe denn hin — um nicht mehr zurückzukehren! Sei Hirtengott in Deinem stillen Thale! Der leere Thron wird seinen Cäsar finden, der selbst gewählte Aufenthaltsort des Friedens werde Dir aber ein Höllenpfuhl! Zieh' hin, wo Ruhe und Unschuld weilen! Sie werden schnell entfliehen wie Tauben, wenn sie die Krallen des über ihnen schwebenden Geiers sehen. Zieh' hin! Im bergumschlossenen Arkadien erwartet Dich Dein Fall."

XI.

Das Fest der Kahlköpfe.

In den drei letzten Tagen des Monats April wurde in Rom das Fest der Göttin Flora gefeiert. Die Thüren der Häuser waren mit Blumenkränzen geschmückt; Lust und Jubel herrschte überall. Vor dem Hause des Senators Marcus Terentius standen große Tische, darauf Weingefäße mit Blumen bekränzt. Terentius und Sejan, in Gesellschaft vieler Senatoren und Ritter, jeder einen Blumenkranz auf dem Haupte, belustigten sich, vom freundlichsten Abendscheine umflossen, mit Trinken und Würfelspielen. Ringsumher waren nicht weniger als fünftausend kahlköpfige Sclaven beschäftigt, theils ihre Herren zu bedienen, theils frohe Lieder zu singen, und ausgelassene Tänze auszuführen.

Terentius sprang von seinem Sitze auf, und rief laut lachend: „Es fügt sich doch gar seltsam, daß wir eben an dem Tage, da Tiber uns und sein Rom verlassen will, die Flora-Spiele feiern, wo uns die Ausgelassenheit zur Pflicht wird, indeß die holde Sittsamkeit entflieht, als wolle sie mit ihm auswandern, der uns das Vorbild aller Tugend ist."

„Sehr wahr!" erwiederte Sejan, „Tiberius wird nun ein Schäfer, und Capräa sein Arkadien. Er, schon auf Erden ein Gott, ahmt die Götter in allen Dingen nach.

Jetzt will er sich als Phöbus zeigen; da schmückt ihm statt der mangelnden Haare ein Strahlenkranz das kahle Haupt. So führt der neue Sonnengott nun die Schafe Capräa's auf die Weide; wir arme Schäflein bleiben aber in dem verlassenen Rom zurück, und trösten uns, so gut wir können.

Terentius. Was blutige Zeiten sind, das wissen wir; nun kehrt das goldene Weltalter wieder. Einst floß, wie die Fabel sagt, bloß Milch in Strömen; in Rom floß Blut; heut' strömt der Wein."

Terentius schlug ein gellendes Gelächter auf und sagte: „Auf das Wohl der Unschuld und der Tugend! Tiber, der holde Menschenfreund, der keusche Kahlkopf, — er lebe hoch! — Sejan wendete sich gegen die Diener und rief ihnen zu: „Hervor, ihr natürlichen und ihr geschorenen Kahlköpfe, fünftausend an der Zahl! Ihr Repräsentanten der keuschen Sitte! Trinkt auf die Wiederkehr der goldenen Zeit, und wenn ihr des Cäsars kahlstes aller Häupter von Ferne erblickt, so tanzet und springet, und stimmet ein Freudengeheul an, daß alle Hügel wiederhallen, und das Kapitol in seiner Grundfeste erbebt!"

Der Abend dunkelte. Terentius rief den Sclaven zu: „Zündet tausend Fackeln an, um die holde Schädelstätte zu erleuchten! Tiber soll sehen, wie sich Groß und Klein, und Jung und Alt noch bei dem letzten Abschiedsfest nach seinem Muster bildet. Es wächst kein Haar auf seinem edlen Haupt; flugs ist das Haar auf jedem Haupt ver-

bannt. Tiber hat kein Herz; fort, Herz, aus jeder Menschenbrust! Vergebens wird ein Preis auf einen Herzensschlag gesetzt. Tiber haßt jeden freien Geist; wer so unglücklich ist, einen zu haben, der ersäufe ihn im Weingeist! Tiberius, unser Vorbild ohne Haar und ohne Herz und ohne Geist, — er lebe hoch!

Einige Senatoren und Ritter äußerten das Bedenken, Tiberius möchte den Schwank mit den fünftausend kahlköpfigen Sclaven doch übel deuten. Sejan ließ ihnen Wein reichen, um sich Muth und Geist zu trinken. Terentius gab dem Taumel der Gesellschaft eine ernstere Wendung, durch die Frage, wer denn, wenn Tiberius sich im Schooße ländlicher Einsamkeit des Lebens erfreue, die Staatsgeschäfte leiten werde? Es müsse doch auf jeden Fall Einer an der Spitze stehen.

Sejan erwiederte rasch und keck: „Der Eine war, der Eine bleibe, ich! Begleiten mag ihn Macro immerhin; sind sie Beide nach Capräa abgereist, so herrscht Sejan in Rom."

Terentius sagte warnend: „Sei nicht so vorlaut! Beobachte Klugheit und Mäßigung! Ein kleines Wort hat oft das größte Werk zerstört, ein kleines Wort hat oft den größten Mann gestürzt. Weg mit dem Becher! Schweig' und werde kalt!"

Sejan. Ich bin der Mann wie ihn die Zeit bedarf. Wie ich spreche, so denkt das Volk und der Senat. Ein Wort von mir, und Roma hallt es nach. Indeß Tiber mit einem Blumenkranz das kahle Haupt sich schmückt,

wird meine Hand das Diadem ergreifen, und beim Zeus! Rom soll nur des Cäsars Leiche wiedersehen."

Kaum hatte Sejan die letzten Worte gesprochen, als Tiberius, von Macro begleitet, sich dem Gelage der Zechenden näherte. Der schlaue Sejan, in diesem Augenblicke ein anderer Mensch, eilte dem Kommenden entgegen und rief: „Heil dem Cäsar, ihm, den Götter und Menschen lieben!" — Alle anwesenden Senatoren und Ritter, und als Echo auch die fünftausend kahlköpfigen Sclaven, wiederholten den Zuruf. Tiberius dankte ihnen und fragte, ob dieses Fest der Blumengöttin gelte. — Sejan nahm sogleich das Wort, und sagte:

„Nicht einer Göttin! Es gilt einem Gott, der aus dem Füllhorn seiner Gnade das glückliche Rom mit allen Lebensblumen erfreut. Durch ihn erscheint das Römerreich als Garten der Flora, und jeder Tag als ein Fest der Blumengöttin. Heil dem beglückenden Cäsar!"

Tiberius bemerkte, das schöne Fest mache dem Herzen Ehre wie dem Kopf. Sejan reichte ihm einen Becher; er trank mit den Worten: „Heil Jedem, dessen Wunsch dem meinen gleicht!" — Er entfernte sich mit Macro sogleich. Fackeltragende Senatoren und Ritter begleiteten sie so lange, bis Tiberius die fernere Begleitung sich verbat. Zum Hause des Terentius zurückgekehrt, rief Sejan: „Nun weg mit den Bechern! Vertilgt die elenden Gefäße, aus denen wir auf sein Wohl getrunken haben! Weg mit den Blumen! Werft

sie auf die Erde, und tretet sie mit Füßen, weil sie sich zu einem solchen Feste mißbrauchen ließen! Löscht aus die Fackeln! Nacht geleite ihn in das Reich der ewigen Nacht! Geht heim, Kahlköpfe! Geht und schlaft! Wenn ihr wieder erwacht, erblickt ihr eine neue Welt!"

Die Kahlköpfe vollzogen den Befehl. Die Trinkgefäße wurden zerschlagen, die Blumen zertreten. Sejan und Terentius gingen mit den Zechgenossen in das Haus, wo sie, Pläne brütend, die Nacht durchschwelgten.

XII.

Die Vorzeichen.

Als Tiberius mit Macro an das Ende der langen Straße kam, wendete er sich, und heftete seine Blicke auf die entfernt stehende Fackelschaar. Nach einer Pause murmelte er leise:

„Viel Blumenkränze und viel Wein! Viel Fackelschein und viel Jubelruf!"

Macro sagte, schwerbetonend: „Und wie viel Kahlköpfe! Ein sonderbares Zusammentreffen!"

Nun brach Tibers zurückgehaltener Grimm in die Worte aus: „Ich sah es, doch ich schien es nicht zu sehen. Was ich aber sah, das weiß ich auch zu deuten: die freche That, die das Fest der Blumengöttin schlau benützte, um mich mit Schmähungen zu überhäufen."

„Sie sollen nicht wissen, daß ich es weiß, was sie damit

gemeint, gewollt. Schied ich nicht freundlich von ihnen? Hab' ich ihnen einen Groll gezeigt? — Ich bin Tiber! Wer herrschen will, muß sich beherrschen. Die aber, die sich so schlecht beherrschen, sie sollen es fühlen, daß ich herrsche! Auch von Capräa führt ein Weg nach Rom, und meine Todesboten sollen Flügel haben. Darf mich das freche Fest erzürnen? Nur die Schlangen fehlten noch! Ich will Dir, Schlange Sejan, Schlangen senden, an deren Gift Du vergehen sollst. Die höllischen Fackelflammen sollen in Todesnacht erlöschen, und die Kahlköpfe sollen bleiche Schädel werden! Sejan hat aufgehört zu sein, — ist nichts! Du, Macro, sei Sejan! Geleite mich! Wir reisen nach Capräa, sobald der Tag beginnt!"

Die nächste Morgenröthe fand den Cäsar mit seinem neuen Günstling auf dem Wege nach Capräa.

Der gefallene Günstling stand zur selben Zeit mit der geliebten Livilla in einer offenen Halle. Sie schaute ihm kummervoll in die Augen. Er war verstört, jede Miene der Spiegel eines Schreckbildes. Livilla bat ihn zu sprechen. Nach langem Schweigen sagte er endlich, wie aus einem bösen Traum erwachend: „Es scheint, als wolle mich ein Nachtgeist necken. Ich bin wirklich so thöricht, vor dem tollen Spuk zu schaudern. Er schreckt mich heute, — morgen ist's vorbei.

Livilla. Vertraue mir! Laß mich wissen, was Dich kränkt! Meine Liebe will Deinen Schmerz mit Dir theilen.

wie sie Lust und Glück mit Dir getheilt hat. Oeffne mir Dein Herz!

Sejan. Vernimm denn ein Geschichtchen vom bösen Spiel des Zufalls! Eh' heute noch Aurorens Rosenfinger den Flor vom nachtumhüllten Himmel zogen, stieg ich die Höhe des Aventin hinan, um nach dem Gesang und Flug der Vögel zu spähen, die mir die Zukunft verkünden sollten. Weh mir! Es zeigte sich nicht ein einziger glückdeutender Vogel; nur ein schwarzes Heer von Raben zog wie eine Wetterwolke wild krächzend über meinem Haupte dahin. Die böse Schaar flog fort, und ruhte nicht, bis sie das Haus jenes unterirdischen Kerkers erreicht hatte, in dessen Klüften den Menschen das Licht der Sonne und des Lebens erlischt. Hoch auf den Giebel des Gebäudes setzten sich, wie triumphirend, die gefiederten Eumeniden.

Livilla. Ein böses Omen für Denjenigen, dem es gilt! Dir aber gilt es nicht. Laß mich Deinen Zeichendeuter sein! Die bösen Vögel zeigten Dir nur die Menge Deiner Feinde, die, Dein Verderben sinnend, selbst dem Unglück entgegen eilen. Sie werden in die Tiefe stürzen, Du aber wirst den Gipfel des Glückes erreichen.

Sejan. Die Liebe malt gern himmelblau und rosenfarb, und zittert doch vor ihrem eigenen Schatten. Sie vereinigt in sich Muth und Verzagtheit; sie träumt und baut Luftschlösser für eine Ewigkeit, und ist doch nur ein Kind des Augenblicks, auf dessen Schwingen ihre Leiden und Freuden schnell wie der Blitz entfliehen; Dein Herz schlägt banger als das meine; Dein Busen stürmt mehr

als der meine; Dein Auge sieht schwärzer als das meine, und doch willst Du mich beruhigend trösten, weil Du mich liebst. Mag mich des Schicksals Macht zermalmen, mag des Verbrechens Schreckgestalt mir drohend folgen, — ich spotte der Macht des Schicksals, ich trotze allen Schreckgestalten, weil ich in Dir die Göttin der Liebe vor mir erblicke. Ich wage für Dich, was ein Mensch nur wagen kann; ich dulde für Dich, was ein Mensch erdulden kann. Klein oder groß, — mit Dir nur will ich es sein; Du machst den Kleinen groß, den Großen glücklich. Für Dich will ich das Herrlichste erringen, um alles Herrliche mit Dir zu theilen. Du lebenswarmes, liebeholdes Wesen! Ein Augenblick der Glut in Deinen Armen läßt mich den Frost der ganzen Welt vergessen; ein Augenblick der Lust an Deinem Mund ist süßer, als der Nektartrank der Götter. Verzeih' die Schwäche dem, der stark sein soll, für Dich und für sich selbst! Ich bin beschämt. Laß uns nun wegscherzen jeden bösen Wahn und höre, was mich weiter noch bethörte! Ich ging vom Aventin auf das Kapitol. Als ich den Göttern mein Opfer dargebracht hatte, schritt ich, versunken in Gedanken, dahin, und wußte nicht, wohin der Weg mich führte. Die willenlosen Diener folgten mir. Plötzlich stehe ich an jener steilen, schauderhaften Treppe, über welche man die zum Tode verurtheilten Verbrecher schleppt, um ihre Leichname in den Tiberstrom zu stürzen. Ein Schrei des Entsetzens entfährt meiner Brust. Die Diener eilen zu Hülfe; wie sie aber mir nahe kommen, gleiten zwei von ihnen am Rande der Treppe aus, und

stürzen, von Stufe zu Stufe kollernd, in die Tiefe hinab. Gellendes Hohngelächter scholl mir in das Ohr. Sieh da! Nicht ferne von mir steht Ahasver, wie ein Gespenst der Nacht, neben ihm der Archimim Atilius, in Kleid und Haltung — war es nun Zufall oder Absicht — dem Drusus, Deinem Gatten, gleich.

Livilla. Entsetzlich! — Und doch — leicht erzeugt der Schrecken ein Phantom. Aus diesem dunklen Abgrunde taucht uns aber eine Wahrheit auf: Diejenigen, die Dich feindlich umgeben, werden fallen, Du aber wirst fest stehen. Sie sanken in die Tiefe; Dir blieb die Höhe.

Sejan. Wer könnte Dir den Glauben versagen? Die Göttin Suada ruht auf den Purpurkissen Deiner Lippen; an Kunst beschämst Du jeden Redner, an Scharfsinn alle Zeichendeuter. Nun höre aber noch den letzten Schelmenstreich des Schicksals, und erschöpfe Deinen Witz, um auch hier etwas herauszuklügeln, das einen freundlichen Schein gewinnt!

Sejan hatte kaum die letzten Worte, Livillens Antwort erwartend, gesprochen, als sie in der Vorhalle ein heftiges Gepolter vernahmen, dem Geschrei und Wehklage folgte. Ein Sclave trat ein. Befragt, ob ein Unglück geschehen sei, erwiederte er: „Da heute der erste Tag des Monats beginnt, so versammelten sich in der Vorhalle noch mehr Leute als gewöhnlich, um Dir, Gebieter, Glück zu wünschen, und Huldigung darzubringen.

Livilla blickte lächelnd nach Sejan und sagte: „Sind Glückwünsche und Huldigungen böse Zeichen?“ — Der Sclave fuhr fort: „Des langen Wartens müde, setzten sich der Vielen Viele auf die mit Kissen belegten Bänke an der Säulenreihe. Die Menschenlast drückte bald zu schwer auf das Bretergerüst; es zerbrach; die Gäste fielen und stürzten; verletzt ward mancher Kopf, verwundet manches Bein, und sie, die zum Glückwünschen hergekommen waren, verwünschten Dich, o Herr!“

Sejan erschrack, und befahl dem Sclaven, die Beschädigten sorgfältig zu pflegen, und ihnen zu sagen, daß er sogleich selbst erscheinen werde. Als der Sclave das Gemach verlassen hatte, sagte Livilla: „Auch dieser böse Zufall wird zum Guten dienen, indem er Dir Gelegenheit verschafft, Vielen Deiner Anhänger Liebe und Sorgfalt zu erzeigen, Manchen auch reichlich zu beschenken.“

Ein anderer Sclave eilte schreckenbleich in das Gemach. Sejan rief ihm zürnend entgegen: „Ein neuer Rabe zu den vorigen? Sprich Deinen Schrecken aus, Du Jammerbild!“ Der Sclave sagte: „Unglaublich und doch wahr, — denn Viele haben es gesehen, so wie ich. Aus Deiner ehernen Bildsäule, die in dem Atrium prangt, stieg plötzlich ein dunkler Qualm empor, wie aus dem Krater des Vesuv. Ich hob den aufgesetzten Kopf behutsam vom Gebilde herab, um in den innern hohlen Raum hineinzuschauen. Aber wie erschrack ich! Aus der Oeffnung sprang eine große Schlange; den Leib geringelt, und die Augen funkelnd,

flog sie zischend dahin, und war verschwunden, ehe wir es vermocht hatten, uns zu fassen."

„Auch hier, sagte Livilla, heiter wie vorher, sehe ich nur eine freudige Erscheinung; das Böse, die Schlange entflieht, und verschwindet aus Deiner Nähe; das Gute bleibt."

Sejan befahl dem Sclaven, der Statue sogleich einen andern Kopf aufzusetzen, und dies, sobald es geschehen sei, ihm zu melden, denn er sei gesonnen, dem Schicksal, das ihn necken wolle, zu trotzen, und sich selbst vor seinem eigenen Bildniß ein Opfer zu bringen.

Livilla erblaßte über diese Vermessenheit; der Sclave sagte aber, ohne das Frevelhafte dieses Hochmuthes zu ahnen: „Wir selbst, o Herr, sind Deinem Befehle zuvorgekommen; kaum aber saß der neue Kopf auf dem Gebilde, da erblickten wir am Nacken einen Strang!

Sejan. Fluch Deiner Zunge! Derselbe Strang erdroßle Dich, wenn Du es wagst, dieses Wort noch einmal auszusprechen!

Livilla. Zürne dem Schuldlosen nicht! Nur ihn, der die Schlange in Dein Bildniß verbarg, und dessen Nacken mit dem Todesseil umwand, ihn treffe die volle Macht Deines Zornes! Ihn tödte Schlangengift und Todesseil! Sieh nun, lieber Sejan! Alle diese Zeichen bedeuten nichts Böses, aber sie wollen Dich warnen, daß Du nicht trauen sollst bösen Menschen, und jenen Feinden, die sich als Freunde zeigen, jenen Falschen, die Dir nur so lange dienen, als Du ihren Eigennutz befriedigen

kannst. In solcher Weise rufen alle jene Zeichen Dir zu: „Sei klug und traue Keinem! Baue nur auf Dich, und schreite Deinem Ziele kühn entgegen! Wer Hohes will, muß nach dem Höchsten streben. Hoch glänzt die blaue Himmelsluft; hoch lenkt Apoll die Flammenrosse, hoch Luna ihren Silberwagen; hoch schimmern alle die Sternbilder schöner Frauen und unsterblicher Heroen; Aurora glüht nur am Himmel. Dem Muthigen sind alle Götter hold. Der Geist führt zur Größe, die Liebe zum Glück."

Sejan. Von solchen Genien begleitet, darf und muß ich Alles wagen. Es wird gelingen, denn die Götter haben Dir den Wunsch, mir aber die Kraft dazu in die Seele gelegt.

Sejan umschlang und küßte Livillen, und sprach, sie in seinen Armen haltend: „Entzündet von den Flammen dieser Lippen, auf denen Eros glüht und Suada lächelt, eile ich nun in den Senat. Tod dem Tiber! — Mir den Thron der Welt!"

Mit diesen Worten verließ er die Geliebte, die dem Scheidenden mit der stummen Beredsamkeit ihres bezaubernden Lächelns nachblickte.

XIII.

Des Günstlings Sturz.

Tiber befand sich bereits auf der Insel Capräa, wo er von aller Welt geschieden und abgeschlossen leben wollte. Schiffe bewachten die Küste, um jede Landung zu hindern; der Zutritt zu ihm selbst wurde durch einige Kohorten der Prätorianer unmöglich gemacht, und Tiber blieb für die aus Rom kommenden Senatoren unsichtbar.

Macro allein besaß jetzt das Vertrauen des Cäsars, dessen erbittertes Herz gegen alle Menschen schonungsloses Mißtrauen, gegen Sejan aber den feindseligsten Haß hegte, denn er hatte den ehemaligen Günstling nun ganz durchschaut, war in seine Pläne eingedrungen, und beschäftigte sich einzig mit dem Gedanken, ihn, den er eben so fürchtete, als haßte, aus dem Wege zu schaffen. Schlau, wie Tiber stets war, bediente er sich zu diesem Zwecke solcher Mittel, die zuerst dahin wirken mußten, die allgemeine Meinung über Sejan wankend zu machen, die bisher ihm zu Theil gewordene Gunst in ein zweifelhaftes Licht zu stellen, und den heimlich schon Verurtheilten selbst in Ungewißheit über seine gegenwärtige und nächst zukünftige Lage zu setzen.

In dieser Absicht sendete Tiber viele einander widersprechende Schreiben theils an Sejan, theils an den Senat. In diesen schilderte er sich bald krank, entkräftet, lebensmüde, dem Tode nahe, bald gesund, rüstig, voll Muth und Kraft. Ein Schreiben enthielt die Wehklage, er besorge,

sein Rom nie wieder zu sehen; in dem andern betheuerte er, nächstens zurückzukommen. Bald überhäufte er den Sejan mit Lobsprüchen, bald mit Vorwürfen; bald erhob er dessen Anhänger zu Ehrenstellen, bald wurden sie ihrer Aemter entsetzt, verurtheilt, ihres Lebens und Vermögens beraubt.

Dieses zweideutige Benehmen Tiber's that sowohl auf den Senat, als auf das Volk große Wirkung, und verursachte eine Spaltung in zwei Parteien, deren eine in Sejan schon jetzt den gefallenen Günstling erblickte, während die andere nicht zweifelte, Sejan werde aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen, und bald Rom's Oberhaupt sein.

Dieses Schrecken, dieser unaufhörliche Wechsel, konnte auf Sejan nur einen nachtheiligen Einfluß haben. Stolz und siegestrunken an einem Tage, zeigte er sich am nächstfolgenden befangen und muthlos, je nachdem die sich drängenden Erscheinungen seine Hoffnungen entflammten, oder düstere Besorgnisse in ihm erweckten.

Nun erfolgte aber ein Schlag, welcher den Sejan und seine Anhänger mit gleicher Stärke traf. Tiber ließ nämlich den dritten Sohn seines verstorbenen Bruders, des von den Römern so sehr geliebten Germanicus, den zwanzigjährigen Jüngling Cajus Caligula, nach Capräa berufen, ernannte ihn zum Pontifex Maximus, und ertheilte dem Macro den Befehl, im Falle eines Aufstandes in Rom dem Senate zu erklären, Tiber sei geneigt, diesen seinen Neffen zu seinem Thronfolger zu bestimmen. Macro fand aber für gut, diesen Befehl, ohne den angedeuteten Fall der

Noth abzuwarten, sogleich in Vollzug zu setzen, und dieses eigenmächtige Verfahren dem Cäsar zu verschweigen, denn Macro besaß die Kunst, weit hinaus zu berechnen, wo die meisten Menschen bei dem gegenwärtigen Tage oder Augenblick stehen bleiben.

Viele Anhänger Sejan's entfernten sich nun von ihm, ohne es öffentlich zu zeigen; andere wollten ihn nicht mehr kennen, wichen ihm auf der Straße aus, wie einem von der Seuche Befallenen. Auf ihn aber, den durch Livilla's schmeichelnde Bethörung Geblendeten, und durch Ahasver's böse Aufregungen Gestachelten, that jener Gewaltstreich gerade die entgegengesetzte Wirkung. Er hielt sich unverwundbar wie ein Gott, und seines Sieges gewiß, wie seiner Kraft. Sich allein wollte er das Höchste verdanken. Tiber müsse — so meinte er — fallen; fallen müsse Caligula. Ueber ihren Leichen wolle er sich das Diadem auf die Stirne setzen.

Mit Tagesanbruch versammelte sich der Senat im Tempel des Apollo auf dem palatinischen Berge. Die Ungewißheit des Gegenstandes, über den man sich berathen wolle, verursachte eine gedrückte Stimmung und vielfache Vermuthungen. Gewiß schien nur das Einzige, daß es sich um eine Sache von dringender Art und größter Wichtigkeit handle. Die eintretenden Senatoren bildeten mehrere Gruppen, und es entspannen sich folgende leise Gespräche.

Ein Senator. Was denkest Du von der Sache?

Zweiter. Nichts. Ich denke nicht gerne umsonst.

Erster. Das scheint mir das Vernünftigste bei der Sache.

Dritter. Ich denke mir wenigstens nichts Gutes dabei.

Erster. Das scheint mir die Hauptsache bei der Sache.

Vierter. Mir ist zu Muthe, als säßen wir im großen Circus, um einen Kampf von Löwen und Tigern zu sehen.

Erster. Mir scheint bei der Sache nur das Einzige gewiß, daß es sich um eine Sache von größter Wichtigkeit handelt.

Dritter. Sache — und nichts als Sache! Ich denke, daß wir von der Sache entweder gar nicht oder lieber ganz offen und deutlich sprechen sollen.

Vierter. Beim Jupiter! Der Mann traf den Nagel auf den Kopf. Nichts über die Deutlichkeit! Da weiß der Mensch doch, woran er ist. Ich sage also ganz deutlich, daß ich Sejan's Fall erwarte.

Zweiter. Nicht übel! Bedenkt man auf der einen Seite Sejan's Uebermuth, auf der andern Tiber's heftige Gemüthsart, auf der dritten die Schnelligkeit so vieler, auf einander folgender Veränderungen, so — —

Fünfter. Und auf der andern Seite so manche geheime Kunde, die nicht Jeder weiß, so — —

Vierter. So thäten wir am besten, geradezu als Sejan's Gegner aufzutreten. Wer stimmt mir bei?

Mehrere. Wir stimmen bei.

Einer. Ich aber will es bei der herrschenden Ungewißheit weder mit dem Günstling Sejan, noch mit dem beherrschten Herrscher Tiberius verderben, sondern vorsichtig zuwarten, bis die Sache einen Wendepunkt erreicht, was nicht mehr lange währen kann.

Einige. Ja, ein Wendepunkt! Nichts über einen Wendepunkt! Da bekommt die Sache plötzlich ein anderes Gesicht, und es ist ja eine bekannte Sache, daß jede Sache zwei Seiten hat, ihre Licht- und Schattenseite, wie der Mensch selbst und die ganze Natur.

Einer. Ich erkläre mich, allen Wendepunkten zum Trotz, unabwendbar für Sejan und sein Glück.

Mehrere. Auch wir.

Ein Anderer. Aus diesem Chaos geht nur so viel hervor, daß Tiber in *dieser* Versammlung keine treuen Anhänger hat.

Ein Anderer. Noch mehr aber, daß Tiber *sich selbst* genügt.

Dieses Gespräch wurde unterbrochen durch den Eintritt der beiden Consuln, Junius Silanus und Memius Regulus. Jener war Sejan's eifriger Anhänger, dieser sein heftigster Gegner.

Bald nach ihnen trat Sejan ein. Er wußte in Mienen und Geberden, nach der ihm eigenen Weise, Stolz und Liebenswürdigkeit zu verschmelzen. Aus seinen Augen leuch-

tete der Geist auffallender Heiterkeit und um seine Lippen, schwebte das selbstgefällige Lächeln behaglicher Ruhe. Viele Senatoren ließen sich dadurch täuschen, und wetteiferten im Ausdrucke schmeichelnder Verehrung. Sejan nahm seinen Platz ein. Bewaffnete Prätorianer umgaben ihn wie einen Cäsar als Leibwache.

Plötzlich trat Macro, von Capräa so eben ankommend, in die Versammlung. Sejan, die unerwartete Erscheinung anstarrend, rief ihm zu: „So eilig sendet Tiber Dich an mich? Was ist der Zweck Deiner Sendung? Reiche mir das Schreiben des Cäsars!“

Macro erwiederte, ironisch lächelnd: „Niemand gibt, was er nicht hat.“ Und so habe ich Dir nichts zu übergeben. Was könnte ich Dir auch bringen? Bist Du doch erhaben über jede Auszeichnung, über jede Belohnung, welche Cäsar Dir verleihen konnte. Mein Befehl aber lautet, dem Senate kund zu thun, daß es unserm göttlichen Cäsar beliebe, den Sohn seines geliebten Bruders Germanicus, den edlen Cajus Caligula, der nun sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht, zum Pontifex Maximus zu ernennen, und diesen seinen Enkel zugleich zu seinem Thronfolger zu bestimmen.— Dem Consul Memius Regulus flüsterte Macro leise in's Ohr: „Die letztere Erklärung sollte eigentlich nur für den Fall eines Aufstandes in Rom gelten; ich fand aber für gut, diesen Befehl, ohne den angedeuteten Fall der Noth abzuwarten, sogleich in Vollzug zu setzen. Dem Cäsar bleibe jedoch dieses eigenmächtige Verfahren vor der Hand noch tiefes Geheimniß!“

Sejan sagte, starr vor sich hinblickend, zu seinem Nachbar: „So müssen denn zwei Opfer fallen, ein Cäsar und ein Pontifex Maximus! Ich, meines Sieges gewiß, verdanke dann das Höchste mir allein, und über ihren Leichen setze ich mir das Diadem auf das Haupt."

Macro wendete sich jetzt zugleich an beide Consuln mit den Worten: „Wollet in mir den Befehlshaber der prätorianischen Leibwache erkennen!"

Sejan sprang auf und schrie ihm entgegen: „Der bin ich!"

„Gewesen!" sagte Macro spottend; „gewesen, kraft dieses kaiserlichen Schreibens."

Und noch heftiger rief Sejan: „Und werde es zu bleiben wissen, — Euch allen zum Trotz!"

Macro befahl nun den bewaffneten Prätorianern, welche Sejan's Sitz umgaben, die Curie sogleich zu verlassen, und sich in ihr Lager zu begeben. Sejan erhob sich mit zornfunkelnden Augen, um zu sprechen. Macro gebot Stillschweigen, ließ die Curie statt der abziehenden Prätorianer mit einer Schaar von der Stadtwache besetzen, übergab dem Consul Memius Regulus ein kaiserliches Schreiben und verließ den Senat.

Memius Regulus öffnete das Schreiben und las: „Cäsar Tiberius entbietet dem Senate seinen Gruß. Die Götter lieben mich; sie schenken mir Gesundheit und Kraft. Feiert ihnen Dankfeste!"

Sejan sagte, während Regulus die Senatoren fixirte, leise zu einigen neben ihm sitzenden Anhängern: „Und noch

mehr Feste, wenn die Seele des Vergötterten zum Olymp aufschwebt."

Regulus las weiter:

„Das Recht, die Obrigkeiten zu wählen und Gesetze zu geben, übertrage ich von den Volksversammlungen an den Senat."

„Seht (rief Regulus den Versammelten zu), seht, wie des Cäsars Gnade unsern Wirkungskreis erweitert, unsere Macht erhöht, unser Ansehen hebt!"

Sejan fiel dem Sprecher in's Wort und sagte: „Ihr Glücklichen! Ihr dürft nun wählen, dürft Gesetze geben, und wenn es dem Cäsar beliebt, eure Wahlen zu bestätigen, und die von euch gegebenen Gesetze zu sanctioniren, so gelten sie. Ihr Glücklichen könnt nun dem Volke auf den Köpfen tanzen, dem Volke, das über euch spottet und lacht."

Da sagte ein Senator, vor Entzücken sich vergessend, ganz laut: „Er behält den Muth; so bleibt ihm Alles." — Und der Nächste erwiederte ebenso: „Dem Muthigen gehört die Welt, und jeder Muthige mit ihr." — Da zürnte Regulus: „Vorlaute, unberufene Redner, — schweigt! Dem Consul, der die Senatsversammlung leitet, ihm allein gebührt das Wort. Hört bescheiden und schweigend, was des Cäsars Machthoheit spricht!" — Und er las weiter aus Tiber's Schreiben: „Tadel und strenge Rüge verdienen manche Eigenmächtigkeiten, welche Sejans Vermessenheit während meiner Abwesenheit sich zu Schulden kommen

ließ; solche Anmaßungen verwegenen Hochmuths sollen der Strafe nicht entgehen!"

Sejan unterbrach den Consul abermals mit den Worten: „Diese Blitze schleudere ich auf das Haupt des falschen Jupiters zurück. Mag Cäsar herrschen über einen nichtigen Senat und über ein feiles Volk! Sejan weiß dem Tyrann zu trotzen, wie dem Tod. Die Sonne zeigt ihre volle Kraft, wenn sie ein Wolkenheer vernichtet. Tiber ruft mich zum Kampf; wohlan! er finde mich bereit."

Regulus sprach mit Würde: „Deine Wange, die jetzt des Ingrimms Purpur röthet, — sie wird erbleichen; der Mund, der jetzt die Majestät zu lästern wagt, wird verstummen!"

Nun vermochte Sejan nicht länger die in seinem Innern tobende Wuth zu bezähmen, und er schrie mit Stentorstimme:

„Nicht länger duld' ich, zahm wie ein Opferthier, diese Schmach. Ihr Besseren und Edleren, folget mir! Für ehrlos erkläre ich diese sclavische Senatsversammlung, für nichtig, was immer sie beschließen mag. Hinaus mit mir in's Freie! Das Forum sei unser Kampfplatz! Hinaus!"

„Nicht Einer wage es (donnerte Regulus vom erhabenen Elfenbeinstuhl), die Versammlung zu verlassen! Verwehrt ist der Austritt. Die Fackel des Aufruhrs willst Du schwingen, Hochverräther Sejan! Es soll Dir nicht gelingen. Bewaffnete! Umringet ihn! Den Schuldbelasteten führt in gefänglichen Gewahrsam!"

Bei diesen Worten sank Sejan, todesbleich auf einen

Sitz, bewegungslos wie eine vom Blitzstrahl getödtete Leiche. Zuerst herrschte, als hätte ein gleicher Schlag alle Anwesenden getroffen, das tiefste Schweigen; erst nach und nach belebte sich die Versammlung wieder. Einige flüsterten einander ihr Erstaunen zu; Andere beklagten den Gefallenen und theilten sich ihre Besorgnisse über die ihnen selbst drohende Gefahr mit. Ein kleiner Theil der Anhänger Sejan's beschloß mit ihm und für ihn das Aeußerste zu wagen. Dagegen verließen Mehre, die neben ihm saßen, ihre Plätze mit Abscheu. Viele brachen sogar in Verwünschungen über ihn und in lautes Frohlocken über seinen Fall aus.

Mitten im Getümmel der wildesten Aufregung erschien Sejan einer Bildsäule gleich. Der Consul Regulus befahl ihm aufzustehen; in dumpfe Betäubung versunken, vernahm Sejan den Ruf nicht. Regulus wiederholte den Befehl; Sejan hörte nicht.

Regulus gebot mit lauter Stimme und vorgestrecktem Arme zum dritten Male: „Sejan, tritt vor!"

Nun erhob sich der Angerufene, wie aus einem schweren Traume erwachend. Die Prätoren und Volkstribunen stellten sich um ihn, damit er nicht, hinausstürmend, die Fackel des Aufruhrs schwinge. Tausend Vorwürfe und Schmähungen erschollen. Der Anführer der Stadtwache trat ein. Regulus ließ den Unglücklichen in das Gefängniß führen. Nur wenige Senatoren hatten den Muth, ihm zu folgen. Zu den Uebrigen sprach Regulus:

„Nur der bessere und — Dank den Göttern! zugleich der größte Theil jener Senatoren, die den Cäsar ehren und

Freunde sind der Ruhe und der Ordnung im Staate, ist geblieben. Entscheidung heischt dieser große Augenblick. Es gilt nun: „Cäsar Tiberius — oder Sejan!" Nur Einer von Beiden kann in Rom bestehen. Des Cäsars Gefahr, des Staates Wohl — sie fordern Sejan's Untergang. Ich spreche denn über ihn das Todesurtheil als Hochverräther und Verbrecher an der Majestät. Stimmet ab!"

Die Senatoren erhoben sich, traten zusammen. Nach einer Besprechung von wenigen Minuten erscholl der einstimmige Ruf: „Des Hochverrathes und des Majestätsverbrechens Strafe ist der Tod."

Regulus nahm das Wort: „Rechtskräftig und ohne Verletzung der vorgeschriebenen Form laute denn der Senatsbeschluß: „Sejan sterbe noch heute durch die Hand des Henkers!" — Geschlossen ist der Senat. Verweilt nicht länger hier!"

Regulus verließ die Curie; die Uebrigen folgten schweigend.

XIV.

Der Weg zum Tode.

Die größte der Regionen, in welche die Stadt Rom eingetheilt war, wurde das römische Forum genannt. Die außerordentliche Länge und Breite dieses Platzes erstreckte sich längs dem palatinischen Berge hin, bis an den Tiberfluß und an den kapitolischen Berg. Ringsumher stan-

den gedeckte Säulengänge, zu denen stufenweise Erhöhungen hinanführten. Im innern Raum derselben befanden sich die Buden von Geldwechslern, Kaufleuten und Künstlern. Paläste, Tempel, Statuen und Springbrunnen, der große Obelisk, dessen Schatten die Stunden anzeigte, die vergoldete Säule des großen Meilenzeigers, in welchen die Entfernungen der vorzüglichsten Städte von Rom eingegraben waren, die mit Schiffsschnäbeln geschmückte Rednerbühne und das Gerichtstribunal des Prätors erhöhten die Macht dieses großartigen Stadttheiles. Hier waren auch Bänke angebracht, auf welche das Volk sich setzte, um den gerichtlichen Verhandlungen und den öffentlichen Reden zuzuhören.

In der Mitte des ungeheuren Platzes stand eine Gruppe von Feigen- und Olivenbäumen, zwischen welchen sich Weinreben hindurch schlangen. Im Schatten dieses Haines lustwandelte das Volk. Drei große Hauptstraßen führten zu diesem Forum auf dem nun eine unzählige Volksmasse versammelt war, sich drängend, wogend, lärmend, ringend und kämpfend in den Säulenhallen, auf den zu denselben hinaufführenden Stufen, und an den Eingängen in die Marktbuden. Viele balgten sich auf und zwischen den Bänken um die Rednerbühne, während Andere auf den Bäumen saßen, und mancher Unruhige unter allgemeinem lauten Gelächter von den gebrochenen Aesten wehklagend, oder fluchend herabfiel.

Jetzt zog eine Schaar der Stadtwache langsamen Schrittes einher, in ihrer Mitte Sejan, Fesseln und Ketten an Händen und Füßen. Der Pöbel stürzte mit

Wuth gegen ihn, drängte sich zwischen die Wache, überhäufte den Gefangenen mit Hohn und Spott über diese Erfüllung seiner hochmüthigen Plane, und mit bittern Schmähungen über das Unglück, welches durch ihn so Viele getroffen hatte. Man hörte in dem Geschrei die Worte: „Seht den Gewaltigen, den Cäsar des Cäsars, den zweiten Jupiter! Gebt ihm doch goldene Fesseln! Stellt ihn auf einen Triumphwagen, damit er der Erfüllung seiner hohen Plane in Siegesherrlichkeit entgegenziehen kann!" Einige wagten sogar Mißhandlungen; sie rissen ihm die Toga weg, mit welcher er das Gesicht bedeckte, und schlugen mit den Fäusten nach ihm. Senatoren eilten herbei; es gelang ihnen nur mit vieler Mühe, den Unglücklichen zu schützen und die Rasenden zu beruhigen.

So bewegte sich der Zug endlich langsam weiter, und kam zu dem Kapitol, in dessen unterm Theile sich das Gefängniß befand, in welches Sejan hineingeführt wurde.

Diesem unterirdischen Gewölbe gegenüber, erhob sich ein steiler Fels, zu welchem, von der Kerkerthür aus, die sogenannte Seufzerbrücke führte, die mit Stufen versehen war, über welche die Körper der Hingerichteten mit eisernen Haken auf den Fels gezogen wurden.

Als der Zug vorüber war, verlor sich die Menge bis auf einige hundert Gaffer, die vom geheimen Schauder durchdrungen, ihre scheuen Blicke auf zwei Gestalten hefteten.

Diese beiden Gestalten waren Ahasver und der Archimim Atilius, deren nächtliche Zusammenkunft auf dem

tarpejischen Fels Statt gefunden hatte. Die Glut wilder Schadenfreude funkelte in den Augen Beider.

„Dieses Bild menschlicher Verworfenheit (sagte Ahasver mit dumpfem Gemurmel), labt mir die Seele. Sieh, wie Nichtswürdige den Bösewicht mißhandeln! Wer von den Verworfenen allen ist hier der sträflichste? Ein Wettkampf aller Laster tobt vor uns, und wem der Preis gebührt, — ich weiß es nicht. Fluchwürdige verfluchen den Gefallenen; der Unverschämten Hohn trifft den Ehrlosen, und Todeswürdige mißhandeln den dem Tode Geweihten. Der Lasterhafte geht dem Henkersbeil entgegen durch einen Pfuhl von Lasterhaften, die heut' verspotten, was sie gestern selbst verbrachen. Es ist nicht Einer unter ihnen, der an Sejan's Stelle nicht dieselben oder noch ärgere Verbrechen begangen hätte, und dennoch erfrechen sie sich nun, über ihn, dessen schuldiges Haupt der eiserne Arm des strafenden Schicksals ergriffen hat, zu urtheilen und zu richten. Sie ergetzen sich am Schauspiel der Schmach und des Todes, und nicht Einer legt die Hand an sein eigenes Herz. Nicht Einer von ihnen denkt bei dem gräßlichen Anblick an den plötzlichen Schicksalswechsel, der Jeden treffen kann, den Niedrigsten wie den Höchsten. Recht so! Sie verdienen es nicht besser. Haß und Verachtung verfolge sie, durch ein Jahrhundert von Gräueln! O Nichtigkeit des Lebens und seines Glückes! Den Mann, vor dem noch gestern die Schmeichelei im Staube kroch, dem gestern noch der Eigennutz schamlose Huldigungen brachte, — heute schleppt ihn die mißhandelnde Wuth in die lichtlose Kerker-

luft! Er, um dessen Haupt sie noch gestern Kränze wanden, schreitet heute mit rasselnden Ketten belastet einher! Ihn, in dem sie noch gestern einen künftigen Herrscher erblickten, schleudern sie heute zu den gemeinsten Sclaven in einen Kerker! Ihn, dessen Blicke sie noch gestern entzücken oder zermalmen konnten, schlagen sie heute mit geballter Hand in's Angesicht! Ihn, dem sie noch gestern Opfer brachten, wie einem Gott, ihn führen sie heute zum schmählichen Tod! Fluch und Heil über euch, ihr Menschen! Fluch, weil ihr an Lastern und Verbrechen wetteifert; Heil, weil ihr wechselseitig einander Richter und Henker seid!"

Die staunenden Gaffer waren dem Sprechenden, dessen Stimme immer lauter scholl, je gräßlicher der Grimm seines Innern wurde, allmälig näher gekommen; die letzten Worte des Fluches erfüllten sie aber mit solchem Schrecken, daß sie vor dem furchtbaren Zauberer, wie vor einem Geiste, die Flucht ergriffen. Ahasver aber rief ihnen nach:

„Was treibt euch fort? Warum entflieht ihr? Bleibt! Vollendet, was ihr nun begonnen habt! In Gold und Marmor prangen hier die Bilder Sejan's. Könnt ihr sie dulden? sehen? Nieder mit ihnen! Macht sie der Erde gleich!"

Der Pöbel, durch diese Worte entflammt, rannte mit wildem Geschrei umher. Sejan's Bildnisse wurden niedergerissen und zertrümmert. Die zügellose Menge, mit jedem Augenblicke sich mehrend, legte Feuer an, und plünderte. Ahasver, von dem gräßlichen Anblick entzückt, rief in wilder Begeisterung: „Sieh, wie das lodert, prasselt, flammt!

Rom selbst zündet ihm das Leichenfeuer an." — Atilius erwiederte hohnlachend: „Ich eile nun, mein schönes Amt als Todtenspötter anzutreten. Was er gethan, und was er war, das soll Rom nun noch einmal durch mich erblicken!"

Er eilte fort.

XV.

Die beiden Henker.

Sejan, kaum eingetreten in die schauerliche Kerkerkluft, sank erschöpft neben dem Richtblock zu Boden. Als das geschwundene Bewußtsein zurückkehrte, erhob er sich sitzend, den Leib auf den rechten Arm gestützt, und sprach mit dumpfer Stimme vor sich hin:

„Kluft des Entsetzens! Todeskluft! Blutspuren ringsumher, Beil und Seile! Hier soll ich enden? Hier das Ziel vom stolzen Gaukelspiele meines Lebens? Früh oder spät, — die Rachegöttin kommt an der Hand des furchtbaren Schicksals, und kein Gott entreißt ihr das erkorene Opfer. „Bis hieher und nicht weiter!" So sprach am Rubikon zum Julius Cäsar das Gespenst. „Bis hieher und nicht weiter!" ruft auch mir mein böser Genius in dieser Kluft, die ich als Leiche nur verlasse. Wie viele Todesstunden muß ich leiden, um den Todesstreich zu erwarten? Ihr Götter! habt Erbarmen! Fällt der Donnerkeil vom Himmel, so stürzt des Berges Haupt in den Abgrund; ein Augenblick, und was

war, ist nichts! So laßt mich enden!" — Ein Mann von riesiger Gestalt trat aus dem dunkeln Hintergrund, stellte sich schweigend vor Sejan und maß ihn mit den Augen. „Wer bist Du?" rief Sejan ihm zu. Der Mann erwiederte ruhig, aber mit kräftiger Stimme: „Ich bin des Schicksals rechte Hand, der Rachegöttin Opferpriester, des Strafgesetzes blutiger Vollzieher, Rom's Henker."

Sejan. Weh mir! Der Tod von Henkershand mir, dessen Blick noch gestern Tod und Leben gab? O Götter! laßt mich tausendfach sterben, ersinnt neue Martern, neue Qualen, wie noch kein Sterblicher sie je empfand, vereinigt alle Strafen, die je Einer der Schatten im Höllenreiche litt, — ich will sie ohne Klage, ich will sie dankbar leiden, — nur nicht den Tod von Henkershand!

Henker. Steh auf!

Sejan. Ich bin Sejan, und —

Henker. Eben deshalb hier und mir verfallen.

Sejan. Gemeiner Würger, der sein Leben karg vom Tode fristet und vom Blut des Pöbels, verabscheut und gehaßt! Verlangst Du Ehre, Reichthum, Macht und Glanz, — so rette mich, und Alles werde Dir zu Theil in Hüll' und Fülle!

Henker. Leg' auf den Block Dein Haupt! Zur Antwort dies.

Sejan. O jetzt ein Dolch! Er wäre Balsam dem Herzen, in das ich ihn versenkte!

Ahasver trat in den Kerker hinein. Sejan sagte, ihn erblickend: „Der Schreckliche in dieser Schreckensstunde?“ — Der Henker spöttelte: „Wer von uns Beiden ist nun der Henker?“ — Ahasver erwiederte: „Nicht du, nicht ich, denn der Verbrecher ist, im Leben wie im Tod, sein eigener Henker. — Sejan! gedenkest Du noch jener Worte, als ich Dir, den vom Glanze des Goldes Verblendeten, zurief, Du werdest einst die Leiche des Apicius um ihren Todesschlaf beneiden? Gekommen ist die Zeit; Du stehst am Ziel, zu dem der Hochmuth Dich geführt hat. Glaube mir! Des Menschen Schicksal hält mit dem Gang der Welt stets gleichen Schritt wie Licht und Schatten, und gleiche Frevelthat bringt gleiche Strafe zu jeder Zeit. Keines Mitleids bist Du würdig, doch Ahasver, der seinen Fluch in sich trägt durch Jahrhunderte, steht, die Guten hassend, gern den Bösen nach seiner Weise bei. Du solltest durch die Hand des Henkers fallen, und eben deshalb reich' ich Dir den Dolch. Nimm und sei Dein eigener Henkersknecht!“

Ahasver reichte dem Sejan einen Dolch, der Henker bemächtigte sich aber der Waffe, ehe Sejan sie fassen konnte, mit den Worten: „Verfallen ist Sejan dem Gesetz und mir. Je höher der Verbrecher stand, um desto tiefer zieht das Verbrechen ihn herab, und der Henker des gemeinen Pöbels macht sich handgemein mit dem Entwürdigten.“

Ahasver. Und wagst Du es, das Beil nach seinem Haupt zu schwingen?

Henker. Ich vollziehe am Pflichtvergessenen, was Gesetz und Pflicht mir gebieten.

Ahasver. So wag' es denn! Versuche nun zuerst an mir die Stärke Deines Beils und lerne Deine Ohnmacht kennen!

Sejan. O rette mich!

Henker. Zurück, verwegener Fremdling!

Ahasver. Zurück Du selbst!

Henker. So brauch' ich denn Gewalt. Erfahre die Schärfe meines Beils!

Der Henker schwang gegen Ahasver's Haupt das Beil; es entfiel seiner Hand. Staunend und bestürzt rief Jener: „Wer bist Du? Schrecklicher! Mein Arm erlahmt vor Deinem Todesblick."

In diesem Augenblick ward an das Thor gepocht; ein Liktor trat ein.

Liktor. Er lebt noch?

Henker. Nicht durch meine Schuld!

Liktor. Junius Silanus, der Consul, sendet mich, Dich Deines Amtes zu entheben. Sejan, so lautet mein Auftrag, soll nicht durch die Hand des Henkers sterben; das schuldige Haupt soll durch das Beil des Liktors fallen.

Sejan streckte den rechten Arm empor und sagte: „O Consul! Du, dessen Freundschaft wie ein Sonnenstrahl in meine Todesnacht herabfällt, als ein Gott erscheinst Du mir! Fahre hin dieses Leben nun! Scheidend aber ruf' ich: Fluch über Rom, Fluch Dir, Tiber! Auch Deine Tage endigen Mord und Gewaltthat! Nun, Liktor, Du mein guter Genius, schwinge das Beil zum Todesstreich!

Sejan legte sein Haupt auf den Block; der Liktor schwang das Beil, zur Erde fiel das Haupt. Der Liktor rief dem Henker zu: „Der Leichnam des Verbrechers ist nun Dein; übe aus Dein grauenvolles Amt!“ — Mit diesen Worten verließ der Liktor den Kerker; Ahasver aber fragte den Henker, worin sein grauenvolles Amt nun bestehe.

Dieser erwiederte trotzig: „Das sollst Du in diesem Augenblicke sehen. Er ist nicht ehrlos durch des Henkers Hand gefallen, doch Schmach und Schande trifft den Leichnam nun. Siehst Du, dem Kerker gegenüber, jenen blutbefleckten Fels? Er ist das Leichenbett und das offene Grab erwürgter und enthaupteter Verbrecher. Dahin werden nun auch meine Knechte den kopflosen Körper Sejan's mit den Eisenhaken über die Seufzerbrücke schleppen. Dann strömt der wilde Pöbel herbei, um die Leiche den Henkersknechten zu entreißen und zu zerreißen. Herbei, ihr Schergen!“ — „Haltet ein! (rief Ahasver) nur einen Augenblick!“

Er stellte sich vor den Leichnam, betrachtete ihn lange und sprach: „Verlassen haben Deine Götter Dich, weil Du ein Gott der Erde sein wolltest; die Wuth der Menschen lechzt nach Deinem Blut, weil Du selbst Blutströme vergossen hast. Ein Wink Tiber's, dem Du das Leben rauben wolltest, gab Dir den Tod. Dein Hochmuth strebte zu des Thrones Höhe empor — und Du liegst nun vor mir auf niederer Erde. Die Tausende, die Du verblendet und beherrscht hast, sie harren jetzt Deines Leichnams, um ihn in Stücke zu zerreißen.“

Ahasver bückte sich, hob Sejan's Kopf von der Erde auf, hielt ihn mit der Rechten vor sich und fuhr fort: „Welcher starre Trotz in diesen Mienen! Selbst das geschlossene Auge scheint noch drohen zu wollen, und Hohn verzerrt die blauen Lippen. Wozu der Grimm? Wozu der Hohn? Du bist ein Nichts und aus ist Deine Rolle. Was ist nun die bittere Frucht von allen Deinen Freveln? Ein Ahasver hält Dir die Leichenrede und bald zieht der Todtenspötter vor Dir einher. Wie? mit dem gestockten Blut befleckst Du mich? Es brennt mir auf der Hand wie Gift und Feuer. Mit Todtenschädeln trieb ich oft ein Spiel; muthwillig hab' ich sie hingeschleudert, wie das Schicksal die Menschen als Spielbälle schleudert; Du aber, schauderhaftes Unding, Kopf eines Menschen ohne Menschenleib, noch triefend vom zornglühenden Blut, voll von Lebensgeistern und doch ohne Leben, empörend furchtbarer Widerspruch, Du erfüllst mich mit Schauder! Mir graut. Fahr hin!"

Er schleuderte den Kopf weit von sich, mit den Worten: „Ich war einst Dein Gefährte und ein Unmensch wie Du. Wann sehen wir uns wieder? Du bist ein Nichts im Fabelreiche Deiner Schattenwelt; mein harrt eine Ewigkeit voll Schrecken. Weh mir!"

Er stürzte, mit wilder Hast die Kerkerthür aufreißend, hinaus.

Wir finden ihn wieder, auf einer umgeworfenen goldenen Bildsäule Sejan's sitzend. Volksgruppen standen umher, die ihn scheu und furchtsam aus der Entfernung be-

trachteten. Ahasver heftete die Augen auf den Boden, in die düstere Reihe seiner Gedanken verloren:

„Noch vor wenigen Augenblicken hielt ich das bleiche, blutige Haupt des Unglücklichen in dieser Hand; jetzt sitze ich auf einem goldenen Bildnisse des damals Ueberglücklichen. Er strebte nach des Thrones Höhe und sank in die Tiefe des Kerkers. Das Reich der Römer wollte er beherrschen, und nun birgt ihn eine düstere Todeskluft. Er baute seinen Plan auf Gold und List; die List kehrte ihres Dolches Spitze gegen ihn selbst, und das Gold ward ihm Höllenglut. Er glaubte recht zu thun, und was er that, war unrecht. Was ist nun hienieden Recht oder Unrecht? Ein Wahngebild, das Jeder anders deutet, nachdem er höher oder tiefer steht, und je nachdem das Licht von dieser oder jener Seite auf ihn oder auf seinen Gegenstand fällt. Jeder glaubt im vollen Rechte zu sein, und kaum Einer unter Tausenden erkennt sein Unrecht, wenn nicht Noth oder Zwang ihn dazu drängt. Stolz und Eigennutz treiben ihr Spiel. Als Opferpriester stellt sich Jeder hin, und opfert alles Andere seiner Selbstsucht. Die Lust zum Bösen ist das Schlangenauge, das Jeden wie bezaubernd an sich zieht. Und mich? Was ist's, das mich nach Rom, das mich zum Unmenschen Tiber, das mich zum Schwelger Apicius, das mich zum frevelnden Sejan hinzog? Die Lust am Bösen ist's! Mich reizt der wilde Strom der Lasterthaten, auf den sturmbewegten Wogen hinzurasen. Ein Schlachtgetümmel ist die Welt und so wie Sejan, wird auch dieses Rom untergehen, welches die Menschengröße nach der Größe glänzender Ver-

brechen mißt. Und so muß ich erkennen den Fluch der bösen That, muß zugestehen allwaltende Vergeltung, muß zittern vor einer Zukunft, dieser Rächerin der Gegenwart, — und kann dennoch der Lust am Bösen nicht widerstehen, wie Eva der Schlange sich hingab. — Horch! wälzt nicht die zügellose Volksmenge sich wie ein tobendes Meer heran? Braust nicht ein wildes Chaos zahlloser Stimmen, ein Chor von Eulengekrächze und Wolfsgeheul einher, als hätte die Hölle sich geöffnet? Hieher! hier harret euer Ahasver. Sejan! auf deinem goldenen Bilde ruhend, erwart' ich deine Leiche hier."

Während Ahasver in düsterm Schweigen vor sich hinstarrte, begann unter den Umstehenden folgendes, kaum halblaute Gespräch:

Einer. Seht nur! Düster und schrecklich wie ein Nachtgespenst sitzt er, Verderben brütend, auf dem Bilde Sejan's. Die Augen sprühen Funken, röther als sein Haar. Vergebens sucht er ruhig zu erscheinen; die innere Gährung läßt sich nicht verbergen. Die wildverzerrten Züge des todesbleichen Angesichtes verkünden den Kampf seiner Seelenleiden.

Ein Anderer. So lange der Unhold hier in Rom verweilt, kann weder Ruhe, noch Glück für uns gedeihen.

Ein Dritter. Wie kam er her? Was will er hier? Was sucht er?

Erster. Woher er kam? Was er hier will? Das könnten euch die Höllengötter sagen. Wer er ist? Das liegt wohl außer Zweifel. Ein böser Zauberer vom Aegypter-

Land, der das Licht der Sonne verfinstern, den Mond aus dem Sternenkreis herabziehen, Lebendige mit seinem Blick tödten und Todte aus dem Grab erwecken kann. Rom's Untergang zu fördern weilt er hier.

Zweiter. So arg ist's eben nicht. Er ist, das weiß ich besser, ein Astrolog, der mit den Sternen im Verkehr steht, die Zukunft sieht, des Menschen Schicksal kündet, Todesart und Todesstunde auf's Bestimmteste vorhersagt.

Dritter. Ihr seht ihn schwärzer, als er ist. Ein Hebräer ist er; ein Verbrechen hat sein Gehirn in wildem Wahnsinn verbrannt. Das trieb ihn aus Jerusalem. Nun irrt er ohne Heimat, ohne Ruh', sucht überall nur Böses auf, und haßt die Menschen wie sich selbst. Glaubt mir, er ist der Unglücklichste aller Menschen, und ein Fluch ruht auf dem armen Ruhelosen. Ich wäre lieber todt als Ahasver.

Vierter. Glaubt mir! Ein böser Geist hat sich seinen Leib zur Wohnung erkoren; der treibt ihn wie einen Feuerball umher. Er ist des bösen Geistes Opfer, und deshalb opfert er dem Bösen.

Fünfter. Er selbst, sag' ich, ist ein böser Geist, den uns der Orcus an's Licht gesendet hat, ein Incubus, der sich mit seiner Last auf die Schlafenden legt, ihnen den Athem hemmt, sie mit Schreckensträumen foltert und zur Verzweiflung bringt, das Herz zerdrückt und den Hinsterbenden das heiße Blut mit grimmiger Lustgier aus den Adern saugt.

Sechster. Seht nur seine leichenblasse Miene! Die

wilde Glut des borstigen Haares, die unheimlichen Flammen der furchtbar düstern Augen, die ganze, in den dunkeln Mantel gehüllte Grabgestalt, — wer kann da noch zweifeln, daß er der Tod selbst ist, der Sohn des Orcus und der Nacht, der grausame, unerbittliche, erbarmungslose Menschenwürger, der, wen er einmal ergriffen hat, nie mehr freigibt, gewaltsam seine Opfer schlachtet, und sie in den Abgrund der Vernichtung zieht. Er thront und herrscht in Rom, und gönnt Keinem weder Ruh' noch Rast.

Erster. Seht, da kommt der Todtenspötter Atilius!

XVI.

Das Leichen-Bacchanal.

Der Archimim Atilius zog jetzt die ganze Aufmerksamkeit der um Ahasver versammelten Volksgruppe auf sich. Atilius erschien gekleidet wie Sejan, dessen körperliche Haltung, eine erkünstelte Verschmelzung von Stolz und Bescheidenheit, er täuschend nachzuahmen wußte. Die Täuschung zu vollenden, trug er eine Kopfmaske, welche unverkennbar Sejan's Gesichtszüge und den ihm eigenen Ausdruck der mit erborgtem Lächeln übertünchten Herrschsucht zeigte. Vor und neben ihm gingen Sclaven, belastet mit Geldkisten, Weingefäßen und kostbaren Bechern. Andere trugen auf Purpurkissen Gift-Phiolen und Dolche; diesen folgte eine Schaar von Satyrn mit Zügenfüßen, gespitzten Ohren und kleinen Hörnern; sie sangen freche Lieder, und tanzten

mit ausgelassenen Mänaden. Den Schluß machten drei Eumeniden von furchtbarer Gestalt. Schlangenhaar umgab das gräßlich verzerrte Gesicht; Blut triefte über den wild-fliegenden schwarzen Mantel. In den Händen hielten sie Fackeln und Schlangengeißeln. Dabei sangen sie folgende Verse aus einem Chor der Eumeniden des Aeschylus:

Ertöne, schauerliches Todtenlied!
Dring' aufwärts zu dem Nachtgewölk!
Dring' in der Erde tiefsten Grund
Bis zu der Hölle Pforten!

Wer reines Herzens, frei von Schuld,
Die reinen Hände zu dem Himmel hebt,
Er wandelt durch das Leben unversehrt;
Doch dem Verbrecher wie Sejan,
Der Frevelthaten kühn verübt,
Der mit vergoss'nem Blut
Benetzet seinen Pfad,
Das Recht mit eh'rnem Fuße niedertritt,
Gewaltthat übend, nur dem Hochmuth fröhnt,
Nur frecher Sinnenlust in Höllenglut
Entbrennt, an Unschuld und an Tugend frevelt,
Sein Antlitz wendet, wo das Unglück weint —
Ihm folgen wir, die strafenden
Bluträcherinnen,
Sinnverwirrend, markdurchglühend,
Herzzermalmend, wahnsinnhauchend;
Und selbst der Tod entreißt uns nicht
Das Opferthier, dem Fluch geweiht.
Fluch Dir, Sejan! Fluch Dir!
Wehe! Wehe! Wehe über Dich, Sejan!

Während dem Gesange der Eumeniden wurde Sejans Leichnam von den Schergen an eisernen Haken herbeigeschleppt, und in den Tiberstrom geworfen, wohin die Pöbelmenge nachfolgte. Ahasver und Atilius blieben allein zurück. Atilius sagte: „Zu Ende ist das Todes-Bacchanal. Das strenge Schicksal hat gerichtet; die Rachegöttin ist versöhnt. Verwaltet hab' ich mein furchtbares Amt. Mein Athem stockt, die Füße sind erlahmt, und schreckenstarr muß ich hier weilen."

„Hörst Du, wie wild aufbraust, die Tiberflut? Hineingeschleudert ward der Leichnam jetzt, er, den die Erde nicht mehr tragen will. Der edle Strom zürnt, schäumt und tost empor, daß er des Frevlers wuthzerstückte Glieder in seinen Schooß aufnehmen soll; er duldet nicht den Fluchbeladenen, und sendet ihn der Erde noch mehr entstellt zurück. Zu Ende ist die Todesmummerei. Satyrn, Mänaden, Eumeniden und die Sclaven kommen keuchend zurück; der Pöbel, blutgesättigt, kriecht in seiner niedern Hütten dunklen Raum. Aus ist mein Amt, und sei nun aus für immer! Zur Menschheit kehrt der Todtenspötter zurück. Ein kleines Haus in Tibur's stillem Hain, dir nahe, Blandusia's reine Silberquelle! sei mein friedliches Asyl. Mag Rom, Natur und Tugend verhöhnend, mit jedem neuen Tage sich neue Laster schaffen, und durch ein Meer von Blut und Glut ein besseres Geschlecht sich wieder bilden, — ich will vergessen, was ich hier erduldet, vergessen Falschheit und Treulosigkeit, verzeihen den Herzlosen Alles, was ich litt, ablegen Menschenhaß und Rachelust, will, friedlich, wie ein frommes

Kind, der frohen Stunde leben, ohne zu sorgen für den nächsten Tag. Mag Hochmuth, Zwietracht, Neid und Haß, Rom und die Welt zur Hölle machen, — Ich will im Schattenhain, im Blumenthal, durch Unschuld, Eintracht, Lieb' und Frieden, ein goldenes Zeitalter in der Brust mir schaffen. Jedes Blättchen auf dem Baum und jeder Vogel auf dem grünen Zweig soll meinem Herzen, meinem Geiste zurufen: „Das Böse ist ein Traum, das Gute Wahrheit. Sei friedlich, gut und wahr, und wandle aus den stillen Schatten dieses Haines hinüber in Elysiums Schattenreich!"

„Kein Todtenspötter folge meiner Leiche einst! In Tibur's Haine ruhe mein Aschentopf, bekränzt von treuer Freundeshand! Friede Dir und Ruhe, Ahasver!"

Atilius entfernte sich eilig. Ahasver rief ihm nach: „Zieh hin, erfreue Dich im Schooße der Heimat, vom Weltgetümmel fern, am eig'nen Herd, wo Seelenruhe aus Herzensreinheit blüht! Die Lust am Bösen fesselt mich an Rom, und hat die tolle Wuth hier ausgetobt, so treibt es mich von Land zu Land, das Böse aufzusuchen. Ewig fremd bleibt mir die Ruhe, die ich einst dem Leidenden, dem Sterbenden versagte, und verschlossen bleibt mir jedes Herz, weil ich mein Herz dem Flehenden verschloß. Vernimm denn, Rom, des Fluchbeladenen Fluch! Es herrschet hier nun tiefe Stille, wie auf einsamer Todtenstätte; bald aber werden Laster aller Art zu neuem Kampfe sich verheerend rüsten, und Gräuel werden ohne Maß und Ziel sich

überbieten. Fort! Auf nach Capräa! Dort muß ich neuer Frevel Zeuge sein."

Er schritt mit gesenktem Haupte über das Forum dahin.

XVII.

Mutter und Kinder.

Die Wuth des Volkes gegen Sejan war in dem Augenblicke erloschen, als der zerstückte Leichnam des Unglücklichen in die Fluten des Tiberis geschleudert ward; desto heftiger wütheten aber Sejan's Feinde, nicht mehr gegen ihn, sondern gegen seine Freunde und Angehörigen. Das Anklagen riß wie eine verheerende Seuche in Rom ein. Angeber fanden sich in Menge, theils aus wechselseitigem persönlichem Haß, theils aus Habsucht, oder in der Hoffnung, sich dadurch bei dem Cäsar beliebt zu machen, Würden und Belohnungen zu erschleichen, theils um ihr eigenes Leben und Vermögen zu retten.

Tiberius wurde mit gehässigen Anklagen und falschen Zeugnissen überhäuft. Er mochte ihnen nun Glauben schenken oder nicht, — sein Menschenhaß und seine Erbitterung wurde dadurch auf jeden Fall bis zum höchsten Grad gesteigert. Mit den Worten: „Mögen denn die Verworfenen sich selbst strafen, sich selbst vernichten!" sprach er ein allgemeines Todesurtheil über die Schuldigen, überließ aber den Vollzug desselben dem Senat.

Damit war der Parteiwuth die Losung zu neuen Mord-

scenen und Gräuelthaten gegeben. Senatoren und Ritter, Männer und Frauen, wurden angeklagt, augenblicklich verurtheilt, in das Gefängniß geworfen, in der Kerkerkluft enthauptet, oder erdrosselt, oder vom tarpejischen Fels herabgestürzt, und die Leichname mit eisernen Haken auf das Forum geschleppt. Da lag denn in der, mit Mord und Trauer erfüllten Stadt auf jenem Forum, auf dem man einst die Pracht der herrlichsten Triumphzüge erblickt hatte, eine zahllose Menge von Leichen jedes Geschlechtes und Alters, Hohe und Niedere, theils einzeln und zerstreut, theils übereinander geworfen. Ringsumher standen Wachen, die Annäherung von Freunden und Verwandten abzuwehren. Nur Wenigen gelang es durch Gunst und Gold, den Körper eines Gemordeten heimlich wegzuschaffen und auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, um die Asche des Todten zu sammeln und aufzubewahren. Wuth und Grausamkeit gleichen dem scheu gewordenen Rosse, dessen Wildheit sich selbst steigert, je länger es zügellos dahin braust. So wurde selbst die heilige Unschuld nicht geschont. Man riß Sejan's Kinder, einen Knaben von zwölf und ein Mädchen von acht Jahren, aus den Armen ihrer Mutter, jener edlen Apicata, welche Sejan verstoßen hatte, um sich mit Livilla zu vermählen. Schergen trugen die Kinder aus dem Hause. Das Mädchen bat nur mit Mienen und Geberden, und ließ sich forttragen, ohne den geringsten Widerstand, ohne einen Laut zu wagen, ein stilles Opferlamm; der Knabe aber sträubte und bäumte sich auf den Armen des Schergen, und forderte mit gebieterischem Ton, freigelassen zu werden; er wolle frei einher

gehen durch die Straßen; ehe er schmählichen Zwang dulde, werde er sich mit seinen eigenen Händen erdrosseln. Man mußte ihm willfahren, und er schritt nun stumm und trotzig zum Gefängniß. Als er hier die Todeswerkzeuge erblickte, rief er: „Tödte mich Henker! Eine Bitte um mein Leben wäre Entehrung." — Er küßte die weinende Schwester, und legte das Haupt auf den Block, zu dem ihn der Henker hinzog. Das geschwungene Beil blinkte; das lockige Haupt fiel. Das Mädchen, erst jetzt erkennend, was ihr bevorstand, sank auf die Knie, und bat um Gnade. Der Henker ergriff die Aechzende, und zerdrückte mit abgewendetem Gesichte die zarte Kehle der Verstummenden. Die kleinen Leichen, zu schmächtig für die massiven eisernen Haken, wurden über die Seufzerbrücke auf die gegenüberstehende Felsplatte geschleudert.

Apicata hatte indeß erfahren, daß man die ihr entrissenen Kinder in das Gefängniß der zum Tode Verurtheilten gebracht habe. Mit der Kraft der Verzweiflung eilte sie zu den Consuln. Der Zutritt wurde ihr verweigert. Sie stürzte todesbleich, keuchend, mit fliegendem Haar, ähnlich einer von den Furien Verfolgten, durch die Straßen, sie kletterte mit wunden Händen und Füßen über eine vor der Seufzerbrücke stehende Leiter, um desto schneller zur Kerkerkluft zu kommen; o gräßlicher Anblick! Die Leichen der Kinder lagen vor ihr!

Apicata flog hin — e i n Schrei des Entsetzens — und die unglücklichste der Mütter lag auf den entseelten Körpern, die sie geboren hatte.

Da ergriff Rührung selbst die Unmenschlichen. Man

brachte die Matrone in einer Sänfte nach Hause; auf einer Bahre wurden ihr, mit Genehmigung des Senates, die kindlichen Leichen nachgetragen.

Schweigend stand Apicata in dem Grabmal vor der Urne, welche die Asche der beiden Geliebten enthielt, drückte mit bleichen Lippen und erstorbenen Augen den letzten Kuß darauf, und verließ ohne Wehklage das Heiligthum des Todes.

In ihrem Schlafgemach angelangt, ergriff sie die Wachstafel und den Griffel, und sprach mit dumpfer Stimme: „Sejan! Verräther an der Heiligkeit ehelicher Liebe! Mörder von Tausenden! Mörder deiner eigenen Kinder! Mich hast du einer Buhlerin geopfert; ich opfere sie deinen Kindern! Die Strafe gerechter Rache ereile sie!"

Apicata schrieb nun einen Brief an Tiber, worin sie ihm mit den stärksten Ausdrücken furchtbarer Wahrheit die Nachricht der ehebrecherischen Leidenschaft Sejan's und Livilla's, die Vergiftung seines Sohnes Drusus, und die hochverrätherische Absicht dieses Mordes mittheilte.

Sie schloß mit den Worten: „Wenn du dieses Schreiben erhältst, hat der Dolch meine Brust durchbohrt!"

Als das Schreiben geendigt und abgesendet war, erhob sich die stolze Römerin, trat in die Halle, in welcher die Bildnisse der Hausgötter standen, sprach ein Gebet der Todesweihe, stieß sich einen im Gürtel verborgenen Dolch in's Herz, und sank lautlos in die Arme der hinter ihr stehenden Sclavin.

Als Tiber das Schreiben erhielt, welches ihm keinen

Zweifel an der Wahrheit der erzählten Thatsache und an der Wahrhaftigkeit der Darstellerin gestattete, rief er zornentbrannt: „Wie konnte ich Thor jemals an menschliche Tugend glauben! Wie konnte ich jemals einen Menschen meines Vertrauens würdigen!“

Er schrieb Livilla's Todesurtheil; Macro mußte es sogleich an den Senat absenden. Als der Befehl in Rom eintraf, wurde Livilla in das Gefängniß geführt. Weit entfernt, zu erschrecken, als ihr das Todesurtheil bekannt gemacht wurde, hob sie die Arme empor, unb sagte mit freudigem Lächeln: „Ihr Götter! nehmt den Dank der Verbrecherin, daß ihr mich befreit von der drückenden Last eines entehrten Lebens! Gefoltert von Schmach und Verachtung, gehaßt von allen Menschen, vernichtet von den Vorwürfen des eigenen Gewissens, war jede Stunde meines Daseins ein wiederholter Fluch. Nur der Tod kann mein Verbrechen sühnen. Laßt ab, mich zu verfolgen, ihr Rachegöttinnen! Geist meines gemordeten Gatten! Zürne mir nicht länger!“

Sie sank auf den Block; ihr Haupt fiel unter dem Beil des Henkers; der Rumpf, durch die Straßen geschleift, wurde auf dem Forum zu den übrigen Leichen geworfen.

XVIII.

Des Todtenspötters Fluch.

Der Abend dämmerte. Sein dunkler Schleier verhüllte die Schlachtopfer der Parteiwuth. Die Menge der Zuschauer verlor sich; am Himmel traten die Sterne hervor, wehmüthig auf das Schauspiel der Grausamkeit niederblickend. Tiefe Stille herrschte. Aus der Entfernung ertönte eine liebliche Musik von Flöten und Singstimmen, und es näherte sich ein Hochzeitzug, welcher die verlobte Braut in das Haus des Bräutigams führte. Fünf Knaben mit Fackeln schritten voraus; ihnen folgte die Braut in einem langen weißen Kleide mit Purpurfransen und goldgestickten Bändern verziert, einen Blumenkranz auf dem in sechs Locken getheilten Hauptthaare. Den Leib umgab ein Gürtel von Wolle; ein feuerfarbener Schleier verhüllte das Gesicht. Zwei Knaben führten sie an den Armen, ein dritter trug eine Fackel von Fichtenholz. Ihnen folgten Mägde mit Spinnrocken, Spindel und Wolle, dann noch ein Knabe mit einem bedeckten Gefäße, in welchem sich Spiegel, Kämme, Haarnadeln, Balsamfläschchen, Nähzeug und Kinderspielwerk befanden. Verwandte und Freunde schloßen den Zug; ihr Gelächter über die lustigen Scherzreden und neckischen Anspielungen, welche den Lippen der, für diese Rolle eigens abgerichteten Knaben entströmten, bildete einen schauerlichen Kontrast zu dem blutigen Ernste der Gemor-

beten, welche, dem lebenslustigen Festzuge so nahe liegend, unbemerkt und unbeachtet blieben.

Claudia, die Braut, war eine Tochter des jetzt so mächtigen Macro, der seit dem Tode Sejan's als Günstling des Cäsars geehrt wurde. Der Bräutigam, in dessen Haus man sie führte, war — Cajus Caligula, Tiber's Neffe und — Nachfolger.

Wie ein Gespenst der Nacht trat Atilius der Archimim aus den Leichenhügeln zu dem Hochzeitszuge hervor, und erkundigte sich nach der Braut und dem Bräutigam. Als man ihm ihre Namen nannte, riß er einem der Fackelträger die Fackel aus der Hand, und rief mit gewaltiger Stimme zu dem Festzuge, der, vom Schrecken ergriffen, verstummend stille stand:

„Hier liegen die Gemordeten. Ihr Fluch begleitet euch. Unter Zeichen von so böser Vorbedeutung schließt ihr einen Bund, der Lebensglück bringen soll?

„Weh' ruf' ich über euch! Ich, der Todtenspötter, fluche euch im Namen der von euch verspotteten Todten. Schmach und Unheil treffe Dich, Braut! Der Mord befreie Rom von Dir, Bräutigam, dem blutige Leichenhügel die Gattin senden! Ich, der Todtenspötter, lege nun nieder mein trauriges Amt. Die Fluten des Tiberis wälzen den Leichnam des Verbrechers Sejan; aber die Laster der Lebenden werden Verbrechen auf Verbrechen häufen, und schaudern wird Ahasver, der Herzlose, der Ruhelose, über Rom's Frevel! — Zieht hin! Das Verderben wird euch ereilen."

Gesänge, Flöten und Scherze verstummten; der Hochzeitzug wandelte dahin wie ein Leichenzug.

XIX.

Der Menschenfeind.

Nicht fern vom festen Lande, Neapel gegenüber, liegt die Insel Capräa, rings von hohen Felsen umgeben. Sie wird von zwei hohen Bergen gebildet, zwischen welchen ein schönes, äußerst fruchtbares Thal liegt, über dem ein ewig heiterer Himmel lächelt. Das Klima bleibt selbst im Winter sehr mild. Schon Octavianus Augustus hatte an dieser Insel besonderes Wohlgefallen gefunden; er ließ sie daher zu einem künftigen Aufenthalt der Ruhe und des Vergnügens für sich zurichten, ohne jedoch zu dem wirklichen Genusse derselben zu kommen.

Tiber hatte sich dieses Tempe erwählt, mit dem festen Entschlusse, es nie mehr zu verlassen. Der Palast, welchen er hier bewohnte, stand auf einem Vorgebirge, dem höchsten Punkte der Insel, wo man sich der entzückendsten Aussicht über das Thal und die Meeresfläche erfreute.

Die Hauptursachen, die den Herrscher bewogen, hier aller Pracht, aller Herrlichkeit, aller sclavischen Anbetung, die ihm in Rom zu Theil wurden, zu entsagen, und in tiefer Abgeschiedenheit zu leben, lagen wohl ohne Zweifel in seiner Gemüthszerrüttung und in seiner zerstörten Gesund-

heit. Haß und Erbitterung gegen die Menschen erfüllten sein Inneres und die Vorwürfe des Gewissens über so manche in jäher Aufwallung verübte Grausamkeit, wozu Argwohn und traurige Erfahrung den oft Getäuschten hingerissen hatten, verhärteten sein Herz immer mehr. Sein Argwohn erblickte jetzt ringsumher nur Falschheit, Eigennutz, Habsucht und Hochmuth unter der Larve kriechender Schmeichelei. Dazu kam sein elender körperlicher Zustand. Die Leiden zunehmender Krankheit entstellten nicht nur die lange, hagere, jetzt zusammengekrümmte Gestalt, sondern auch das mit Geschwüren bedeckte Gesicht. Er scheute sich gesehen zu werden, und befahl durch ein eige.es Edikt, daß Niemand es wage, ihn in seiner Abgeschiedenheit zu stören.

Diese wurde aber in Rom von Vielen benützt, den Abwesenden zu verleumden, böse Gerüchte über seine Lebensweise auf Capräa auszustreuen, und ihm ein Uebermaß von Ausschweifungen anzudichten. Da es nicht an Zuträgern fehlte, welche ihm die Kunde solcher Unbilden, mit den grellsten Farben übertüncht, in's Ohr flüsterten, so wurde die Erbitterung des Menschenfeindes dadurch auf den höchsten Grad gesteigert, und er erblickte in seinen Römern nur seine heftigsten Feinde, mit denen er kämpfen mußte, während die Einwohner der Provinzen des Weltreiches ihn liebten und ehrten.

Seine Lieblingsbeschäftigung in dem freiwilligen Exil war jetzt die Verschönerung der Insel durch zwölf Landhäuser. Er besuchte bald diesen, bald jenen, mit allen Meisterwerken der Kunst ausgeschmückten Tempel der Heiterkeit im

Schooße der blühendsten Natur; aber weder Kunst noch Natur vermochten den düstern Geist zu bannen, der sich seiner bemächtiget hatte. Er glich einem Bildniß des Trübsinns im Heiligthum der Freude, einem Schatten des Orcus, der sich in die Gefilde Elysiums verirrt hatte. Was vermag aller Glanz der Außenwelt, wenn Nacht im Innern des Menschen brütet? Den Schmerz der Seelenleiden zu betäuben, und den Qualen der Schlaflosigkeit zu trotzen, veranstaltete er Feste und schwelgerische Gelage. Die Tollheit der Gäste machte ihm Vergnügen, und er belohnte die Schwelger auf eine Weise, die an den bittersten Spott grenzte. So nannte er den Pomponius Flaccus und den Lucius Piso, weil sie einem schwelgerischen Gelage, welches er Sejan's Manen zu Ehren veranstaltete, zwei auf einander folgende Tage und Nächte mit ihm beiwohnten, seine Freunde zu jeder Stunde, und gab ihnen Ehrenstellen. Den Novelius Torquatus ernannte er zum Prätor, weil er fünf große Becher in einem Zuge geleert hatte.

Indeß war Macro mit seinem Schwiegersohne Caligula und dessen Gemalin Claudia auf Capräa angekommen. Tiber hatte zwar den jungen Mann vor einiger Zeit dem Senat als seinen Nachfolger empfohlen, haßte ihn aber von diesem Augenblick an, als einen Menschen, der auf seinen Tod lauere, oder wohl darauf sinne, sein Ende zu beschleunigen. Diesen Haß und Argwohn suchte er unter der Maske freundlichen Wohlwollens zu verbergen.

Das junge Ehepaar zu bewirthen, ließ er auf einem seiner Landhäuser, welches den Namen Spelunca führte,

ein glänzendes Fest bereiten. Diese Villa war in eine von der Natur gebildete große Höhle hineingebaut. Die Gemächer wetteiferten an mannigfaltiger Abwechslung von Schönheit und Pracht. Sie alle übertraf der Speisesaal an Herrlichkeit. Das Sonnenlicht fiel von oben herab durch eine mit Krystallplatten bedeckte Oeffnung, worin die Strahlen sich in ihre sieben Farben brachen. In zwei, einander gegenüber stehenden Seitenwänden waren große Fenster angebracht, von denen eines die entzückendste Aussicht auf das unübersehbare Meer, das andere auf das in der schönsten Fülle der Fruchtbarkeit prangende Thal gab. Aus verborgenen Röhren quoll der feinste Staubregen wohlriechender Wässer, und mehrere spiegelnde Felswände waren so beweglich eingerichtet, daß sie mit Hülfe von Gemälden und Teppichen wechselnde Decorationen bildeten, und sich wie durch Zauber vom Gemache in einen finstern Wald, in einen lieblichen Garten, in einen Platz mit Palästen, in eine erhabene Gebirgsgegend, in einen Tempel, in ein Amphitheater verwandelten, je nachdem diese oder jene Speisentracht auf den Tisch gestellt wurde. Hier zeigten sich Gerichte aus allen Ländern: Pfauen aus Samos, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Thunfische aus Chalcedon, Murenen aus Tartessus, Austern von Tarent, Seefische von Rhodos und Cilicien, Muscheln von Chios, spanische Eicheln, ägyptische Datteln, Nüsse aus Thasos und noch viel Anderes. Der stolze Koch, welcher diese Gerüchte zubereitet hatte, rühmte sich, daß er durch seine Brühen und Speisen

das Leben des Menschen auf zweihundert Jahre fristen könne *).

Plötzlich wurden alle Gäste in den schwelgenden Tafelfreuden auf eine Weise gestört, die ein allgemeines Entsetzen verursachte. Einem gellenden vielstimmigen Schrei folgte das Verstummen und Erstarren der vom Schrecken Betäubten.

Claudia sank leichenblaß auf das Ruhebett zurück; Macro stürzte, wie vom Schlage gerührt, zu Boden. Einige Gäste sprangen zwar auf, blieben aber, wie gelähmt und keiner Bewegung fähig, auf derselben Stelle; andere entflohen. Aus Tiber's Augen flammten Blitze des Zornes; er argwohnte in dem Ereignisse einen auf sein Leben angelegten Plan.

Von dem obern Theile einer der Felswände hatte sich durch zufälligen Zusammenstoß mit einer andern eine Steinmasse abgelöst. Die zerbröckelten Felssplitter stürzten krachend mit Gewalt herab. Viele Steine fielen auf den Tisch, die meisten aber auf die an den Wänden stehenden Sclaven, welche mit blutenden Köpfen und zerschlagenen Gliedern, theils schwer verletzt, theils todt zu Boden sanken. Caligula war unter Allen der Einzige, in dessen Mienen und Geberden sich keine Spur von Furcht oder Betäubung zeigte. Er schleuderte mit Händen und Füßen die herabfallenden Steine so kräftig zurück, als ob er mit ihnen ein

---

*) Plautus, im Lustspiele „Pseudolus," 3. Akt, 2. Scene.

Ballspiel triebe; dann ergriff er einen Becher, füllte ihn mit Wein von Lesbos und trank auf Tiber's Wohl.

Dieser aber, weit entfernt, in solchem Benehmen Unerschrockenheit und Laune zu erkennen, faßte von dem Augenblicke an gegen seinen Neffen noch mehr Mißtrauen und geheimen Groll. Das ganze Ereigniß schien ihm ein mißlungener Mordversuch.

Tiber gebot allen noch Anwesenden, ihn zu verlassen, den scheidenden Caligula traf aber ein Blick, dessen Blitz ihn mehr schreckte als der plötzliche Sturz der Steinmasse.

Als die Gäste aus der Höhle und dem Gebäude in's Freie traten, umarmte Macro den bestürzten Jüngling und sprach zu ihm die Worte: „Bleibe immer so muthig, wie Du Dich vor wenigen Minuten zeigtest! Wisse: Als Dein Oheim vor Sejan's Macht bebte, befahl er mir, im Falle eines durch ihn erregten Aufstandes Dich dem Senat und dem Volk als seinen Nachfolger zu empfehlen. Der befürchtete Nothfall trat nicht ein; ich aber vollzog den kaum erhaltenen Befehl, ohne daß Tiber auf seinem Eiland etwas davon erfuhr. Muthig, Cajus! Deiner harrt das Diadem."

So ward der Grund zu einem häßlichen Verhältnisse gelegt. Tiber wurde mit jedem Tage argwöhnischer, Cajus mit jedem Tage throngieriger. Cajus mochte sprechen oder schweigen, Tiber fand in seinem Sprechen, wie im Schweigen, nur List und Verrath. Einer sann auf des Andern Tod.

Dem unglücklichen Cäsar, dem von Unholden umgebenen Feinde der Menschen und seiner selbst, nahte sich in

jener Zeit noch einmal ein guter Genius. Der ihm treu ergebene Consul Regulus kam in Begleitung einiger Senatoren und Ritter in Capräa an, in der Absicht, ihm zu Sejan's Tode Glück zu wünschen, ihn vor Macro und Cajus zu warnen, und freimüthig auszusprechen, wie der Senat Tiber's lange Abwesenheit von Rom mißbillige.

Tiber, feindselig in seinem Innern gestimmt, und Macro's heuchlerischen Einflüsterungen horchend, gestattete den Abgeordneten, ungeachtet ihrer wiederholten Bitte, nicht vor ihm zu erscheinen.

Diese Verweigerung erfüllte die Senatoren mit bitterem Unwillen, den Consul Regulus mit tiefem Schmerz.

Schon standen die Zurückgewiesenen am Borde des zum Absegeln bereit gehaltenen Schiffes. Da wendete sich Regulus mit vorgestrecktem Arme, in Blicken und Mienen einem zürnenden Gotte gleich, nochmal gegen den auf dem östlichen Vorgebirge, dem höchsten Punkte der Insel, prangenden Palast Tiber's, und sprach: „Verhaßt war ich dem lasterhaften Sejan, verhaßt bin ich dem bösen Macro; ich befreite Rom von Jenem, ich trotze Diesem, und bleibe furchtlos, weil ich schuldlos bin. Deine Tage, greiser Cäsar! sind gezählt; Du wirst fallen, ein Opfer der Nemesis, aber Cajus, der Jüngling, der die Keime aller Laster in sich trägt, wird das Reich mit neuen Leiden und Qualen zermalmen. Nicht erleben will ich eine solche Zukunft. Männer, die Recht und Tugend ehren, willst Du nicht ehren; das ist Dein Fluch. Ihr Götter, nehmt mich auf!"

Er stieß sich den Dolch in's Herz; das Schiff führte seine Leiche nach Rom.

XX.

Des Sterndenters Vorhersagung.

Auf dem Palaste, dicht an der Felsenkante stehend, befand sich ein flaches Dach, mit einer niedern Mauer umgeben. Hier pflegte Tiber manche schlaflose Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, oft ängstlich bemüht sein Schicksal in den Sternen zu lesen. Nur der Astrolog Thrasill, der noch sein Vertrauen besaß, durfte hier bei ihm sein.

Es war eine laue, stille Nacht. Leise murmelnd schlugen die Meereswellen an die steile Felswand des Ufers. Millionen Sterne flimmerten am Himmel. Tiber, lange schweigend in den Anblick der geheimnißvollen Lichter versunken, erhob sich plötzlich von seinem Sitze, ergriff Thrasill's rechten Arm und fragte laut und heftig: „Wann werde ich nach Rom zurückkehren?“ — Thrasill erwiederte mit festem Tone; „Nie!“ — Tiber schauderte. Nach einer Pause sagte er mit gepreßter Stimme: „Auch nicht, wenn ich es will?“

Thrasill wiederholte ruhig und ernst das ausgesprochene „Nie!“

Ungestüm losbrechend, rief Tiber; „Unhold! warum nicht?“

Thrasill erwiederte: „Du verließest Rom unter einer

solchen Constellation der letzten Nacht, die keine Rückkehr erwarten läßt! Böse Sterne am Himmel, Leichenfackeln und kahle Schädel auf der Erde!"

Tiber versank abermals in ein tiefes Schweigen. Wie aus düstern Träumen erwachend, wendete er sich an Thrasill mit der Frage: „Kannst Du, Vertrauter der Sterne und ihres geheimnißvollen Einflusses auf den Menschen, mir auch sagen, wie lange ich noch leben werde?"

Ueber diese unerwartete Frage betroffen, erwiederte Thrasill: „Um Dir genügend zu antworten, gönne mir Zeit, in den Sternen zu lesen!" — Er entfernte sich, und blickte aufmerksam zu dem nächtlichen Himmel empor. Während dieser Betrachtung entglühte in seiner Seele ein Gedanke so schön und so rein, als hätte er sich an dem himmlischen Sternenlicht selbst entzündet. Tiber hatte jetzt das Alter von acht und siebenzig Jahren erreicht. Das ihm stets vorschwebende Bild eines gewaltsamen Todes machte den düstern Mann, der die Römer, deren größter Theil ihm in einem verächtlichen Licht erschien, haßte, noch härter und grausamer. Er sprach Todesurtheile jetzt rascher als je. Thrasill dachte nun: „Gelingt es mir, ihm die Furcht vor einem nahen gewaltsamen Tode zu benehmen, so muß sein Mißtrauen, und sein Menschenhaß milder werden. Verkünde ich ihm eine längere Lebensdauer, so wird er sich beruhigen, und erkennen, daß er nicht von Heuchlern und heimlichen Feinden umgeben, sein Leben nicht von Verräthern gefährdet sei. Ich werde ihn durch diese Täuschung mit der Welt und den Menschen versöhnen."

Von diesem edlen Gedanken begeistert und gehoben, dankte Thrasill dem ewigen Lenker der Sterne und trat zu dem bange harrenden greisen Cäsar mit den Worten: „Das Horoscop ist günstig; die Stellung der Gestirne, welche jenen Stern umgeben, der am Tage Deiner Geburt aufging, verspricht Dir eine Lebensdauer von zehn Jahren."

Ergriffen von einem freudigen Entzücken, das er kaum je geahnt hatte, rief Tiber: „Zehn Jahre? Und mein Trübsinn erblickte in jedem neuen Morgenroth den Anfang meines letzten Lebenstages? So darf ich nicht Verrath und Mord in jedem nächsten Augenblicke befürchten? Sind die Menschen besser als ich sie mir dachte? Hab' ich ihnen Unrecht gethan? Schenken die Götter dem Greise noch so viele Jahre, um den Menschen zu vergüten, um sie zu beglücken? Zehn Jahre! Ein kurzer Zeitraum — und doch lang genug, um eine Fülle des Guten über die Menschen auszuströmen! Thrasill, Du Freund der Götter! Nimm meinen Dank!"

Tiber sank erschöpft auf einen Sitz, dann freudenmatt in einen tiefen Schlaf.

Die ersten Purpurstreifen des Morgenroths zeigten sich am östlichen Himmel. Macro kam, wie gewöhnlich, sich um Cäsars Wohlbefinden zu erkundigen.

Thrasill deutete auf den schlafenden Cäsar, näherte sich dem Ankömmling, in dessen Edelsinn er volles Vertrauen setzte, und erzählte ihm offenherzig seine Vorhersagung, die gute Absicht, welche er dabei hegte, und die guten Folgen, die er sich davon versprach.

Macro horchte dem Erzähler, ohne durch Worte oder

Mienen zu verrathen, wie er über die Sache denke. Für jeden Fall faßte er aber sogleich den Entschluß, von dem ihm anvertrauten Geheimnisse keinen guten Gebrauch zu machen.

Plötzlich sprang Tiber empor. Er war schon wach, als Macro kam; sein nie ruhender Argwohn gab ihm die List ein, sich zu stellen, als schlafe er noch. Er hatte das ganze Gespräch vernommen, stürzte wie ein Tiger gegen den Sterndeuter und schrie mit Donnerstimme: „Auch Du ein Verräther? Auch Du, Verwegener, spielst ein falsches Spiel mit mir? Empfange Deinen Lohn!"

Vom heftigsten Zorn mit augenblicklicher Jugendkraft gestählt, faßte er den Unglücklichen an der Brust, und schleuderte ihn über die Mauer. Die Wellen des Meeres verschlangen ihre Beute. Macro blieb bei der schauderhaften Scene ein gleichgültiger Zuschauer. Tiber sagte mit dumpfem Tone: „Der alte Tiger will diesen Tag ohne Schlangen sein. Entferne Dich, Macro!"

XXI.

Der furchtbare Ankläger.

Tiber gestattete durch zwei Tage keinem Menschen den Zutritt zu sich. Nur Jubal, ein alter afrikanischer Sclave, durfte sich ihm nähern.

In der Dämmerungsstunde trat Jubal in das Gemach, und gab durch seine Geberden zu erkennen, daß er etwas vorzubringen habe. Tiber gebot ihm zu sprechen: „Der

Sclave sagte zitternd: „Herr und Gebieter! Ein Wesen, dessen Nähe Jeder scheut, ein Wesen, dessen Anblick Jeden mit Furcht und Grauen erfüllt, ein Wesen, in Rom hausend, und doch unbekannt Jedem, verlangt vor Dir zu erscheinen."

Tiber sprach mit bitterem Hohnlächeln: „Ich, der Ursache hat, Jeden zu scheuen, will ihn allein nicht scheuen; er, den Alle fürchten, soll mir nicht furchtbar sein, eben, weil Alle ihn fürchten. Sie, die ich kennen lernte, sind mir verhaßt; so will ich denn den Unbekannten sehen. Er sei der Erste, dem ich nach zwei Tagen den Zutritt gestatte! Bewaffne Dich mit einem Dolch, und bleib mir verborgen nahe! Er komme!"

Eintrat Ahasver. Tiber schauderte, sein Herz stockte. Die Augen starrten der unheimlichen Erscheinung entgegen. Beide standen sich, lange schweigend und einander messend, gegenüber. Tiber erinnerte sich endlich des grauenhaften Fremdlings, den er bei seiner Abfahrt von Rhodos gesehen hatte. Er fragte mit gebietendem Nachdruck: „Wer bist Du? Gib Dich, Unholder, zu erkennen!"

Ahasver erwiederte: „Ich bin ein Wesen ohne Herz wie Du; ohne Ruh' und Rast wie Du; hassend und gehaßt wie Du; — der böse Dämon der Cäsaren, die Dir gleichen."

Tiber sagte mit steigender Aufregung: „So erscheinst Du mir, wie jenes Nachtphantom dem Römer Brutus vor dem Todeskampfe bei Philippi?"

Ahasver. Frage Deine Götter, und Dich selbst,

so magst Du Antwort finden. Ich komme nur, Dir Unheil zu verkünden.

Tiberius. Deine Kunde will ich hören.

Ahasver. Pontius Pilatus, der Landpfleger in Judäa, ließ Dein Bildniß von Gold in Jerusalem aufstellen.

Tiberius. Soll das mich freuen?

Ahasver. Durch einen Aufstand der Juden ward es zertrümmert.

Tiberius. Soll das mich schrecken?

Ahasver. In der Stadt Fidenä stürzte ein Amphitheater zusammen. Fünfzigtausend Menschen wurden theils getödtet, theils schwer beschädigt.

Tiberius. Zufall und Menschenschicksal! So oder so, —der Tod will seine Beute haben. Erzähle weiter! Tragische Ereignisse hör' ich gerne.

Ahasver. Und bleibst ungerührt, wo ich selbst schaudere? Dann weh' der Menschheit, und weh' über Dich!

Tiberius. Frecher Unhold! Willst Du meines Zornes Macht erfahren?

Ahasver. Wen ein schwerer Fluch drückt wie jener, der auf mir lastet, der spottet Deines Zornes.

Tiberius. Du trotzest auf Deine Zauberkunst! Sei verbannt aus meinem Reich!

Ahasver. Verbannt bin ich schon. Ein Flüchtling, der auf der weiten Erde herumirrt, ohne Heimat, ohne Ruh' und Rast, — er kennt keine Furcht vor des Tyrannen Macht. Dein Ende naht, und ich will mich laben an Deiner Verzweiflung.

Auf Tiber's Wink stürzte Jubal in das Gemach und stieß den Dolch in Ahasver's Brust. Das Blut quoll aus der Wunde hervor. Ahasver schlug ein schallendes Gelächter auf. Der Sclave entfloh, von panischem Schrecken ergriffen. Ehe Tiber sich von seinem Erstaunen erholte, stockte das Blut auf Ahasver's Brust und die Wunde war verharscht. Tiber fühlte sich nun beschämt, gedemüthigt, zerknirscht. Nach langem, düstern Schweigen sagte er: „Du bist ein höheres Wesen als ich; meine Macht schwindet vor der Deinigen; Du trotzest dem Tode."

Ahasver. Er, den ich suche, — er flieht mich. Sterben wollen und leben müssen, das ist der schwerste Fluch. So treffen wir Beide uns, wir Beide, in deren Brust kein Herz schlägt; Deine Dolche können mich durchbohren, tödten nicht! Du, Glücklicher, wirst sterben, ich Unglücklicher muß Rom's Cäsaren sterben sehen.

Tiber reichte dem verstummenden Ahasver die Hand mit den Worten: „Ich biete Dir Gold und Macht; sei mein Freund!"

Ahasver erwiederte: „Was soll das Gold dem, der zerfallen ist mit der Welt und mit sich selbst, unfähig jedes reineren Genusses? Was soll die Macht dem, der, selbst schuldbelastet, sie zum Verderben des Schuldlosen brauchen würde? Der Freund liebt in dem Freunde die Menschheit. Zwei Wesen ohne Herz, sie können nimmer Freunde sein." —

Mit flammenden Augen rief Tiber: „So treibe denn mich der Haß, wie Dich der Fluch!“ — „Der Deinen Aschenkrug umheulen wird,“ fügte Ahasver hinzu.

Tiberius. So laß mich hören, wessen mich diese Römer beschuldigen?

Ahasver. So höre, Menschenhasser, was der Fluchbeladene zu Dir spricht! Rom beschuldigt Dich, daß Offenheit, Herzenswärme und Menschenliebe Dir stets fremd waren; Düstersinn und Verschlossenheit umgaben Deine Brust, wie ein Eisenpanzer den Krieger, wie die Felsenwand dieses Eiland umgibt; böser Argwohn ließ Dich in dem Besten einen Bösen, in der edelsten That ein Verbrechen erblicken; Deine Verstellungskunst entfernte das Vertrauen von Dir; Deine Härte entartete in Menschenhaß und Grausamkeit; Deine Hingebung an Sejan war ein Verbrechen an allen Guten und Edlen; zu dem Aufenthalt auf Capräa bewog Dich nur der Hang zur Schwelgerei in allen Lastern, welchen Dich hinzugeben Du in Rom nicht wagen konntest. Deine Rückkehr in die Hauptstadt werde Dein Untergang, Dein Verderben sein. So spricht Dein Rom das Urtheil über Dich aus einem Munde!“ —

Tiber starrte schweigend lange vor sich hin; dann sprach er mit einer ihm ungewöhnlichen Ruhe: „Sage der Verläumdung und dem Hasse der entarteten Römer: Cäsar Tiberius ward unter ihnen, was er durch sie werden mußte. Von einer Gattin, die ich liebte, trennte mich die Willkür meines Stiefvaters Augustus Octavianus, und sein Machtgebot zwang mich zur Vermählung mit der

sittenlosen Witwe des Vespasianus Agrippa, um ihre Schande zu Ehren zu bringen. Vor meinen Augen glänzte, wie ein schönes Traumbild, der Thron, aber die Hoffnung, ihn je zu besteigen, ward mir verdunkelt, zuerst durch den jungen Marcellus, Octavians Schwestersohn, nach dem Tode des Jünglings durch die Söhne des Agrippa, welche Octavian an Kindesstatt annahm. So in den Schatten gestellt, und zurückgesetzt, ward ich dennoch von allen Seiten angefeindet und bewacht. Kein befreundetes Wesen drückte sich an meine Brust; jeder Austausch von Ideen, jede Mittheilung von Gefühlen blieb mir fremd an August's ränkevollem Hofe in Rom, dem Wohnsitz geheimer Zwietracht. Um nicht länger als Gegenstand der Eifersucht und des Mißtrauens hassend verhaßt zu sein, flüchtete ich nach Rhodos, um unter Fremden vielleicht den Rest meines besseren Selbst zu retten, und dem verführerischen Blendwerk des Ehrgeizes zu entsagen."

„Augustus starb. Durch die Ränke meiner herrschsüchtigen Mutter ward ich auf den Thron gehoben, weil sie ihn mit mir zu theilen, den Herrscher zu beherrschen hoffte. Ich konnte sie, die unechte Triebfeder ihrer scheinbaren Liebe erkennend, nicht ehren. Ich wollte Cäsar nicht nur heißen, sondern auch sein."

„Augustus, theils dem Rath der Klugheit gehorchend, theils durch die Verhältnisse gezwungen, beobachtete, obschon Alleinherrscher, die alten Formen des Freistaates. Ich, im Hause und am Hofe des Fürsten erzogen und gebildet, dachte anders. Eine feste Gestalt dem Staate zu geben, war mein Wille, war mein Zweck. Diesen zu er-

reichen, bedurfte ich unumschränkter Gewalt, und so kam es denn auf nichts Geringeres an, als auf einen Kampf, durch welchen entschieden werden sollte, ob Rom wieder ein Freistaat voll Parteihäuptern und Bürgerkriegen, oder ein festgegründetes Reich der Alleinherrschaft werden sollte. Nun stand ich Einer gegen Tausende, die den Einen zum Werkzeug Vieler machen wollten."

„Und wie fand ich dieses Rom, in dem der alte Geist erstorben war, ein neuer noch nicht aufgeleuchtet hatte? Wie fand ich es? Ein darbendes, entwürdigtes Volk, für Geschenke zu Allem feil; Patricier und Ueberreiche, verschwenderisch dem Gelüste und der Unnatur huldigend; schmeichelnde, heuchelnde Senatoren ohne Rechtlichkeit und Ehre. Nur die Legionen blieben mir ergeben; nur die Provinzen vermochte ich durch strenges Ueberwachen in solchem Zustande zu erhalten, daß die Frevel und Laster der Hauptstadt, der Brennpunkt aller Uebel, sie nicht im Wirbel hinrissen."

„Hätte ich mich entschließen können, den Pöbel durch häufige Spenden von Geld und Getreide zu gewinnen, hätte ich den unersättlichen Reichen unbegrenzte Raubsucht, den Würdenträgern volle Willkür in der Verwaltung der Staatsämter gestattet, hätte ich der Hauptstadt das Reich geopfert, — wie schnell wäre ich der Abgott eigennütziger Schmeichelei geworden! Ich wollte aber Recht und Ordnung, wollte Aufrechthaltung der durch die Größe des Reiches nothwendigen Alleinherrschaft, — und hieß ihnen Tyrann!" —

„Einer Verstellungskunst, sagst Du, beschuldigen sie mich? Verstellung ward mir eigen, ich gebe es zu, aber

nicht angeboren, sondern nur aufgedrungen durch feindliche Familien- und Staatsverhältnisse, aufgebürdet durch Verkennung von Jenen, deren schwache Beurtheilungskraft einen tieferen Charakter nicht zu fassen vermag, weil sie dessen Thun und Lassen mit ihren blöden Augen nicht durchschauen können."

„Rom zu verlassen und nach Capräa, wie einst nach Rhodos, zu flüchten, dazu stachelte mich das Mißvergnügen über so vielfaches Mißlingen, noch mehr aber der Wunsch und die Hoffnung, ferne vom Kampfgewühl der Leidenschaften, ferne von Schmeichlern, Betrügern, falschen Treuergebenen und vom Stolz der Großen, im Schooße der Einsamkeit die Unnatur durch die Natur zu besiegen, dann Ruhe und Kraft zu sammeln zur Ausführung des lange gehegten Lieblingsplanes der Staatsreform. Auch dieses Streben sucht man zu entstellen. Man streut das entehrende Gerücht aus, ich habe diesen Aufenthalt gewählt, um ungestört und ungescheut in einem Lasterpfuhle schwelgen zu können. Sorge und Gram folgten mir nach Capräa in einem Alter, wo die Leidenschaften erlöschen, wie die Gluten der zur Hälfte in den Ocean hinabgesunkenen Sonnenscheibe, und dennoch will man in mir, dessen Jugend tadellos war, nun einen Wüstling sehen, der allen Gesetzen der menschlichen Natur trotzt! Dahin ist es gekommen, und mir bleibt nichts übrig, als Rom, die Menschen, mich selbst und mein Schicksal zu verwünschen. Grausam — ja, ich war es; aber wer zwang mich, es zu sein? Der mir aufgedrungene Unglaube an eine edlere Menschheit! Noch denke ich mit einem Schauder, der mein Innerstes erschüttert, an die letzten Worte des

Coccejus Nerva. Sein Selbstmord war ein Verbrechen an mir und an Rom. Er hätte mein guter Genius werden können, und überließ mich, von mir scheidend, dem bösen Genius Sejan. Du in die Geheimnisse der Zauberkunst eingeweihter Wanderer ohne Ruh' und Rast, verkünde dieses Bekenntniß der Welt, — dann mag sie meiner Asche fluchen!" —

Ahasver sagte mit dumpfer Stimme: „Weh Dir! Du hast vergebens gelebt, ohne Glück für Dich, ohne Segen für die Welt! Und dennoch — wohl Dir! Dein Ende ist nahe; aber weh über mich, der noch kein Ziel seiner Leiden erblickt! Ich werde wandern durch Jahrhunderte; immer üppiger wird der Baum der Erkenntniß mit dem betäubenden Duft seiner Blüten vor mir sich gestalten, aber verdorren wird immer mehr und mehr vor mir der Baum des Lebens mit dem Nektarsaft seiner Früchte. Der Umkreis meines Wissens wird sich erweitern und ausdehnen, aber der Wonnegenuß reiner Gefühle wird erstarren. Das ist mein Fluch! Wer wird ihn lösen? — Beklagenswerther Herrscher! Wenn die Nachwelt sich gegen Dich erhebt, so soll sie mich trauernd an Deiner Urne finden!" —

„Ehe wir scheiden, begann Tiber nach langem feierlichem Schweigen, will ich Dir die Ueberzeugung gewähren, daß ich das Edle und Große im Menschen würdigend zu ehren weiß."

Er reichte dem Ahasver eine Tafel; sie enthielt ein Schreiben des Pontius Pilatus, Landpflegers in Judäa,

worin er dem Cäsar, als Christus den Tod am Kreuze gestorben war, über dessen Leiden, Auferstehung und Wunder einen ausführlichen Bericht erstattete. Ahasver las mit zunehmendem Zittern in allen Gliedern, und stellte die Schrift mit abgewandtem Antlitz, keines Wortes mächtig, dem Cäsar zurück. Tiber sagte, ohne die schreckliche Wirkung zu ahnen, welche jenes Schreiben auf Ahasver that: „Scheint es doch, als bedürften die Menschen eines neuen Gottes, um sie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Dieser Gedanke bewog mich, dem Senate den Wunsch bekannt zu machen, daß jener Christus in die Zahl der zu verehrenden Götter aufgenommen werde; der Senat aber, in dessen Wirkungskreis die Anordnung socher Aufnahme gehört, verweigert mir die Erfüllung meines Wunsches, ja, er erkühnt sich sogar, alle Christen aus Rom zu verbannen. Das soll, das darf nicht sein! Ich, der Cäsar, gestatt' es nicht!" —

Bei diesen Worten zeigte Tiber dem Starrenden einen vor wenigen Stunden an den Senat ausgefertigten Befehl, worin er Diejenigen, die es wagen würden, Christen aus Rom zu verbannen oder sie zu verfolgen, mit der Todesstrafe bedrohte.

Ahasver verhüllte sein Haupt, stieß einen Wehruf aus und verließ das Gemach. Tiber sank erschöpft auf ein Ruhebett. Schauer der Todesahnung traten vor seine Seele, wie ein Phantom der Nacht. Die Sehkraft erlosch; die Sinne schwanden.

XXII.

Die Todeskissen.

Tiber, an Leib und Seele krank, fühlte mit jedem Tage mehr Abnahme seiner Kräfte, mit zunehmenden Schmerzen. Altersschwäche, schleichende Krankheit und Mißmuth zehrten an ihm. Groß war die Qual seiner Leiden, noch größer die folternde Unruhe, die ihn, wie ein böser Geist, herumtrieb und verfolgte. Diese ängstliche Beunruhigung los zu werden, schien eine Ortsveränderung ihm das sicherste Mittel. Er nahm schmerzlichen Abschied von der geliebten Insel, wie vom Leben selbst, bestieg ein Schiff, und segelte nach dem italischen Festlande. Als er den Boden betrat, erblickte er, die Gegend mit düsteren Blicken überschauend, das vulkanische Vorgebirge Misenum mit den Sümpfen auf seiner Höhe, die Städte Bajä und Cumä, und den See Avernus.

Tiber's Augen hafteten lange auf diesen Gegenständen. Ein heftiger Schauer befiel ihn. Er entfernte sich von seinen Begleitern, und sprach den Aufruhr seines Innern mit lauter Stimme aus:

„Feindseliges Schicksal! Deine Hand ist's, die mich in diese, eben in diese Gegend führt. Nur Schreckensbilder, von böser Vorbedeutung, von gräßlicher Mahnung, sehe ich ringsumher vor mir. Hier das Vorgebirge Misenum, das mir wie ein riesiges Nachtgespenst entgegen tritt, Tod verkündend, wie dem Brutus vor der Schlacht bei Philippi! Dieses vulkanische Erdreich, auf dem ich

stehe, ist ein Bild meines Innern, in dem eine wilde Glut verzehrend lodert. Dort die dunklen gifthauchenden Sümpfe, die, mit freundlich grünem Schleier überzogen, wie die Genüsse des Lebens, den Wanderer in ihren Schooß locken, und den Versinkenden festhalten, bis das Verderben seinen Leichnam der Verwesung übergibt. Dort schaut Bajä mit der Pracht seiner Paläste, mit aller Fülle seiner in Wollust versunkenen Schwelger, mir entgegen mit Hohn und Spott über den Unseligen, der hier, an sich und der Welt verzweifelnd, steht! Dort starrt die uralte Cumä mit dem grauenvollen Haine der trauernden Trivia, und der nächtlichen Höhle der Seherin Sibylla. Weissagende, tausendjährige Unholdin! Vertraue noch einmal ein beschriebenes Baumblatt dem Winde, daß es, mir zufliegend, Schmach und Tod verkünde! Sie deutet schweigend auf den, in schauerliches Walddunkel gehüllten Avernus, aus dessen nächtlichen Gewässern die Schatten der Todten an's Tageslicht gleiten, die Lebenden Eingang in die Unterwelt suchen." —

Die Empfindungen, welche jene Gedanken in dem von Alter und Krankheit geschwächten Cäsar aufregten, erschütterten ihn mit solcher Gewalt, daß er in einer todtähnlichen Ohnmacht zur Erde sank. Seine Begleiter eilten herbei. Er wurde emporgehoben und in eine Sänfte gelegt, wo er sich nach wenigen Minuten erholte. Als er die Bestürzung seiner Begleiter bemerkte, die ihm Mittel zur Labung darreichten, gerieth er in Zorn und fragte, ob man so thöricht sei, diesen Unfall etwa für die Wirkung

einer Ohnmacht zu halten? Er sei nur mit dem Fuße an einen Stein gestoßen, — und der augenblickliche Schmerz habe ihn bewältiget. Er beruhigte sich nicht eher, als bis man ihm das, was er sagte, vollkommen zu glauben schien; dann erst ließ er sich in der Sänfte weiter tragen.

Nach einer Stunde langte der Zug vor einer prächtigen Villa an; welche einst ein Eigenthum des durch seinen unermeßlichen Reichthum berüchtigten Schwelgers Lucullus, jetzt aber halb verfallen war. Die Bitte, hier auszuruhen, verwarf Tiber mit Unwillen. Er befahl Speisen und Weine zu bringen, und genoß von beiden mehr als ihm mundete, um nur zu zeigen, wie gesund und wohl er sich fühle.

Während er noch an der Tafel lag, trafen Cajus Caligula und Macro ein. Tiber empfing die freundlich Begrüßenden mit finsterer Miene und mit den spöttischen Worten: „Noch lebe ich, wie ihr seht. Steine verstehen sich auf das Tödten weniger als die Menschen. Hochmuth und Undank schmerzen mehr als der Stoß an einen Stein." — Ohne auf die geheuchelten Besorgnisse und Freudenbezeugungen der beiden Ankömmlinge weiter zu achten, erkundigte sich Tiber, ob sich Wild in den umliegenden Wäldern befinde. Als die Frage bejaht wurde, erklärte er, vom Tischbette rasch aufspringend, er wolle jagen. Niemand wagte eine Gegenvorstellung. Tiber bestieg sogleich ein Pferd; Caligula und Macro folgten seinem Beispiele.

Schon brauste der stattliche Zug von Menschen, Pferden und Hunden durch die wildesten Waldpartien, Tiber voran, wie der muthigste Jüngling. Aufgeschreckt durch

das, den Waldbewohnern seltene Jagdgetöse, stürzte ein schäumender Eber, rasend vor Wuth über die, seine Ruhe so plötzlich störende Annäherung seiner Feinde aus einem Dickicht hervor, dem Cäsar gerade entgegen. Tiber, nicht minder ergrimmt, als der wilde Eber, hob den Jagdspieß, und schleuderte ihn mit aller Gewalt nach dem Thier. Die Eisenspitze drang aber dennoch nicht tief genug in die Hüfte; ein Sprung des Ebers, und der Spieß fiel aus der leichten Wunde schnell wieder heraus. Der Eber entsprang; Tiber aber stürzte vom bäumenden Rosse. Die übermäßige Kraftanstrengung hatte ihm einen heftigen Schmerz in der rechten Seite verursacht.

Man hob den Bewußtlosen empor. Er schien todt zu sein. Caligula und Macro glaubten es. Sie vermochten es kaum, den Ausbruch der innern Freude in den Mienen erheuchelten Schreckens zu verbergen. Leise flüsternd, mit dem im Gefolge befindlichen Arzte Charikles, befahlen sie, den Cäsar in die Sänfte zu legen, und ihn, ohne ein erfrischendes Mittel versuchen zu lassen, sogleich nach der nahen Stadt Misenum zu bringen.

Während der Zug sich langsam fortbewegte, ritten sie dicht neben der verschlossenen Sänfte. Als diese endlich in der Stadt geöffnet wurde, sahen sie sich in ihrer Hoffnung, eine Leiche zu erblicken, getäuscht. Tiber saß aufrecht; sein Gesicht zeigte keine Spur von Schmerz. Er entstieg der Sänfte, und gestattete nicht einmal, daß man ihn stützte. Er schritt, dem Scheine nach rüstig und frisch, in das zu seinem Empfange bereit stehende Haus, wählte

eines der schönsten Gemächer für sich, und befahl Allen sich zu entfernen.

Nur Charikles wagte es, dem Befehle nicht zu gehorchen. Der schmeichelnde Grieche, heimlich im Solde des herrschgierigen Caligula, trat leise schleichend in das Gemach, und näherte sich schüchtern lächelnd dem Cäsar, der ihm zurief: „Sendet Dich der Tod als seinen Bundesgenossen? Sage denen, die mich leblos wünschen, daß ich lebe, und lange noch zu leben gedenke, den Feinden meines Lebens zum Trotz!" —

„Cäsar Tiberius (erwiederte Charikles hold lächelnd) mag leicht des Arztes entbehren, denn die Götter, die ihn lieben, werden ihn erhalten zum Wohle der Menschen." —

„Die ihn hassen!" rief Tiber in Zorn auflodernd. „Nur Ein Wesen hiernieden liebte mich, — nur Agrippina, die Hälfte meiner Seele, liebte mich, — und weil sie mich liebte, wurde sie mir entrissen! Wo lebt jetzt ein Wesen, das mich liebt, ein Theil meiner selbst? In ihrem Leichenfeuer starb mir die Liebe und das Leben. Unter Lieblosen leben, ist des Lebens herbste Qual! Götter! gebt mir ein Wesen, das mich mit ganzer Seele liebt, — nehmt meinen Thron, mein Leben dafür! Herz voll Liebe! wer kann hassen, wenn er deine Schläge an seiner Brust fühlt? Arm der Liebe! wer kann zürnen, wenn du weich und warm ihn umschlingst? Geliebt sterben — ist Todeslust; ungeliebt leben — Todesqual!"

Aus diesen sanften Worten, wie in einem schönen Traum gesprochen, fuhr Tiber plötzlich verwandelt empor:

„Was sprach ich? Es war Lüge, falsch wie die Welt! Lügen aus Elysium!“

Charikles, von dem Seelenzustande des Leidenden in diesem Augenblicke erschüttert, zog eine Phiole aus dem Gewande hervor. Tiber stieß das dargereichte Gefäß mit Unwillen zurück, und sank erschöpft in Betäubung.

Charikles fiel vor ihm auf die Knie und küßte seine Hand. Tiber sagte mit matter Stimme: Dem Sterbenden küßt man die Augen, nicht die Hände.“

Charikles fühlte, die ihm nicht entzogene Hand festhaltend, daß der Puls stille stand. Ein feines Lächeln flog über das Gesicht des schlauen Griechen. Er schlich sich leise weg und erreichte, öfter zurückschauend, den Ausgang. Im Nebengemache trat ihm Caligula mit fragenden Augen entgegen.

Charikles flüsterte dem neugierig Horchenden zu: „Der stillstehende Puls deutet auf nahen Tod. Längstens zwei Tage noch, — dann mag Rom ihn unter die Götter versetzen!“

Caligula drückte den Arzt mit stürmischer Freude an seine Brust mit den Worten: „Ein Halbgott wirst Du seinem Nachfolger sein.“

Ehe diese Worte verschollen waren, stand Tiber vor den Beiden. Ahnend, was hier vorgefallen, rief er dem Caligula, hoch aufgerichtet und mit zornblitzenden Augen, zu: „Die Verräther Brust an Brust! Schlange, die ich in meinem Busen nährte! Du wirst mich morden, — Andere Dich! Als mein Nachfolger wirst Du Rom's Geißel sein, und Deine schwarze Seele wird mich den Römern im schönen Lichte zeigen. Im Schauder vor Deinen Lastern

werden sie mein Andenken segnen; denn Du wirst die Schlange sein, deren Biß das Reich vergiftet, der Phaeton, welcher das Reich in Flammen setzt."

Caligula starrte dem Zürnenden frech in's Gesicht, dann stürzte er mit gellendem Gelächter aus dem Gemache. Tiber sank zu Boden. Als Caligula den Fall hörte, kehrte er mit Macro wieder zurück. Der Letztere rief bei dem ersten Blick auf den Gefallenen: „Tragt die Leiche fort!" Sclaven vollzogen sogleich den Befehl; Macro aber sagte: Nun gilt es! Benütze den Augenblick! Todt ist er, todt muß er sein!"

Caligula, herzlos, aber auch geistlos, hatte in diesem wichtigen Augenblicke alle Fassung verloren; desto entschlossener zeigte sich Macro. Er ließ sogleich Tiber's Gefolge, einen Theil der prätorianischen Leibwache und der Einwohner von Misenum versammeln, trat an der Hand des Arztes vor, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Cäsar Tiberius ist gewesen; Heil dem Cäsar Cajus Caligula!"

Mit brüllendem Getöse schrien die Prätorianer: „Heil dem Cäsar Cajus Caligula!" — Die Uebrigen stimmten jubelnd ein. Macro befahl ihnen, sich zu entfernen, denn Stille und Trauer müsse walten im Hause des Todes.

Während des Jubels war Tiber zu sich gekommen. Das Geschrei wirkte auf ihn, wie ein Todesstoß. Macro und Caligula traten in das Gemach. Tiber erhob sich, keines Wortes mächtig, aber schrecklich durch Mienen und Geberden.

Die Eintretenden standen einen Augenblick bewegungslos. Erbleichend und zitternd sagte Caligula: „Weh mir! — Nicht der Thron, — das Grab erwartet mich!" — Macro aber, in Verbrechen abgehärtet, rief: „Erblicke hier die

Todesgötter!" — Mit diesen Worten stieß er den aufrecht sitzenden Tiberius zurück, ergriff Kissen und dicke Decken, warf sie auf ihn, hielt sie an dem sich Sträubenden fest und rief: „Kannst Du leben ohne Lebensluft?" —

Nur schwache Spuren ohnmächtiger Gegenwehr zeigten sich noch im Geröchel des Erstickenden. Nun fühlte sich auch Caligula vom bösen Geist der Mordlust ergriffen. Er warf sich mit dem ganzen Gewichte seiner Körperlast auf den verhüllten Hülflosen, leise murmelnd: „Wessen du selbst mich beschuldigtest, — ich erfülle es!"

Noch wenige Minuten, — dann keine Regung mehr! Die weggezogenen Kissen zeigten Tiber's Leichnam.

Mit triumphirendem Lächeln wendete sich Caligula von dem Todten ab. Vor ihm stand hohnlachend Ahasver's Schreckgestalt, und sprach mit dumpfer Stimme: „Ihn hat sein Schicksal erreicht, Dein eigenes hat der Mund des Todten verkündet, eh' er sich auf ewig schloß."

Vor Entsetzen schaudernd keuchte Caligula: „Wer bist Du? was führt Dich her?" — Ahasver sprach: „Ich bin der böse Genius der Cäsaren, glückwünschend Dir zu dem durch Mord erworbenen Thron!"

Nun rief er mit mächtiger Stimme in die Vorhalle: „Jubelt Sclaven! Heult dem neuen Cäsar Heil!"

Und heulend erscholl es aus der Halle: „Heil dem Cäsar!" Ahasver ergriff Caligula's Hand mit seiner todeskalten und sagte: „Wir sehen uns wieder!"

Caligula sank auf die Leiche des Ermordeten, aus dessen Mund ein Blutstrom quoll.

Dritte Zeitperiode.

I.

Leichenfeier und Thronbesteigung.

Die erstern Stunden eines heitern Vormittags sahen die Heerstraße, welche von Misenum nach Rom führte, mit einer unzähligen Volksmenge bedeckt. In den vordern Reihen der, schon in der Nähe der Hauptstadt, ungeduldig auf und nieder wogenden Massen machten sich vor allen Andern zwei Gestalten bemerkbar, die zugleich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit waren. Die Beschauer ließen sie zwar nicht aus den Augen, hielten sich aber doch mit unverkennbarer Scheu von ihnen entfernt. Es war die riesige, furchtbare Gestalt Ahasver's und die lange, hagere des ehemaligen Archimims Atilius.

Ahasver's stechende Augen blitzten aus den verwilderten Mienen so feindselig hervor, daß kein Auge die düstere Glut des, Verderben drohenden Menschenhasses lange zu ertragen vermochte; die Gesichtszüge des Archimims zeigten aber eine solche Mischung von Schwermuth mit den unheimlichen Spuren einer, noch unter der Asche glimmenden Leidenschaftlichkeit, daß sein Anblick wechselweise anzog und zurückstieß. Unaufhörlich heftige Bewegungen verkündeten Ahasver's ruhelosen Gemüthszustand, während die wenigen, schwachen Geberden des Atilius einen Lebensmü-

den aussprachen, der mit Mißmuth in die Leiden der Vergangenheit zurückblickte, und seine Rechnung mit der Gegenwart abgeschlossen hatte.

Ein bitteres Lächeln überflog Ahasver's düstere Gesichtszüge: er brach dann in ein sarkastisches Gelächter aus, und flüsterte dem Archimim in's Ohr: „Auf diesem Wege kehrte Augustus Leiche nach Rom zurück; auf diesem Wege kommt auch der todte Tiberius gegen seinen Willen in die verhaßte Stadt, die er als Lebender nicht mehr sehen wollte und als Lebloser nun sehen muß. Mag der Geist des vergötterten Cäsars über die Gewaltthat sich empören, der Leib muß gehorchen, als wäre er der Leib des schlechtesten Sclaven. Ihm ist von seiner Macht nichts übrig geblieben, als der Nachklang seiner Verbrechen, und statt der Stimme der Schmeichelei, die seinen Thron umgab, wird nun der Fluch sein Grab umheulen. Nun muß der Gewaltige, von dem Alle sich Alles gefallen lassen mußten, sich von Allen Alles gefallen lassen, muß es leiden, daß sein Mörder seinen Leichnam im feierlichen Zuge nach Rom bringt, ihm eine Leichenrede hält, die einen Todten lebendig und einen Lebenden rasend machen könnte, und dann — seinen Thron besteigt. Ich aber, als der böse Genius der Cäsaren, muß hier sein, um ihn gebührend zu begrüßen, und mein Amt bei ihm zu verwalten."

„Ich beklage Dich, sagte Atilius, und preise mich glücklich, daß ich hier nicht mehr in dem furchtbaren Amte des Todtenspötters erscheine. Mag ein Kampf aller Laster immerhin die Welt verheeren; mich, den mit der Mensch-

heit Versöhnten, erfreue Liebe und Ruhe, bis der Genius mit der gesenkten Fackel mir winkt! Vergessen sei die Vergangenheit, ertragen die Gegenwart! Die Zukunft lächle mir!"

Jetzt näherte sich der unübersehbare lange Zug. Ahasver, von der Raserei wilder Freude ergriffen, rief laut: „Heil dem neuen Cäsar! Sclaven! Fallt nieder in den Staub, daß er euch zu Staub zermalme!"

Die Menge der ihn Umgebenden wendete sich erschrocken dem Rufenden zu. Unheimlicher Schauer durchbebte die lautlos Erstarrten. Feierlicher Flötenklang ertönte in leiser Wehmuth; darein erscholl durchdringender Hörnerklang, und das dumpfe Dröhnen der Tuba. Jetzt begann ein Chor von Knaben und Mädchen den Trauergesang, widrig unterbrochen durch das Geheul der Klageweiber, die sich mit heftigen Geberden an die Brust schlugen. Ihnen folgten Schauspieler; sie sprachen hochtrabende Sentenzen aus griechischen und römischen Tragödien. Tänzer begleiteten ihre Sprüche mit dazu passender Mimik. Hinter ihnen schritt der Archimim, der diesesmal eine erbärmliche Rolle spielte, da er nicht wußte, wie er sich geberden und benehmen sollte, indem er edle Thaten des Verstorbenen nicht darstellen konnte, böse nicht durfte. Und so geschah es, daß der unglückliche Todtenspötter von vielen Zuschauern selbst verspottet und verlacht wurde. Er trat, theils beschämt, theils zürnend, aus der Reihe, und verlor sich unter der Menge. Der Archimim Atilius sagte bei dieser tragisch-komischen Scene: „Dank sei den Göttern, daß ich nicht an der Stelle dieses Mannes

bin! Was mich betrifft, so mögen die Todten in Frieden ruhen wie die Lebenden!"

„Ruhe, wer ruhen darf!" murmelte Ahasver.

Eine Schaar von Freigelassenen, den Kopf mit einem Hut, als Zeichen der Freilassung bedeckt, drängte sich jetzt den Tänzern nach, mit einer albernen Mischung von zerknirschter Demuth und lächerlicher Aufgeblasenheit. Einen schönen Anblick gaben nun die, theils auf langen Stangen, theils auf Bahren getragenen Bildnisse des Julius Cäsar, Octavianus Augustus, Germanicus, Drusus und Tiberius. An diese schloßen sich die Liktoren, die in Bündelform zusammen vereinigten Beile verkehrt haltend, so wie die nachfolgenden Kohorten ihre Speere zur Erde gesenkt trugen.

Nun kam der Hauptgegenstand der ganzen Trauerfeier: Tiberius Leichnam; er lag auf einer Sänfte, behangen mit einer Decke von Purpur und Gold. Die Sänfte wurde von den Ersten und Vornehmsten der Städte, durch welche der Zug seinen Weg nahm, getragen.

Hinter der Sänfte schritt Tiber's Neffe und Mörder, der fünf und zwanzigjährige Jüngling Cajus Caligula, einher. Gang, Haltung, Benehmen, und selbst die Kleidung, beim ersten Anblick mit dem Schein von Genialität blendend, zeigten bei längerer Beschauung ein unheimlich phantastisches Wesen; dazu gesellte sich eine ungewöhnliche Leibesgröße mit hagerem unverhältnißmäßigen Gliederbau, und Gesichtszüge, in denen etwas Wildes und Grausames lag. Dieser Ausdruck gefiel aber dem Eigenthümer dieses Gesichtes, welcher damit imponiren wollte, so sehr, daß er

sich oft vor dem Spiegel zu üben pflegte in der Kunst, den Mienen des blassen Gesichtes noch mehr Fürchterliches anzueignen. Den beinahe haarlosen Kopf entstellte eine breite finstere Stirne mit hohlen Augen und Schläfen. Seine Kleidung bestand in einem goldgestickten Frauenmantel, einem Gewand mit langen Aermeln und Armbändern, und mit Edelsteinen besetzten Kothurnen. Die ganze Tracht war so bizarr, daß sie weder männlich noch römisch zu sein schien. Hinter ihm gingen seine drei Schwestern, weiß gekleidet, ohne Gold und Schmuck, mit entblößtem Haupt und fliegendem Haar. Ihnen folgte Tiber's Sohn und der Oheim Claudius, beide mit verhülltem Haupt. Den Zug schloßen die Patricier und Staatswürdenträger, in kurzer, enger Toga ohne Verbrämung, ohne Ringe und Ehrenzeichen ihrer Aemter und Würden.

So bewegte sich der Zug langsam vorwärts, bis er, verfolgt vom Getümmel der schaugierigen Volsmenge, das große Forum erreicht hatte, merkwürdig durch die, bei Sejan's Tode vorgefallenen Gräuelscenen. Hier war vor der Rednerbühne ein goldenes Zelt in der Gestalt eines Tempels errichtet. Unter dieses wurde die Sänfte mit der Leiche gestellt. Caligula bestieg die Rednerbühne, um dem todten Cäsar und Oheim die Leichenrede zu halten. Er, der sich für einen der größten Redner seiner Zeit hielt, begann den Leichensermon mit wohl einstudirten schönen Redensarten und rhetorischen Figuren, deren Schwulst und Bombast die Zuhörer verwirren und betäuben sollte, was auch eine Weile wohl gelang. Die Menge bewunderte, was sie

nicht verstand. Schöne Worte verfehlten auch hier, wie gewöhnlich, ihre Wirkung nicht. Man war entzückt, ohne eigentlich zu wissen, warum und über was. Man schrie so vielen Beifall, daß ein großer Theil der Rede gar nicht in die Ohren derjenigen drang, deren Kehlen sich heiser lärmten. Endlich trat Ahasver vor die Rednerbühne und rief dem Sprecher zu: „Erzähle uns nun auch die Todesart und die Sterbescene Tiber's!" — Caligula erkannte den Furchtbaren; Verwirrung ergriff ihn; er verstummte und gewann endlich nur so viel Fassung, daß er mit Heftigkeit befahl, den Leichenzug fortzusetzen.

Der Leichnam wurde nun vom Forum auf das Marsfeld getragen. Hier erhob sich, von gespaltenem Tannen-, Fichten- und Eichenholze hoch aufgethürmt, der zur Verbrennung bestimmte Scheiterhaufen in Gestalt eines Altars, gefüllt mit Papier und Pech, außen mit Cypressenbäumen umgeben. Das Leichenbett mit dem entseelten Körper wurde auf den Giebel des Rogus gestellt; ein Senator trat hinzu und öffnete die Augen des Todten. Er selbst bebte zurück, als er sein Werk vollbracht hatte; Schauder ergriff ihn vor dem offenen Auge, welches, obschon staar, das Furchtbare des letzten Augenblickes noch in sich zu halten, und todt wie es war, allen Lebenden Verderben zu drohen schien. Ahasver war unter allen Umstehenden der Einzige, der seinen Blick voll Hohn unbewegt auf den Grimm des todten Auges heftete, plötzlich aber in ein sardonisches Gelächter ausbrach, als Caligula und die nächsten Verwandten mit dem Scheine von Schmerz und Zerknirschung sich näherten,

Tiber's Antlitz küßten, dann mit den ihnen gereichten brennenden Fackeln den Scheiterhaufen anzündeten. Indem die Flammen emporflackerten, sank die Menge auf die Knie und murmelte die Bitte, daß der Himmel das Auflodern der Flammen durch einen anfachenden Wind beschleunigen möge. Dabei wurden von allen Seiten Weihrauchkörner, Myrrhen, Kasia und andere wohlriechende Spezereien, ja, selbst Oelgefäße, Schüsseln mit Speisen, Kleider und Schmuck in das Feuer geworfen. Die Soldaten gingen, ihre Standarten verkehrt tragend, dreimal um den Scheiterhaufen und schlugen nach dem Schalle der Tuba ihre Waffen zusammen. Schauerlich scholl das Dröhnen der Tuba und das Klirren der Waffen zwischen das zunehmende Geprassel der Flammen.

Endlich war der Rogus abgebrannt. Die roth auflechzende Glut ward mit Wein benetzt. Männer, bekleidet mit schwarzer Tunica, ohne Gürtel, frei um den Leib hängend, schritten unbeschuht über die erlöschenden Kohlen und sammelten mit eisernen Gabeln Tibers Asche und Gebeine, die mit kostbarem Balsam besprengt, dann in eine goldene Urne gelegt wurden, in welche man auch eine Phiole, mit sogenannten Thränen gefüllt, hineinstellte. Caligula ergriff die Urne, drückte sie mit scheinbarer Rührung, doch mit geheimem Schauder, an die herzlose Brust und trug sie, im Gefolge der nächsten Verwandten, zu dem in der Nähe erbauten, hochaufragenden, mit einer Mauer und mit Bäumen umgebenen, mit Säulen und Statuen verzierten Grabmal von weißem Marmor. In dem Innern angelangt, stellte er den Aschentopf, schluchzend und mit zit-

ternder Hand in eine Nische der Mauer. Ein Priester besprengte mit einem Olivenzweige die Anwesenden, um sie zu reinigen, dreimal mit heiligem Wasser. Caligula und die Verwandten nahmen dann von den Resten des Todten Abschied mit den Worten: „Leb' wohl! Wir folgen Dir nach dem Gesetze der Natur."

So war die Trauerfeier geendet, bei welcher unter allen Anwesenden nur ein Einziger: Tiber, der zwölfjährige Sohn des Cäsar Tiberius, ungeheuchelten Schmerz im hoffnungslosen Herzen empfunden hatte.

II.

Schöne Lügen.

Vor dem Kaiserpalaste auf dem palatinischen Hügel wogte eine zahllose Menschenmenge, einem stürmischen Meere gleich, wo alle Wellen hinaufsteigen, plötzlich aber, von andern überthürmt, in die Tiefe sinken, ein wahres Bild des Lebens, wo Alles unaufhörlich steigt und fällt.

Zunächst dem Palast standen auf der einen Seite Patricier, Senatoren und Ritter, vor ihnen die Consuln, Prätoren und Aedilen, so viel das Getümmel es erlaubte, voran zu stehen und auf einer bleibenden Stätte sich zu erhalten; die andere Seite hielt die prätorianische Leibwache besetzt, die beiläufig schon gestimmt war, den Caligula zum Imperator *) zu ernennen. Einige dieser gewaltigen Söldlinge

*) Kaiser.

standen, in Reihen geordnet, vorwärts, mit trotzigen Gesichtern, denen die Habgier aus den Augen leuchtete; die andern trieben sich aufregend zwischen diesen herum. Im Hintergrund stand der Pöbel, der Vieles wollte, dabei aber nicht wußte, was er eigentlich wollte, eine Unzahl von Dummen und Tollen, voll Zwist untereinander, einträchtig nur in dem Einzigen, daß sie Brot und Spiele in Hüll' und Fülle wünschten.

Auf der Höhe einer Säulenhalle des Palastes zeigten sich die Hohen und Ersten des Reiches, in ihrer Mitte Caligula, der sich schon jetzt als Oberhaupt Aller benahm und in seiner Person die Lebhaftigkeit der ganzen Masse zu vereinigen schien. Ihm, als der glühenden Sonne, stand Ahasver, wie immer das wilde Menschen- und Stimmengetümmel sich gestalten mochte, als schwarzes Nachtgewölk gegenüber. Caligula wendete seine Blicke, wenn sie den Unhold trafen, sogleich weg und schaute wohlgefällig auf die reizenden Gestalten seiner drei Schwestern, deren Augen mit dem Ausdrucke eines übertriebenen, beinahe lächerlichen Entzückens an dem Bruder hingen, den sie, als das erste Genie der Welt, wie einen Gott verehrten. In einiger Entfernung stand der Knabe Tiber, das Gegentheil seines so eben verbrannten Vaters, eine edelschlanke Gestalt mit dem schönsten blonden Lockenkopf, desses blühendes, mild heiteres Gesicht den schönsten Verein von Seelenreinheit und Herzensgüte ausdrückte. Caligula maß das gute Kind öfter, nach der Seite schielend, mit finstern, argwöhnischen Blicken. Tiber's Wangen überflog dann eine brennende Röthe;

seine Augen wurden feucht; er zitterte, und verdoppelte seine ängstliche Freundlichkeit gegen Caligula. Das Gegenstück bildete Macro, dessen stolze Blicke auf dem erhabenen Schwiegersohn mit dem Bewußtsein von Ueberlegenheit verweilten, während ein spöttisches Lächeln ihm sagte: „Was wärest du nun ohne mich?" — Caligula's Augen schoßen gegen den kühnen Schwiegervater von Zeit zu Zeit Blitze, die ihm die Antwort gaben: „Ich wünsche nun ohne Dich, das zu sein, was ich durch Dich geworden bin." — Das auffallend feindliche Verhältniß, in dem die Beiden nun zu einander standen, wurde von Vielen bemerkt und besprochen. Hinter Macro verbarg sich, gebückt und lauernd auf jede Miene und Geberde Caligula's, der Oheim Claudius. Die lichtlosen Augen und starren Züge seines blöden Gesichtes hatten nur einen Ausdruck: das Bewußtsein eigener Nichtigkeit. Er lachte und lächelte, je nachdem Caligula oder eine der Schwestern lachte oder lächelte, und wenn Caligula düster vor sich hinblickte, bemühte sich der arme Claudius, den eine böse Laune des Schicksals zu Rom's nächstem Herrscher bestimmt hatte, in sein Antlitz so viel finstern Ernst zu legen, als die alberne Feigheit ihm gestattete.

Caligula verließ die Halle. Plötzliches Stillschweigen beherrschte die brausende Menge, die nun etwas ganz Besonderes erwartete. Endlich erschien Caligula auf dem Platze; er gab seinen harten Gesichtszügen den ihm möglichen Ausdruck von Milde. Aus dem Thore des Palastes traten Sclaven und einige Hauptleute der prätorianischen Leibwache, wohlbeladenen Lastthieren ähnlich. Die Erstern ver-

theilten Geld, Fleisch und Brot unter das Volk, Letztere unter die Prätorianer. Als die erste Gier, mit der die Betheilten ihre Geschenke ergriffen, vorüber war, brach die Menge in ein fürchterliches Jubelgeschrei aus, welches damit endigte, daß Caligula vom Volk und von den Soldaten zum Imperator mit unumschränkter Macht ausgerufen wurde. So war denn binnen einigen Minuten das große Werk vollbracht. Caligula winkte den Lärmenden seinen Dank mit der rechten Hand zu. Die Schwestern flogen dem neuen Herrscher liebkosend an den Hals; Claudius bückte sich vor dem Gewaltigen, und der junge Tiber küßte die ihm stolz dargebotene Rechte schüchtern und mit wehmüthigem Lächeln. Der Senat, gute Miene zum bösen Spiele machend, rief: „Heil dem Imperator Caligula, dem Vater des Vaterlandes!“— Dreifaches Echo der Menge wiederholte den Zuruf. Die geheimen Verwünschungen blieben ungehört. Die darauf folgende Stille unterbrach ein gräßliches Gelächter. Niemand wußte, woher es kam; nur Caligula erkannte darin die Stimme Ahasver's. Sich schnell fassend, begann er zu sprechen:

„Mächtig durch euch, bin ich der Mächtigste unter euch; die Macht Aller vereinigt sich in mir. Hoch, wie ich von diesem Augenblick an stehe, bin ich erhaben über jede Beleidigung; darum sei aufgehoben die Klage über das Verbrechen beleidigter Majestät! Frei gebe ich die Staatsgefangenen; nur freie Männer sollen mir huldigen! Zurückkehren sollen die von meinem Vorfahr mit Unrecht oder mit Härte Verwiesenen; sie werden die

lange vermißte Heimat mehr als je lieben, das lange entbehrte Vaterland mehr als je schätzen lernen. Senat und Ritter! Ihr sollt als Mitherrscher mir zur Seite stehen! Ich will Zögling sein der Weisen und der Staatsmänner. Du Römervolk erblicke in mir den Mann, der an Deiner Spitze steht, um für Dein Wohl zu sorgen und Deine Wünsche zu erfüllen, wo es zu Deinem Besten führt. Ich will der Vater und der Sohn eueres Glückes sein, der Glücklichste unter den Glücklichen." — Caligula schwieg; tausend Stimmen jubelten. Eine neue Sonne der Hoffnung ging über Rom auf, doch schwere Gewitter- und Todeswolken lauerten im Hintergrund.

Einzelne erschütternde Scenen folgten nun. Quintus Pomponius, ein Greis, der seit seinem Consulat sieben Jahre im Kerker geschmachtet hatte, wurde herbeigeführt. Caligula reichte dem kraftlos Wankenden die Hand mit den Worten: „Dein Auge lerne wieder das Sonnenlicht, Dein Geist das Glück des Freien ertragen!"

Die zwei abtretenden Consuln baten den Imperator im Namen aller um die Erlaubniß, ihm ein Standbild von Gold errichten und bei seinem Glück opfern zu dürfen. Caligula verweigerte die Bitte mit den Worten:

„Mein Bild stehe in euren Herzen; nicht ihr sollt bei meinem Glück opfern, sondern freudig sehen, wie ich mein Glück euch opfere!"

Neuer Jubel. Man ernannte ihn zum Consul, der ersten Staatswürde nach dem Kaiser. Caligula erwiederte:

„Wie kann ich, der Neuling, eine Würde annehmen,

die eine längere Erfahrung mit der Weisheit des männlichen Alters erfordert?" — Man erwiederte dem Weigernden: „Der Geist vereinige Alles in sich, das Höchste im Höchsten." — Caligula erklärte nach einigem Zögern, welches wie Bescheidenheit aussehen sollte: „Er dürfe wohl ohne Undank dem Wunsche des Volkes nicht entgegen sein; er wolle also die Consulswürde annehmen, doch nur mit der Bedingung, daß sein Oheim Claudius, damals sechs und vierzig Jahre alt, ein Mann, dem er Ehrfurcht schuldig sei, zum Mitconsul erwählt werde." Einstimmiger Zuruf der versammelten Menge. — Caligula zog den erschrockenen Oheim, der sich zurückziehen wollte, aus dem Versteck, und stellte ihn der lärmenden Masse vor, während der halbblöde Mann mit lächerlichen Geberden versicherte: „Es sei weder sein Wunsch, noch der Wille der Götter, daß er Consul werde. Er bitte, nichts sein zu dürfen." — Die mit vergeblicher Anstrengung der klanglosen Stimme gesprochenen Worte verschollen unverstanden, und er mußte, gegen seinen Willen und trotz seiner ausdrücklichen Erklärung, Consul sein.

Caligula, eigenwillig und heftig in Allem, was er that, in dem gegenwärtigen Augenblicke aber zugleich entflammt von der Begierde, sich schön zu zeigen auf Kosten der Wahrheit, riß den jungen Tiber, der gar nicht wußte, was mit ihm geschah, an seine Brust, bedeckte den erstaunten Knaben mit Küssen, und rief mit lauter Stimme: „Ich will des Waisen Vater sein; an Kindesstatt nehme ich den Verlassenen an, um ihm zu ersetzen, was er verlor."

Caligula war ein Gott, und der arme Knabe lag zu seinen Füßen — wie ein Schlachtopfer. Caligula hob ihn empor und sagte: „Als meinen Adoptivsohn ernenne ich ihn denn zum Ersten des Ritterstandes *), indem ich nicht zweifle, daß mein Wille auch der eurige ist.

Vielstimmiger, aber nicht vollstimmiger Zuruf. Jetzt näherten sich Antiochus, einst König von Komagene, und Agrippa, ein Enkel Herodes, des großen Königs von Judäa, Beide trauernd, niedergebeugt und in Fesseln geschmiedet. Senatoren geleiteten die Unglücklichen. Sie waren durch Cäsar Tiberius entthront, und nach Rom gebracht worden, wo sie mehrere Jahre im Gefängnisse schmachten mußten bis zu diesem Tage. Caligula ging ihnen entgegen, und ließ sich ihr trauriges Schicksal erzählen. Als dies geschehen war, befahl er, die Fürsten sogleich zu entfesseln, umarmte sie und sagte: „Mein sei das schöne Werk, Eure langen und schweren Leiden Euch zu vergüten. Verlasset Beide mich und Rom! Du, Antiochus, ziehe wieder in Dein väterliches, Du, Agrippa, in Dein großväterliches Reich! Verliert Rom dadurch zwei Provinzen, so gewinne es dafür zwei treue Verbündete!" — Die Könige sanken zu Caligula's Füßen, und betäubendes Jubelgeschrei scholl zum Himmel empor.

Kaum hatten die beglückten Könige sich auf Caligula's Wink erhoben, als vier Männer, Titus Labienus, Cordus, Fremutius und Cassius Severus vor den Imperator traten.

*) Princeps juventutis.

Jeder von ihnen hatte eine Geschichte der Römer geschrieben; jeder von ihnen überreichte dem neuen Herrscher sein Werk; jeder von ihnen klagte, Tiber habe sein Werk, weil es im Geiste der mißfälligen Wahrheit geschrieben war, jedem Römer zu lesen und zu besitzen verboten. Caligula nahm die ihm dargereichten Bücher mit den Worten: „Die Geschichte muß wahr sein, sonst wäre sie ein milesisches Märchen, das zur Unterhaltung, doch nicht zur Belehrung dient. Geschichte ist der Spiegel der Vergangenheit zum Unterricht der Gegenwart, die mit Ehren eine Zukunft werden will. Wer das Urtheil der Geschichte fürchtet, zeigt ein schlechtes Gewissen. Euere Werke sind die Kinder meiner Zeit, und sollen nun die Lehrer der Zeitgenossen werden. Ich empfehle jedem Römer, sie zu lesen." —

Lauter Beifall erscholl den vier Geschichtschreibern und ihrem Beschützer zugleich.

Durch die Menge drängte sich ein Mann hervor; geheimnißvoll, wichtig thuend, und dennoch unstät und schüchtern, schob er dem Imperator eine Schrift in die Hand, hastig, doch leise flüsternd: „Indem Du Rom beglückest, will ich eine Verschwörung gegen Dich vernichten. Lies — und rette Dein Leben!" —

Caligula heftete einen lächelnden Blick auf die Papierrolle, einen durchbohrenden aber auf den, der sie ihm überreicht hatte, und sagte: „Eine Verschwörung gegen mich? Ich glaub' es nicht, kann und will es nicht glauben. Wer alle Welt liebt, den kann Niemand hassen. Geh! Du bist ein Betrogener oder ein Betrüger." — Er warf dem Bestürzten

die Schrift ungelesen vor die Füße, und ging unter einem Sturm von Jubelgeschrei in den Palast zurück.

Die sinkende Dämmerung machte das Forum unsichtbar; nur der von tausend Fackeln erleuchtete Palast trat wie ein feuerspeiender Berg aus der Dunkelheit hervor. Das Volk und die Soldaten der Leibwache zogen, müde vom langen Drängen und Schreien, mit ihren Speisekörben und Geldgeschenken in ihre Hütten und Kasernen. Leer blieb das kaum noch überfüllte, jetzt öde, lautlose Forum; nur Ahasver und der Archimim standen vor dem hellglänzenden Palaste. Jener rief der Menge, deren Gemurmel sich in die Ferne verlor, bitter lachend nach: „Das Schauspiel ist aus. Geht heim, ihr Betrogenen! Neue Schauspiele erwarten Euch, Schauspiele, wo Ihr den Eintrittspreis mit Eurem Blute, mit Eurem Hab und Gut bezahlen werdet. Caligula begann seine Rolle glänzend wie der junge Tag, er wird aber enden als Gewitternacht mit Sturm und Tod. Rom! du sein Alles! O wie freut er sich, dich zu vernichten! Er will keine Bildsäule, aber er selbst wird als Schandsäule der Menschheit in der Zukunft dastehen; er will nicht, daß Einer von euch bei seinem Glück schwöre, weil neues Unheil durch ihn hereinbrechen muß; er heuchelt Liebe zur Wahrheit, und haßt jeden Freund der Wahrheit. Das Schicksal zwingt mich, sein böser Genius zu sein. Todtenspötter, entsage Deiner Ruhe! Wir haben vollauf zu thun!" —

III.

Volksfeste.

Caligula wußte den Taumel, der ihn selbst fortriß, auch dem Volke mitzutheilen. Die Soldaten der prätorianischen Leibwache fühlten sich, so wie die Plebejer, aufgeblasen von dem Bewußtsein, daß sie eigentlich die wichtigen Personen waren, welche den Cajus Caligula zum Kaiser ernannt hatten. Er selbst fuhr am folgenden Tage im Triumphkleide des Imperators auf einem — was vorher nie geschehen war — von sechs weißen Pferden gezogenen Prachtwagen durch alle Straßen Rom's umher, begleitet von einer zahllosen Menge, welche vor, hinter und neben dem Wagen schreiend und jubelnd einherlief. Mittags kehrte der Imperator in den Palast zurück. In einer prächtigen Säulenhalle wurden die Senatoren und ihre Frauen bewirthet, auf dem Platze das Volk und die Prätorianer. Während des Gelages sangen Knaben und Mädchen aus den edelsten Häusern Hymnen.

Am folgenden Tage begannen die dem freudetrunkenen Volke angekündigten Feste, während welchen die Masse sich gedankenlos nur der Betäubung rauschender Genüsse hingab, und eine Art von Wahnsinn Keinen zur Besinnung kommen ließ. Die G e g e n w a r t tobte; nirgends e i n Gedanke an die Z u k u n f t! Der große Circus wurde Jedem zu freiem Eintritte geöffnet. Ungestüm drängte sich die lärmende Menge mit feindlicher Ungeduld in das herrliche Gebäude von läng-

lich runder Gestalt, dessen Umfang von einer Meile gegen dreimalhunderttausend Menschen faßte; ringsumher Sitze, deren Bänke, eine über die andere aufsteigend und mit Treppen durchschnitten, sich erhoben; zunächst der Arena der Sitz des Kaisers, eine erhabene, mit einem Baldachin bedeckte Tribune, dann die mit Kissen bedeckten Sitze der Senatoren, hinter diesen die vierzehn Reihen der Ritter, zuletzt für das Volk die Bänke von Stein. Die höchsten Plätze nahm das schöne Geschlecht ein, dessen Entartung schon damals so weit ging, daß es vor solchen blutigen Schauspielen sich weder entsetzte, noch dabei gegenwärtig zu sein sich schämte; denn hoch kann das Weib stehen, aber noch viel tiefer fallen! —

An einem Ende der Arena befanden sich die Thore, aus welchen die Pferde und die Wagen zum Wettkampf ausliefen. Die Mitte der Laufbahn war, der Länge nach durch eine Mauer getheilt, an deren Ende drei Pyramiden standen, um welche die Pferde mit den Wagen lenkten. Im Mittelpunkt der Mauer stand ein Obelisk. Ehe die Spiele des ersten Tages anfingen, wurden die Bildnisse der Götter in der Arena umhergetragen, begleitet von einem zahlreichen Gefolge zu Fuß und zu Pferde. Ihnen folgten Musiker und Kämpfer. Nachdem der Zug die ganze Arena durchschritten hatte, verrichteten Caligula und sein Oheim Claudius das Opfer. Ahasver, den als Hebräer die heidnische Feierlichkeit empörte, schaute mit bitterm Spott auf die Opfernden, leise vor sich hinmurmelnd: „Freut euch am Opfer, ihr Tausende, die ihr bald geopfert werdet! Die

Hand des Imperators wird euch einem Tode weihen, den ihr auf solche Art nicht alle Tage sterben könnet."

Caligula bestieg seinen Wagen. Auf das Zeichen, welches er mit einem Tuche gab, begann das Wettrennen. Die Fahrenden waren nach der Farbe ihrer Kleider in vier Haufen abgetheilt: weiße, rothe, lichtblaue und grüne. Caligula, hinter dem Alle, ungeachtet der scheinbar eifrigsten Anstrengungen, einige Schritte wohlberechnet zurückblieben, hatte nun siebenmahl den Lauf um die ganze Rennbahn zurückgelegt. Er wurde vom Herold als Sieger ausgerufen, und einige Senatoren überreichten ihm eine Krone von goldenen Palmzweigen, die er scherzend seiner Schwester Drusilla in den Schooß warf, und, sie liebkosend, sich zu ihr setzte. Jetzt zeigten sich die Wettreiter; die meisten ritten auf einem Pferde, einige auf zweien; die letzteren sprangen, ohne ihren Lauf zu unterbrechen, von einem Pferde auf das andere hinüber und herüber. Caligula bezeigte den Pferdekünstlern solches Wohlgefallen, daß er seine Palmenkrone zerriß, und ihnen die goldschimmernden Blätter nebst Edelsteinen aus seiner Kleidung lachend und lobpreisend zuwarf.

Am zweiten Tage füllte die zahllose Menge den Circus, um sich an den Kämpfen der Fechter auf Leben und Tod zu erfreuen. Als Caligula erschien, erhob sich ein tausendstimmiges Jubelgeschrei. Die Kämpfer traten in zwei Schaaren geordnet: Faustkämpfer und Ringer, vor ihn und verbeugten sich. Sie waren nackt, nur an den Lenden und an dem obern Theile des Fußes bekleidet, doch am gan-

zen Leibe mit einer Salbe bestrichen, um ihn schlüpfrig zu machen, und das Anfassen wechselseitig zu erschweren. Die Faustkämpfer trugen Handschuhe von Eisenblech, mit Blei und Eisen gefüllt, damit ihre Streiche desto schwerer trafen.

Die eigentlichen Fechter hatten sich verpflichtet dem Imperator zu Ehren bis auf den Tod zu kämpfen. Ihr Kleid bestand in einer kurzen Tunika, ihre Waffe in Helm, Schild, Schwert, Lanze und Netz. Beim ersten Tubaschall fielen sie einander wüthend an. Die meisten der Besiegten starben dadurch, daß ihre Gegner ihnen das furchtbare Todesnetz über den Kopf warfen, es dann schnell zusammenzogen, und die Umhüllten mit der Lanze durchstachen. Einige warfen ihren Gegnern Schlingen um den Hals und erwürgten sie; Andere hielten in jeder Hand ein Schwert, mit welchem sie bald von vorne, bald von rückwärts, bald von der Seite, gegen einander stießen. Einige ließen sich sogar beim Kampfe, soweit ging der Uebermuth! die Augen verbinden. So gingen Viele von der freiwilligen Nacht in die Todesnacht hinüber; sie starben, ohne zu wissen, von wessen Hand; sie mordeten, ohne zu wissen, welchen Gegner. Wenn ein Fechter verwundet wurde, und die Waffen wegwarf, fiel er der Gewalt des Volkes anheim. Der über den Gefallenen und dessen Schicksal nun Herr gewordene Pöbel schrie laut auf: „Da hat er's! — War er Liebling der schaulustigen Menge, so streckte sie die Hand mit niedergedrücktem Daumen aus, und der Sieger durfte ihn nicht weiter verletzen; war sie aber dem Unglücklichen ungünstig gestimmt, so hielt sie den Daumen empor; der

schon Entkräftete mußte dann nochmal kämpfen — und erlag dem Schwerte des Gegners. Die Todten und Sterbenden wurden an einem eisernen Haken auf einen Platz in der Nähe des Circus geschleppt und zusammen geworfen; die Sieger aber erhielten Palmenkronen mit bunten Federn und einen Stab. Caligula ließ sie noch dazu reichlich mit Geld beschenken. Als einige schwer verwundete Fechter, die man eben mit dem eisernen Haken anfassen und wegschleppen wollte, dies sahen, sandten sie Einen von ihnen zur Baldachin-Tribune, der, den zurückgelegten Weg mit dem ihm entströmenden Blute bezeichnend, dem Caligula zurief: „Erster und Größter der Lebenden! Die Sterbenden grüßen Dich!“ — Caligula sagte lächelnd: „Der gute Einfall verdient Belohnung. Schenkt ihnen das Leben!“ —

Der Kaiser entließ nun die Zuschauer; sie stürzten fort wie ein wilder Strom, der aus seinen Ufern tritt.

Abends wurde die Stadt in ihrem ganzen Umfange mit unzähligen Fackeln erleuchtet.

Der folgende Tag gab ein Fest ohne Blutvergießen und Morden; Wettstreite der Poesie und Beredtsamkeit in römischer und griechischer Sprache wurden gehalten, und es fehlte dabei nicht an komischen Scenen.

Caligula zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er das Wettrennen und die Fechterspiele für eine viel ernsthaftere und wichtigere Sache nahm, als den geistigen Wettstreit, bei dem er die glänzenden Belohnungen für die Sieger wegließ, und nur lächerliche Strafen für die Besiegten festsetzte. Ein serviler Dichter besang in einer Ode, die in Pindar's Geiste ge-

dichtet sein sollte, mit erhabenem Schwulst verworrener Bilder und wahnsinniger Ideen den Wagen und die Rosse des siegenden Imperators.

Als er das Gedicht mit heftigen Geberden und lächerlichen Verzerrungen der Gesichtsmuskeln zu Ende gelesen hatte, brach Caligula in schallendes Gelächter aus, und die ganze Masse der Zuhörer wiederholte dasselbe mit dreifachem Echo. Ein satyrischer Dichter benützte die Gelegenheit augenblicklich, und deklamirte aus dem Stegreif eine Parodie auf die verunglückte Ode. Sie gefiel und erhielt stürmischen Beifall. Caligula rief den durchgefallenen Dichter zu sich, reichte ihm einen Lorbeerkranz, und befahl ihm, denselben kniend dem glücklichen Nebenbuhler auf die Stirne zu setzen. Der falsche Pindar zitterte vor innerer Wuth so heftig, daß ihm der für den Sieger bestimmte Kranz aus der Hand fiel; er hob ihn wieder auf, schlich damit griesgrämisch zu Jenem, ließ sich unmuthig und schwerfällig wie ein Elephant vor ihm auf ein Knie nieder, und wollte ihm den Kranz aufsetzen. Der Nebenbuhler streckte sich aber so hoch, daß der Bekränzer die Stirne nicht erreichen konnte, sondern bei dem vergeblichen Bemühen ausglitschte und unter allgemeinem Gelächter zu Boden fiel. Der Sieger setzte ihm mit dem Ausdruck satyrisch-komischer Verachtung den Fuß auf den Rücken, entriß ihm den Kranz, und beugte sich lautlachend über den bejammernswürdigen Dichter. Allgemeines Brüllen und Wiehern stimmte ein.

Nun traten zwei Redner vor. Der erste war mit den politischen Verhältnissen und mit dem Geist der Zeit so

wenig bekannt, daß er etwas sich sehr Lohnendes zu thun glaubte, wenn er eine Lobrede auf Tiber vorlese, weil er wußte, daß Caligula dessen Neffe und Thronfolger, nicht aber, daß er auch sein Mörder war. Die Rede zeigte ein ausgezeichnetes Talent. Der Zweite, der klüger war, und die Lage der Dinge besser kannte, trug eine Lobrede auf Caligula vor. Er besaß wenig Talent, schwache Darstellungskraft und schlechten Vortrag, allein — er lobte den lebenden, gegenwärtigen Imperator; war's ein Wunder, daß ihm einstimmig der Vorzug zuerkannt wurde?

Caligula wurde gebeten, Lohn und Strafe zu bestimmen. Er nahm die Schrift des Letztern, und ließ ihm eine bedeutende Summe ausbezahlen; der Erstere mußte sich in demüthiger Stellung vor den Sieger hinpflanzen und eine Lobrede auf seine Lobrede aus dem Stegreif vortragen, und damit bei Leibesstrafe eine halbe Stunde ausfüllen. So erbärmlich das Product war, so erließ ihm Caligula, dem die Sache ungeheuer Spaß machte, doch nicht eine Minute der festgesetzten Zeit.

Wenn der unglückliche Redner aus Mangel an Gedanken verstummte, ließ ihn Caligula mit den Spießen zweier Prätorianer in die Seite kitzeln; wenn der Gequälte dann plötzlich in einen Schwall unsinniger Worte ausbrach, erscholl ein unbändiges Gelächter der Umstehenden, und Caligula versicherte, laut mitlachend: „Die schlechte Rede sei noch besser als die gute." Am Ende des Improvisirens mußte der arme Redner, auf Caligula's Befehl, sein Büchlein in die Hand nehmen, und die Schrift von den Blättern

mit der Zunge weglöschen. Das Getöse des rasendsten Wohlgefallens stürmte von allen Seiten, und wollte kein Ende nehmen.

Zum Schlusse produzirten sich zwei dramatische Dichter. Der Erste las eine Tragödie, deren Held Herkules sein sollte. Dieser Heros benahm sich aber so albern, als närrischer Großsprecher mit gemeinen Gedanken in schwülstigen Worten um sich werfend, daß die ohnedies zur Lachlust aufgeregten Zuhörer dem Kitzel sich ganz hingaben, und die Tragödie vor Lachgewieher kaum bis zur Hälfte gelesen werden konnte. Der Dichter wollte entwischen, Caligula ließ ihn aber festhalten. Der zweite Preiswerber, ein Lustspieldichter, geschreckt durch das tragische Schicksal des tragischen Poeten, wollte seine Vorlesung gar nicht anfangen; endlich begann er, eingeschüchtert durch Caligula's Machtwort, mit zitternder Stimme, während sich Todesbläße über das Gesicht verbreitete. War unter diesen Umständen der Vortrag jämmerlich und erbarmungswürdig, so war der Inhalt des Stückes so schal und geistlos, ohne eine Spur von Witz und Laune, daß die Zuschauer, wie von betäubender Kälte angehaucht, immer stiller wurden und endlich ein allgemeines Einschlafen sich einstellen wollte.

Jetzt rief Caligula ein donnerndes Halt! Dann ließ er acht Soldaten von der prätorianischen Leibwache kommen und sagte: „Reinigt die schlechten Dichter von ihrem Unrath und frischt die matten Seelen auf, — das heißt: Nehmt und tragt sie zum Tiberfluß, taucht sie in die Fluten, rüttelt und schüttelt sie durch und durch, dann bindet und legt

sie in die Sonne, damit Phöbus Apollo, sie trocknend, ihnen Leben und Wärme einflöße!"

Caligula verließ nun die Tribune in bester Laune. Die beiden Dichter, deren Einer den Andern als Urheber seines Unglücks anklagte, wurden gebunden zum Tiberis getragen, und nach Caligula's Befehl behandelt. Eine ungeheure Menge folgte ihnen lärmend, drängend und schreiend, voll Ungeduld, das neue Schauspiel zu sehen.

IV.

Nächtliche Tragödien.

Ein Heer von Gewitterwolken hatte sich im Schooße der Nacht über Rom gelagert. Unheimlich grollten dumpfe Donner in der Ferne; bleiche Blitze huschten gespenstisch durch den finstern Himmel und zeigten auf Augenblicke die Schreckgestalten der gräulichen Wolkenmassen.

Caligula lag, den Leib von betäubend schwerem Schlafe gefesselt, sein Inneres von einem wilden Traume zerrüttet, auf dem Ruhebett. Er sah sich am Ufer des Meeres stehend. Der Sturm tobte in die Fluten hinein; die Fluten stiegen brausend immer höher, dem Ufer immer näher. Der Sturm heulte ihnen zu:

„Ich geißle euch; erwacht und verschlingt, was da lebt! Menschen zerstören Menschen; Zerstörung werde auch ihnen! Wogen! Beginnt mit den Mächtigen der Erde! Hinab mit ihnen in den Abgrund! Oben tobt Sturm; in

der Tiefe ist Ruhe." — Und die Wogen sausten und brausten und riefen: „Kampf der Erde, Tod dem Menschen! Wir kommen vernichtend; wir fassen des Schuldigen Haupt; wir ziehen den Frevler hinab in die Tiefe. Dort steht Jener, der, uns trotzend, Unheil sinnt. Er darf nicht leben. Ergreifet und schleudert ihn fort vom Antlitz der Erde!"

Eine immer höher anschwellende Woge mit schaumbedecktem Haupte zog nun in ungeheurer Größe, gleich einem wandelnden Fels, langsam an's Ufer, und öffnete, als sie ihr Ziel erreicht hatte, zwei Riesenarme. Vergebens suchte Caligula zu entfliehen; die Füße waren in den Boden gewurzelt. Der Sturm stieß ihn hohnlachend vorwärts; das Meerungethüm faßte ihn brüllend.

Caligula erwachte vor Schrecken. Die Feuerschlangen der Blitze zuckten durch das Gemach und durch den zerrissenen Himmel; Donner erschütterten den Palast und die Erde. Caligula, der keine Furcht vor den Göttern kannte, zitterte vor dem Aufruhr der Elemente. Er sprang auf, verhüllte sich mit einem Mantel das Haupt, kroch unter das Bett, sprang von den Donnerkeilen und Feuerschlangen der Blitze verscheucht, wieder hervor, riß die Vorhänge am Eingange des Schlafgemaches aus einander, eilte in das längliche Viereck des Vorsaals, kletterte hastig über die zu den Galerien führenden Treppen, und stürzte endlich ohne Bewußtsein zu Boden. Durch das Gepolter aufgeschreckt, sprangen die im Vorzimmer des Schlafgemaches gelagerten Sclaven mit ihrem Vorsteher herbei, erhoben den Ohnmächtigen, und legten ihn auf das Ruhebett.

Als Caligula zur Besinnung gekommen war, gewann er auch sogleich die volle Geistesgegenwart, und sagte zu den Sclaven: „Ihr kennt meine gewöhnliche Schlaflosigkeit. Bedarf des gemeinen Sterblichen irdische Natur sieben Stunden des Schlafes, so genügen meiner göttlichen deren drei. Ich wollte nur eure Wachsamkeit prüfen; ihr habt die Probe bestanden, und sollt den Lohn nicht entbehren."

Er befahl nun dem Vorsteher der Sclaven des Schlafgemaches, diese sogleich nach allen Stadttheilen auszusenden an Schauspieler, Pantomimen, Fechter und Senatoren, und ihnen in seinem Namen zu befehlen, sich alsgleich ihren Schlafstellen zu entreißen und, allem Aufruhr der Elemente zum Trotz, im kaiserlichen Palaste zu erscheinen. Die Boten flogen wie Raben und Eulen durch die Gewitternacht; die mit Ungestüm erweckten Schläfer fuhren voll Schrecken empor und folgten den Vorauseilenden, stumm und düster wie Nachtgespenster, zwischen den Flammen der Blitze, denen die brüllenden Donner folgten. Keiner der Berufenen wußte sich den Zweck des Befehls zu enträthseln; Keiner trat in den Palast, ohne Arges zu befürchten.

Als Alle in der großen Säulenhalle des Vorhofes versammelt waren, trat Caligula rasch und hastig ein, stellte sich vor die bleichen zitternden Männer, heftete durchbohrende Blicke auf sie — brach dann plötzlich in ein unbändiges Gelächter aus, und sagte: „Männlein! Seid ihr hungrig und durstig, so esset und trinket!"

Indem die Gäste wider Willen nicht wußten, was

sie von der Sache denken sollten, wurden im Fluge Tische und Tischbetten aufgestellt, und die Tafeln reichlich mit Speisen und Weinen gedeckt. Alle Anwesenden mußten sich, durchnäßt und vom Nachtfrost schaudernd, auf die Betten lagern, um die, in diesem Augenblicke ihnen verhaßten Speisen und Weine bis zur Uebersättigung zu genießen. Keiner durfte aufstehen, bis Caligula erklärte, das festliche Zechgelage sei zu Ende, wobei er ihnen zurief: „Ich bin mit euch zufrieden; laßt euch aber gesagt sein ein für alle Mal: Ich will Leute haben, die auf der Schaubühne der Kunst und der Welt in jedem Augenblicke des Tages und der Nacht zu gebrauchen sind. Seid also stets auf Alles gefaßt!"

Von diesem gebieterischen Ton machte Caligula nur bei dem tragischen Schauspieler Apelles und dem Pantomimen Mnester eine Ausnahme.

Apelles verwendete die äußerste Mühe und Sorgfalt darauf, aller Welt durch den feierlichen Ernst, den er in seine Mienen zu legen wußte, so wie durch die Würde und den Anstand seines Benehmens zu imponiren, wobei seine hohe kräftige Gestalt und die scharfen Umrisse der Gesichtszüge ihm gute Dienste leisteten. Er sprach überhaupt wenig, von Andern mit Kälte, von sich selbst mit Wichtigkeit. Seinen Mangel an höherer Bildung zu verbergen gelang ihm dadurch, daß er über Dinge, die er kannte, mit entscheidendem Nachdrucke, über solche aber, die ihm fremd waren, auf eine solche Weise sprach, die eine zweifache Deutung oder irgend eine Wendung zuließ für den Fall, daß

irgend Einer, der ihm überlegen war, ihn in die Enge treiben wollte. Er pflegte mit dem ihm eigenen Pathos zu sagen, Poesie sei die Blüte der Weisheit, er selbst aber der Mann, der die Weisheit auf den Thron der Poesie setze; darstellende Kunst stehe höher als die schaffende, weil diese erst durch jene in's Leben trete. Er pflegte daher den dramatischen Dichtern mit Stolz, manchmal sogar mit Geringschätzung zu begegnen. Denjenigen Dichtern, die ihm huldigten, gab er die Zusicherung, er werde in ihre Helden Geist und Leben bringen. Er hatte seine stereotype Darstellungsweise; man hatte sich aber an sein Organ, an seine Gestalt und Manier durch die Länge der Zeit schon gewöhnt, diese Manier für die einzig wahre zu halten und zu glauben, ein wirklich großer Künstler müsse die Gestalt und das Organ des Apelles haben. So dachte Rom, vom Kaiser bis zum letzten Plebejer hinab. Apelles war der Gegenstand unbedingter Verehrung, und Caligula selbst nannte seinen gewaltigen Heldenspieler den Julius Cäsar der Kunst. Apelles nahm den ihm gestreuten Weihrauch als gebührenden Tribut hin; die allgemeine Bewunderung wurde aber noch mehr dadurch gesteigert, daß Apelles als Gast bei schwelgerischen Gelagen in den höhern Kreisen, so viel er auch von Wein und Speisen genoß, nichts von seiner Ruhe und Geistesgegenwart verlor, ja sogar in der größten Aufregung seines Innern die äußere Würde zu behaupten wußte.

Das Gegenstück zu ihm war der rastlos bewegliche, unaufhörlich sprechende, immer launenhafte Pantomimi Mnester. Die Lebhaftigkeit des zartgebauten zierlichen

Männchens ging so weit, daß Ruhe und Stille aus seiner Nähe verbannt waren. Seine Gesichtsmuskeln spielten und wogten ohne Ende, und er mußte entweder laut auflachen oder satyrisch lächeln. Er sprudelte von Witz, es war aber ein beißender Witz, der keine Schonung kannte. Die Zielscheibe der schärfsten Pfeile seiner Sarkasmen war die moderne Tragödie, und ihr Priester Apelles, der dem Spotte seines Gegners nichts als — schweigende Verachtung entgegen zu setzen vermochte. So grenzenlos auch die allgemeine Verehrung für den Heros der Tragödie war, so hinderte sie doch nicht, daß Groß und Klein die herrlichste Freude fühlte, wenn der winzige Mnester den kolossalen Heldenspieler geißelte und stachelte. Schallendes Gelächter belohnte den Spötter, ohne dem Verspotteten zu schaden. Selbst Caligula ermunterte Jenen nicht selten durch heimliche Winke und leise Worte zu solchen Lustgefechten. Auf solche Weise wurde Mnester ein Gegenstand des auffallendsten Widerspruches: „Man scheute ihn, und man suchte ihn."

Mit diesen Beiden unterhielt sich Caligula ausschließend, indem er die anwesenden Senatoren und die übrigen Männer, obschon sie hohe Staatsämter bekleideten, kaum eines Blickes würdigte und mit wegwerfender Verachtung behandelte. Mnester beklagte sich, daß einige Neider und Mißgünstige bei der letzten pantomimischen Vorstellung durch ihr Geräusch eine absichtliche Störung verursacht hätten. Caligula hob den rechten Arm empor und schwur, wenn irgend Einer in seiner Gegenwart im Theater dies jemals wieder wagen sollte, so wolle er den Frevler vor dem An-

gesichte aller Zuschauer mit eigener Hand züchtigen. Dann wendete er sich an Apelles mit den Worten: „Und Du, Heros der tragischen Kunst, der alle Helden im Unwesen des wirklichen Lebens beschämt, — auch Dir sei Ruhm und Ehre! Euch Beide vermögen keine Lorbeern, keine Schätze nach Verdienst zu belohnen, und so wie Ihr die Zierde unserer Zeit seid, und ein Gegenstand der Bewunderung für die Nachwelt bleiben werdet, so sollt Ihr auch die Vorbilder meiner Nacheiferung in der Kunst tragischer und pantomimischer Darstellung sein. Als unzertrennliche Gefährten sollt Ihr im häuslichen und im öffentlichen Leben mir zur Seite stehen! — Nun aber gelüstet es mich, aus der gemeinen, flachen Alltäglichkeit in das erhabene Reich der Kunst überzutreten. Ich will mich sogleich in einer höchst leidenschaftlichen Rolle versuchen. Apelles! welche gedenkst Du mir anzurathen? Du weißt, daß mein seltenes Gedächtniß die meisten derselben bewahrt, wie der Drache das goldene Vließ."

Apelles erwiederte: „Würdige denn unsern geistreichen jungen Seneca, der als tragischer Dichter und als Philosoph sich rühmlich auszeichnet, der Ehre, die Rolle seines rasenden Herkules darzustellen." —

Caligula schrie mit Heftigkeit: „Weg damit! Seneca ist selbst ein Rasender, daß er es wagt, mit seinem schwachen Talent einen rasenden Herkules schildern zu wollen. Nennt mir den Namen dieses Dichterlings nicht mehr! Seine sogenannten Tragödien sind nichts als rhetorische Schulübungen voll falschem Pathos, Gebäude von Sand ohne Kalk!

brechen mißt. Und so muß ich erkennen den Fluch d
bösen That, muß zugestehen allwaltende Vergeltung,
muß zittern vor einer Zukunft, dieser Rächerin der Ge=
gegenwart, — und kann dennoch der Lust am Bösen nicht
widerstehen, wie Eva der Schlange sich hingab. — Horch!
wälzt nicht die zügellose Volksmenge sich wie ein tobendes
Meer heran? Braust nicht ein wildes Chaos zahlloser
Stimmen, ein Chor von Eulengekrächze und Wolfsgeheul
einher, als hätte die Hölle sich geöffnet? Hieher! hier harret
euer Ahasver. Sejan! auf deinem goldenen Bilde ruhend,
erwart' ich deine Leiche hier."

Während Ahasver in düsterm Schweigen vor sich
hinstarrte, begann unter den Umstehenden folgendes, kaum
halblaute Gespräch:

Einer. Seht nur! Düster und schrecklich wie ein
Nachtgespenst sitzt er, Verderben brütend, auf dem Bilde
Sejan's. Die Augen sprühen Funken, röther als sein Haar.
Vergebens sucht er ruhig zu erscheinen; die innere Gährung
läßt sich nicht verbergen. Die wildverzerrten Züge des todes=
bleichen Angesichtes verkünden den Kampf seiner Seelen=
leiden.

Ein Anderer. So lange der Unhold hier in Rom
verweilt, kann weder Ruhe, noch Glück für uns gedeihen.

Ein Dritter. Wie kam er her? Was will er hier?
Was sucht er?

Erster. Woher er kam? Was er hier will? Das
könnten euch die Höllengötter sagen. Wer er ist? Das
liegt wohl außer Zweifel. Ein böser Zauberer vom Aegypter=

Ewiges Sentenzen-Chaos! Ewige Fragen! Erhabener Schwulst! Empfindelei ohne Gefühl! Gesuchte Zierlichkeit ohne Kraft! Blendendes Farbenspiel der Iris ohne Apollo's Sonnenlicht! Sonst nichts!" —

Der junge Seneca hatte eben damals angefangen, ein Lieblingsschriftsteller in den Kreisen der Vornehmen und Reichen zu werden. Man bewunderte seine Tragödien und seine stoische Philosophie. Seine Berühmtheit und die ihm eigene Eitelkeit weckten Caligula's Schelsucht gegen den Jüngling, der ihm überdies als Redner verhaßt wurde, da er im jugendlichen Uebermuth es einmal gewagt hatte, dem Imperator in einer Rede bittere Wahrheiten zu sagen.

Apelles und Mnester nahmen den jungen Dichter, dem sie herzlich gut waren, gegen diesen heftigen und ungerechten Angriff in ihren Schutz. Sie gaben einige der ihm zur Last gelegten Fehler zu, behaupteten aber, daß Seneca durch entschiedene Vorzüge und glänzende Schönheiten dafür reichlich entschädige. Apelles gerieth bei seiner Vertheidigung des verunglimpften Dichters in solchen Eifer, daß er den unberufenen hohen Kunstrichter feindseliger Mißgunst beschuldigte, und frei heraussagte, im Reiche der Kunst erkenne er keinen Imperator, und das Genie gleiche der Sonne; Wolken können es wohl verdunkeln, nicht aber den Feuerball seines Lichtes berauben, es träte vielmehr aus neidischer Verdunkelung siegreich und noch glänzender hervor. Mnester bemerkte, ein Herrscher könne wohl über seine Unterthanen Todesurtheile sprechen, die in Vollzug gesetzt werden, doch nicht über Kunstwerke, die stets unversehrt

bleiben; der Asphalt ihrer Vortrefflichkeit mache sie unverbrennbar.

Purpurglut des Zornes übergoß Caligula's bleiches Gesicht; seine Augen funkelten, und er sagte: „Armselige, die Ihr nicht wisset, daß der Adler keine Fliegen tödtet! — Aber — sehr wahr! über Kunstwerke spricht der Herrscher kein Todesurtheil, — doch über Menschen. Der Dichterling hat es gewagt, mich durch Schmähreden zu beleidigen; er hat ein Majestätsverbrechen begangen, den Tod verdient. Er sterbe!" —

Apelles erinnerte den Imperator, daß er selbst am Tage seines Einzuges in Rom das Majestätsverbrechen aufgehoben habe. Caligula erwiederte hohnlachend: „Eben derjenige, der die Todesstrafe aufhob, kann sie auch wieder einsetzen, und also sei es!" — Apelles verstummte. Caligula wollte eben einen Tribun der Leibwache herbeirufen, hielt aber inne, da Mnester in lautes Gelächter ausbrach, und fragte, was dieses zu bedeuten habe. Mnester erwiederte: „Ließ Seneca sich jenes Verbrechen zu Schulden kommen, so hat er allerdings den Tod verdient. Ich finde es aber höchst komisch, daß Du einen Halbtodten tödten willst. Der tragische Dichter wird seine tragische Rolle auf jeden Fall bald ausgespielt haben. Er siecht an der Schwindsucht dahin, und ist kaum noch der Schatten von einem Menschen. Der Natur zuvorkommen, und ihm das Leben einige Tage früher nehmen, wäre leicht; es ihm zu erhalten, vermöchte aber selbst der allgewaltige Cäsar nicht. Glaube mir, es bedarf bei dieser Eintagsfliege keines Todes-

urtheils! Die Aerzte haben ihr schon das Leben abgesprochen, und es ist aller Welt bekannt, daß die Aerzte in solchen Fällen ihr gegebenes Wort getreulich erfüllen." —

Caligula stimmte, seinen Zorn plötzlich vergessend, in das Gelächter ein, und sagte: „Köstlicher Einfall! Die schwindsüchtige Eintagsfliege! Die worthaltenden Aerzte! Köstlicher Einfall! Er lebe, so lange ihn die Aerzte leben lassen! Vor dem Cäsar ist er sicher. — Nun aber zur Aufführung der Tragödie! Ich will noch in dieser Nacht unter Blitz und Donner den rasenden Ajax des Sophokles spielen!" —

Caligula dachte einige Minuten nach, dann rief er alle Anwesenden zu sich, um die Vertheilung der Rollen vorzunehmen. Apelles, Mnester, nebst den übrigen Schauspielern und Pantomimen, mußten sich setzen, um das Publikum und die Preisrichter vorzustellen, theils weil sie, wie Caligula sagte, von dem poetischen Handwerk nichts verständen, folglich sehr originelle Urtheile fällen würden, theils damit sie einmal auch Gelegenheit fänden, sich an den Dichtern, Kunst- und Preisrichtern zu rächen. Die Senatoren erhielten den Befehl, als tragische Schauspieler aufzutreten, weil sie sich dabei zu seiner Belustigung äußerst ungeschickt und albern benehmen würden. Die armen Senatoren erschracken, sich und ihre Würde so herabgesetzt zu sehen — und gehorchten. Es erwartete aber die Schauspieler wider Willen eine noch größere Beschämung, als nun die Scene kam, da Ajax, von wildem Wahnsinn ergriffen, auf eine Schafherde geräth. Der von einem Gott Verblen-

dete hält die wolligen Vierfüßler für eine Schaar feindlicher Trojaner; er zieht das Schwert und stürzt unter sie. In diesem Augenblick bemerkte Caligula, schlagfertig und mordgierig, daß keine Herde da war. Heftig wie er war, ertheilte er sogleich einen nachdrücklichen Befehl, kraft dessen einige Senatoren es sich gefallen lassen mußten, die Stellvertreter der fehlenden Schafe vorzustellen. Ein paar Weigerungen der Gekränkten, so bescheiden sie auch waren, wurden von dem schon durch die tragische Situation aufgeregten Cäsar sehr übel aufgenommen. Es blieb nichts übrig als Nachgiebigkeit. Schon standen die zahmen Schaffenatoren oder Senatorenschafe auf der ihnen angewiesenen Stelle. Caligula stürmte als wahrhaft Rasender unter sie, schlug mit dem Schwerte gewaltig um sich, und versetzte den armen Schaffiguranten so derbe Streiche, daß sie, voll Grimm und Schmerz über die moralische und körperliche Kränkung, theils schreiend, theils, wie ihnen befohlen war, blöckend als Gegenstand allgemeiner Belustigung herumsprangen. Als die Schlachtopfer, der erhaltenen Vorschrift gemäß, auf dem Boden lagen, stieg Caligula schnaubend und mit siegesstolzen Mienen auf ihnen herum.

In diesem Augenblicke trat Ahasver ein. Er führte einen numidischen Löwen des Amphitheaters, den er selbst gezähmt hatte. Der König der Thiere folgte der großen starken Hand, die ihn an der Mähne hielt, ohne sich im geringsten dagegen zu sträuben. Caligula's Wuth erlosch bei diesem Anblick; er zog sich scheu zurück. Ahasver rief ihm aber zu: „Gewaltiger! zittere nicht vor dem Gewal-

tigen! Es gibt Dinge auf Erden, die auch den Gewaltigsten zahm machen; das trifft denn — früher oder später — Jeden. Denke Dir in meiner Person das Schicksal, in dem Löwen einen Cäsar, — und Du kannst Dir von der Geschichte die schönste Nutzanwendung machen! Man tobt so lange, bis entweder die Uebermacht des Schicksals, oder der Allbewältiger Tod uns zahm und der Tragikomödie im Amphitheater des Lebens ein Ende macht. Glücklich, wer zahm wird, eh' es zu spät ist!" —

Caligula hatte während dieser Anrede so viel Fassung gewonnen, daß er es wagte, die Mähne des Löwen zu streicheln; er zog aber die muthige Hand schnell zurück, als der Fürst der Wälder durch ein dumpfes Knurren seinen Widerwillen gegen fremde Berührung zu erkennen gab. Caligula entließ nun zuerst die Senatoren, welche den Göttern für die Befreiung dankten, dann auch alle Uebrigen. Nur Apelles und Mnester, ein Tribun der Leibwache, Ahasver und der Löwe, der an Würde und Majestät selbst den Imperator übertraf, blieben im geheimen Rathe zurück. Caligula wendete sich zuerst an Ahasver mit den Worten: „Ihr beiden Fremdlinge aus Judäa und aus Numidia, die ich in Rom dulde, weit entfernt, Euch zu scheuen, gebe ich Euch mein Wohlgefallen zu erkennen. Ahasver! welchen Lohn kann ich Dir und Deinem stolzen Gefährten für das mir verschaffte Vergnügen gewähren?" —

Ahasver erwiederte trotzig: „Den Lohn verschmäh' ich, Belohnung verdien' ich aber nicht, weil ich Dir Vergnügen verschafft habe; willst Du mir aber Freude

machen, so ernenne mich zum Oberaufseher der wilden Thiere und der Thierkämpfe im Amphitheater. Da bin ich in meinem Element und ein wichtiger hochgeachteter Mann im Staat. Beherrsche Du die zahmen Menschen, mir lasse die wilden Thiere! Da wollen wir dann miteinander wetteifern: Du, Deine Menschen zu entwürdigen und zu zermalmen; ich, meine Thiere zu veredeln und zu beglücken. Ich werde meine wilden Thiere vermenschlichen, Du wirst Deine zahmen Menschen zu Thieren erniedrigen. Auf diese Art machen wir Beide uns dann unsterblich." —

„Jeder in seiner Sphäre;" sagte Caligula mit Bitterkeit. „Du möchtest mich, den Höchsten im Menschenreiche, vernichtend herabziehen; ich aber mache Dich Nichtigen, verzeihend, zu einem Etwas im Thierreiche. So steht Jeder von uns da, wohin er gehört. Sinken und versinken die Menschen vor mir, so hüte Du Dich, nicht unter die von Dir veredelten Thiere zu sinken! Und somit, fremder Unhold, ernenne ich Dich zum Oberaufseher der wilden Thiere." —

Ahasver sagte mit unheimlichem Lächeln: „Ich will mich Deiner Gnade, großer Cäsar, würdig machen; ich will Dir gräßliche Schauspiele zeigen, welche Dir als Spiegel und Vorbild dienen sollen." —

Ahasver verbeugte sich und schritt mit seinem Löwen, dicht an Caligula vorüber, stolz aus dem Saale. Der Imperator, dessen höchst reizbare Natur das nächtliche Gewitter, die mit größter Heftigkeit gespielte Rolle des rasen-

den Ajax und selbst die Erscheinung Ahasver's mit dem numidischen Löwen sehr angegriffen hatte, wurde im Zustande völliger Erschöpfung von einer zweiten Ohnmacht befallen. Als er sich wieder erholte, befanden sich nur Apelles und Mnester noch bei ihm. Er sagte, sich selbst zürnend: „Zwei Ohnmächte in Einer Nacht! Das ist zu arg! Nun sollt Ihr, aber nur Ihr allein, die Ursache dieses sonderbaren Phänomens erfahren, zugleich auch das bereits vorbereitete Mittel zur sichern Heilung dieses krankhaften Ueberreizes an Leib und Seele. Er ist die traurige Folge der Liebeswuth eines von Leidenschaft zu mir entbrannten Weibes. Cäsonia reichte mir in einer Stunde der innigsten Liebe einen Pokal mit köstlichem Lesbier-Wein, in welchen sie einen von ihren eigenen Händen gebrauten Liebestrank gemischt hatte, um mich ausschließend an sie allein zu fesseln, gegen alle Uebrigen ihres Geschlechtes aber mich gleichgültig und kalt zu machen. Kaum hatte ich den Zauberwein getrunken, als eine nie gefühlte Glut mir durch alle Adern flog. Mein Kopf stand in Flammen, meine Nerven zitterten vor Wonneschmerz und der glühende Hauch, der meine Brust zersprengen wollte und wie Feuer aus meinem Munde drang, regte alle Lebenskräfte in mir so gewaltig auf, daß ich mich stark fühlte wie Herkules, aber auch rasend wie er, da er das, vom Centauren Nessus ihm zugesendete, in Gift getränkte Kleid anzog. Meine aufgeregte Phantasie erblickte plötzlich Alles, was die Welt schön und reizend nennen kann; ich wandelte in einem Elysium umher, aber das Schönste und Reizendste, das mich umgab, verschwand in

ein Nichts, da mir, gleich der aus dem Meer emporsteigenden Göttin der Schönheit und Liebe, Cäsonia erschien. Seit jenem Augenblick ist sie, die holde Zauberin, das einzige Weib auf Erden, das mein ganzes Wesen erfüllt; seit jenem Augenblick befällt mich aber auch manchmal eine Art von Geistesabwesenheit oder vielmehr ein Geistestaumel, der mich an mir selbst irre macht, und an Wahnsinn grenzt; ich werde dann ein Anderer als ich war, und dieser unselige Zustand endet gewöhnlich damit, daß meine Sinne erschlaffen, und ich erschöpft und ohne Bewußtsein, zur Erde sinke, indem ich in einem Meere von Farbengluten und Sphärenklängen zu vergehen glaube. Die stolze Siegerin aber feiert ihren Triumph, in mir den in den Fesseln der Liebe schmachtenden Sclaven zu sehen, den sie nun nach Laune beherrscht, denn sie weiß, daß ich sie lieben muß, und baut darauf ihre Plane. Das soll nun enden; mein Geist soll genesen, wie mein Leib. Weh' ruf' ich über die Zauberin und ihren Zaubertrank! Vernichtet werde die Macht Beider! Trefft alle Anstalten zur Reise! Noch eh' der Tag graut, will ich nach der Insel Anticyra reisen und dort die gepriesene Nießwurz-Kur gebrauchen, um meinen zerrütteten Körper zu stärken, mein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, mein brennendes Herz zu kühlen und von seinen wilden Phantasien zu reinigen. Auf, meine Freunde! folgt mir! sogleich! Jede Zögerung ist mir verhaßt!" —

Apelles und Mnester stellten dem leidenschaftlichen Gebieter vor, wie gefährlich es sei, Rom jetzt zu verlassen, wo das Diadem erst seit Kurzem sein Haupt schmücke

und so manche feindlich gesinnte Partei, selbst ein beträchtlicher Theil des Senates, im dunklen Hintergrunde feindlich lauere. Nur ihrer reichen und kräftigen Beredsamkeit gelang es endlich mit vieler Mühe, den Imperator von seinem Vorhaben abzuhalten. „Wohlan!" sagte er: „Ich bleibe; doch will ich noch in dieser Nacht, mit Hülfe des thessalischen Zauberweibes, das ich eigens zu diesem Zwecke nach Rom kommen ließ, einen Zaubertrank brauen, der die Kraft besitzt, die entflammte Leidenschaft der Liebe wieder zu vernichten. Folgt mir!" —

V.

Liebeszauber.

In dem Impluvium, einem abgelegenen, unbedeckten, von vier Seiten geschlossenen Hofe im Innern des Palastes, stand ein Altar, welchen Caligula zur beabsichtigten Bereitung dieses Zaubertrankes hatte erbauen lassen. Den Altar umgab eine Binde von rother Wolle, mit Laub und Blumen umwunden. Vor dem Altare stand das herbeigerufene thessalische Zauberweib. Ein glührother Mantel wallte um das faltenreiche schwarze Kleid; auf dem Haupte saß ein Kranz von Blumen, aus deren Kelchen von Zeit zu Zeit hellrothe Funken sprühten. Neben der hohen Gestalt der Zauberin kauerte eine alte hagere Sclavin, in ein dunkelgraues Gewand gehüllt. Die Gesichtszüge der Alten waren

häßlich und widrig, die schönen Mienen der Herrin, soviel von den halbverhüllten sichtbar wurde, zeigten ungeachtet ihrer Verwilderung, Muth und Schlauheit. Atossa befahl der Dienerin, heiliges Wasser zur Besprengung, Weihrauch und die übrigen, zur Bereitung des Zaubertrankes erforderlichen Gegenstände herbeizubringen.

Durch eine geheime Thür trat Caligula in den Hof. Ihm folgten Apelles, Mnester und ein Tribun der Leibwache. Zwei Centurionen bewachten den Eingang von außen. Caligula stellte sich mit gespannter Aufmerksamkeit vor den Altar; die Uebrigen blieben in einiger Entfernung.

Die Sclavin brachte ein Gefäß mit dem heiligen Wasser, ein Kästchen mit Weihrauch und einen Korb mit den Ingredienzen des Zaubertrankes, als eines Mittels gegen die Liebe und gegen jenen Zaubertrank, welchen Caligula von Cäsonia's Hand erhalten hatte. Die Sclavin legte die Ingredienzen auf die unterste Stufe des Altars; es waren vor kurzem getödtete Eidechsen, Schlangenrippen, Krötenknorpel, Wolfshaar, Uhufedern, Todtenknochen von unbegrabenen Menschen, eine Phiole mit Schierlingssaft und Kräuter aus Kolchis und vom Kaukasus, welche durch die Beihülfe der Dämonen die Kraft besitzen sollten, auch die leidenschaftlichste Liebe zu vernichten.

Atossa trat zu Caligula, dessen düstere Blicke bald auf dem Zauberapparate, bald auf der Zauberin verweilten, und sagte mit leiser Stimme: „Liebe, durch Zaubermittel erregt, vermögen Zaubermittel auch zu vernichten. Vergiß aber nie, daß die Liebe selbst das stärkste aller Zaubermittl,

ist, daß sie einen unzerstörbaren, nie zu lösenden Zauber über den Menschen übt, und den, der einmal ihr Leibeigener geworden, nie mehr frei gibt!" —

Caligula sagte aufbrausend: „In Deinen Worten verbirgt sich ein verdächtiger Doppelsinn. Sprich klar! Ich gebiete es." —

Atossa flüsterte: „Störe nicht die heilige Feier!" — Sie erhob den rechten Arm, sprengte das heilige Wasser umher, und entzündete den auf den Altar gelegten Weihrauch. Während nun die Sclavin mit einer Hand die Zaubermittel zum Philtrum mischte und mit der andern einen sausend umrollenden Zauberkreisel drehte, wiederholte Atossa mit dumpfem Gemurmel die Worte: „Daries, Dardaries, Astartaries ista pista!" —

Jetzt nahm die Zauberin zwei Puppen, eine von Wachs, die andere von Thon, beide schwarz und rosenfarb gekleidet. Sie sollten das Bild der abwesenden Geliebten sein und ihre Stelle vertreten. Atossa führte die Gebilde, wie zwei lebende Wesen, feierlich schreitend um den Altar und legte sie dann in die, auf dem heiligen Herde indessen angezündeten Flammen. Nachdem sie in das auflodernde Feuer Lorbeerblätter und Erdpech gestreut hatte, rief sie dreimal den Namen Cäsonia, warf eine Haarlocke von ihr hinein, und sprach, die Arme emporhaltend:

„Wie in der Glut das Thongebild erhärtet,
Verhärte auch der Liebe sich, Dein Herz,
Cäsar Caligula!

Wie in der Glut das Wachsgebild zerschmilzt,
So schmelz' und löse sich die Liebe auch,
Cäsar Caligula!
Deine Leidenschaft zerstäube,
Wie das Reis in Asche schwindet,
Cäsar Caligula!"

Als die Zauberin die letzten Worte gesprochen hatte, fuhr eine Flamme hochaufschlagend aus dem Feuer empor, und erlosch mit einem Knall. Atossa sprach:

„Der Zauber ist geendet;
Der Zauber hat gewirkt."

Sie faßte nun die bezauberte Asche vom Altar in eine silberne Schale zusammen, und reichte sie der Sclavin mit den Worten:

„Diese Asche wirf sogleich
In des Tiberflusses Schooß!
Wie die Asche von der Erde
Schwind' ihr Bild aus Deinem Herzen,
Cäsar Caligula!"

Die Sclavin entferte sich mit der Phiole. Das Zauberweib gebot auch dem Kriegsmann, so wie den beiden Künstlern, das Impluvium zu verlassen. Ein bejahender Wink Caligula's bestimmte die Zögernden, sich zu entfernen. Als sie fort waren, trat die Zauberin zu Caligula, faßte seine kalte Rechte mit ihrer heißen, heftete einen feurigen, durchdringenden Blick auf ihn, und sagte: „Fühlst Du die Liebesglut in Dir erlöschen?" —

Caligula erwiederte: „Sie wird, sie muß erlöschen!" — Bethörter! sagte das Weib. „Sie wird, sie darf nicht

erlöschen!“ — Caligula faßte sie heftig am Arme und sagte mit zornschnaubender Stimme: „Betrügerin! Du bist nicht, was Du scheinst. Du sollst mir nicht entgehen. Enthülle Dich!“

Die vermeinte Zauberin Atossa warf Mantel und Kopfschleier ab, fachte das noch glimmende Altarfeuer plötzlich an, daß die Flammen das ganze Impluvium überflogen, trat zu Caligula und sagte mit weicherbebender Stimme: „Unauflöslich und unzerstörbar ist der Zauber der Liebe.“ — Caligula trat betroffen einen Schritt zurück, und sagte: „Cäsonia! wie? Du wagtest — —“

Sie erwiederte schmeichelnd und schmachtend: „Die Liebe wagt Alles!“ — Mit diesen Worten sank sie an seine Brust, drückte einen glühenden Kuß auf seinen Mund, und sprach mit steigender Begeisterung: „Der Liebestrank, den Du von mir erhalten hast, war kein anderer als meine Liebe selbst, und jener Wahnsinn, welchen sie im Herzen und im Gehirn entzündet, ist die Flamme des guten Genius, der alles Glück in dem Bunde zweier Wesen vereint, die ihre Welt in sich finden, und eben deshalb hoch über aller Welt stehen. Gesetzt aber auch, ich gab Dir einen Liebestrank, bei dessen Mischung ich alle geheimen Kräfte der Natur benützte, um Deine Gegenliebe für mich zu erwecken, — ist die Liebe schon ein Verbrechen, was wäre dann der Haß? Männer, an Schönheit gleich dem Antonius, buhlten um meine Liebe; ich sah sie nicht. Dichter priesen meine Schönheit in schönen Liedern; ich hörte sie nicht. Dich erblickte ich, und Du, Cäsar, erschienst mir wie

ein Julius Cäsar, der da kam, sah, siegte. Seit jenem Augenblick lebte ich nur für Dich, selbst ohne Hoffnung auf Gegenliebe. Seitdem Du aber von Deiner Gemahlin Dich getrennt hast und frei bist, fordere ich Dich von Dir selbst. Meine Liebe gibt mir ein Recht auf Dich. Versuche, was Du willst, um mir zu entgehen; ich werde dagegen Alles wagen, Dich festzuhalten im Zauberkreis der Liebe. Nur Dein oder mein Tod vermag das Band zu lösen. Wisse denn! Eingeweiht bin ich in die Geheimnisse der Zauberkunst, und keine verborgene Kraft der Natur, kein übernatürliches Mittel, keine Dämonenhülfe soll unversucht bleiben, um Dich Wankelmüthigen unauflöslich an mich zu fesseln. Nicht Dein Diadem, nur Dich selbst will ich, Deine Liebe, Deine volle Liebe, Dein ganzes Wesen, denn Halbheit ist das Erbärmlichste auf Erden, ein Feuer ohne Wärme, ein Vogel ohne Schwingen. Errungen hab' ich Dich, und so bist Du nun mein Eigenthum und mußt es bleiben bis zu dem letzten Hauche Deines oder meines Lebens. Sträube Dich, wie Du willst! Es soll Dir doch nie gelingen, das Netz zu zerreißen, das ich um Dich geworfen habe. Mein ganzes Wesen und Dasein will ich nur dazu verwenden, Dich in einem Elysium der Liebe zu beglücken, doch der Moment, in dem Du es verlassen willst, führe Dich in den nächtlichen Todesschlund des Orcus!"

Cäsonia umfing den Betäubten mit beiden Armen, drückte ihn an die stürmende Brust, bedeckte glutathmend sein Gesicht mit Küssen — und war verschwunden.

Als das Morgenlicht den Hofraum erhellte, lag Caligula, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und den Leib vorwärts gebeugt, auf dem Altare. Langsam sich erhebend, blickte er zuerst scheu, dann wild um sich her. Die Spuren aller seltsamen und grauenhaften Erscheinungen der stürmischen Nacht lagen wie ein verworrener Fiebertraum in seinen zerstörten Gesichtszügen. Bitter lächelnd und unverständliche Worte murmelnd, wankte er aus dem Impluvium.

VI.

Der unmündige Nebenbuhler.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Caligula immer noch auf dem Ruhebette lag. Senatoren und Kriegstribunen standen umher. Der Imperator, noch blässer als gewöhnlich, starrte lange Zeit düster vor sich hin, dann richtete er durchbohrende Blicke auf die Umstehenden. Tiefes Schweigen herrschte im Gemach; Niemand wagte es, die schauerliche Stille auch nur durch das leiseste Wort zu unterbrechen. Endlich trat der Oheim Claudius mit dem jungen Tiber ein. Nun belebte sich die traurige Marmorgruppe; selbst über Caligula's finstere Gesichtszüge flog ein schwacher Lichtstrahl. Er streichelte die Wangen des holden Knaben, der sich mit Innigkeit an ihn schmiegte, schmeichelnd und gesprächig. Alle Anwesenden erfreuten sich über diese, wenigstens dem Scheine nach, herzliche Scene, und bezeigten dem jungen Tiber durch Mienen nnd Worte die liebevollste Theilnahme, in welche selbst der blöde, gewöhnlich für nichts em-

pfängliche Oheim Claudius einstimmte. Von dem Augenblicke an, als Caligula, dessen rollende Augensterne lauernd umherspähten, dieses Benehmen gegen seinen Neffen bemerkte, wurde er immer ernster und düsterer, und er beobachtete jeden Einzelnen mit argwöhnischen Blicken. Plötzlich erhob er den rechten Arm und rief mit gebieterischem Ton: „Geht! Ich will allein sein!“

Alle entfernten sich schweigend. Nun erhob sich Caligula vom Lager; er schritt mit heftigen Schritten durch das Gemach, einzelne Worte und Sätze hastig und mit Unterbrechungen aus schwer athmender Brust hervorstoßend: „Zartes Bübchen! — Wer sollte ihn nicht lieben? — Das liebevolle Kind! — wie er mich liebt! und mein Diadem noch mehr! — Wie süß er schmeicheln kann! Er möchte mir die Seele aus dem Leibe schmeicheln. Kein Zweifel! Er sehnt sich nach meinem Thron, so wie jene Elenden sich nach ihm sehnen, den sie schon jetzt, da kaum die letzten Lust- und Jubelklänge meiner Thronbesteigungsfeste verhallt sind, mehr lieben als mich. Wirklich? Solches Uebermaß der Liebe? Maß und Grenzen zu überschreiten, dies gestatten die Götter nur dem ihnen zunächst stehenden Cäsar; das Loos aller Uebrigen heißt — Beschränkung. — Wie? soll ich zittern vor einem Knaben? Kinder sterben leicht wie Schmetterlinge, die Sinnbilder der Unsterblichkeit, weil sie vom Tode, den wir Erwachsene kennen und eben deshalb fürchten, keinen Begriff haben. Was thu' ich Böses, wenn ich einen kleinen Kieselstein, der mir im Wege liegt, wegschaffe?

Caesonia, wen Du liebst, den mag alle Welt hassen, wenn sie ihn nur fürchtet!"

Caligula rief einen Tribun der Leibwache in das Gemach und sagte zu ihm: „Hochgeehrt fühle sich, wen der Kaiser eines solchen Vertrauens würdigt! Glücklicher! Geh hin zum Knaben Tiberius! Sein Leben, das noch träumend in der Knospe liegt, darf sich nicht zur Blume entwickeln; so will es das Schicksal; so will es der Staat; — Caligula muß dem Drange weichen. Tiber muß sterben, sogleich sterben; das kann ich nicht ändern, doch — ohne Verletzung seines hohen Standes! Ich gestatte und will daher, daß der edle Sprößling unsers Hauses sich mit eigener Hand tödte, denn es geziemt sich nicht, daß ein Geringerer das Blut eines mir so nahe verwandten Wesens vergieße. Geh und vollziehe den Dich ehrenden Auftrag!"

Das Erstaunen über einen so unerwarteten, empörenden Befehl fesselte die Zunge und die Füße des Tribuns. Caligula schien es nicht zu bemerken. Der Tribun stand, als glaube er an die Möglichkeit eines Widerrufs. Caligula sagte lächelnd: „Ich habe Dir nichts weiter zu befehlen." Der Tribun verließ, eine Verwünschung vor sich hinmurmelnd, das Gemach. Caligula ging einigemale auf und nieder; dann sagte er zu sich selbst: „Soll es damit abgethan sein? — Ich zweifle. Sei auf deiner Hut! Ein Blümlein ist bald geknickt, aber — einen Eichenbaum fällen, dazu gehört mehr, und — ich ahne Gefahr; ja — Claudius, der gute Oheim, zittert vor mir; das ist nicht gut; er liebt mich — aber wer liebte den Thron nicht mehr

als die ganze Menschheit zusammen? Meine Sicherheit fordert, daß er, der hier ohnedies nur ein Schattenbild ist, in's Schattenreich einziehe. Was verliert die Welt an dem Blöden? Eben da liegt es! Der Blöde ist ein Nichts, untüchtig, ein Staatsamt zu verwalten, bedeutungslos im Familienkreis. Er mag leben, das heißt, dasein! Ein lächerlicher Gegenstand, wie er, kann mir doch zum Scherze dienen. Aber — Macro, mein ernster, gewichtiger Herr Schwiegervater, der in mir nur ein Geschöpf erblickt, das ihm den Thron dankt, und den Hofmeister seines ehemaligen Zöglings spielen möchte, — das ist ein Anderes! Er half meinen Vorgänger erdrosseln. Könnte nicht dieselbe Hand auch mir denselben Dienst leisten? — Ich versprach ihm zur Belohnung die Statthalterschaft von Aegypten, das wird aber dem stolzen Unersättlichen nicht genügen; er wird dann weiter greifen. Glücklicher Gedanke! In Aegypten stehen ja die Pyramiden, jene Todtenpaläste, eben so hoch als tief, treffende Sinnbilder des Hochmuths und seines Falles. Macro droht mir Gefahr; sein Leben stört meine Ruhe. Er ruhe denn selbst!"

Caligula rief abermal einen Kriegstribun: „Macro's Hochmuth will sich über seinen Herrn erheben, den Höchsten im Staat, den Mächtigsten der Erde. Dem Majestätsverbrecher sendet die Majestät dieses Schermesser, dessen goldene Klinge von Edelsteinen schimmert. Diese Stunde sei die letzte seines Lebens! Von Dir, den ich meines Vertrauens würdige, erwarte ich die Kunde, wie er starb!"

Der Tribun nahm lächelnd das Schermesser und ent-

fernte sich mit schnellen Schritten; Caligula aber ging heiter, als wäre nichts geschehen, in das Putzgemach seiner Schwestern, die, von vielen Sclavinnen umgeben, deren jede ihren eigenen Dienst zu verrichten hatte, sich mit verschwenderischer Pracht zu schmücken beschäftigt waren. Caligula spielte den Kenner, wählte und ordnete die Kleider, Haarnadeln, Armspangen, Edelsteine, Gürtel, Schminke und Faltenwurf bis zur unbedeutendsten Kleinigkeit, als handle es sich um Dinge von größter Wichtigkeit und das Toilettenzimmer wäre eine Senatsversammlung. Als der Putz geendet war, nannte er die Mädchen, sie mit Entzücken betrachtend, seine Grazien, welche für die Göttinnen selbst Gegenstände der Beneidung sein müßten. Er tändelte und scherzte mit den Freudetrunkenen, die den vergötternden Bruder mit Liebkosungen überhäuften.

Indeß war der Tribun in Tiber's Gemach eingetreten. Der holde Knabe las eben in Ovid's Verwandlungen den Mythos von Venus und Adonis. Er war in die Dichtung so vertieft, daß er den eintretenden Todesboten nicht eher bemerkte, als bis dieser dicht vor ihm stand, mit betrübter Miene das schuldlose Opfer betrachtend.

„Wie sehr," sagte Tiber, „beklage ich den unglücklichen Jüngling Adonis, den ein Eber tödtet! Er stirbt wie eine Blume, die kaum entfaltet, schon entblättert wird; aber — die Thränen der schönsten Göttin fließen ihm!"

Der Tribun heftete einen Blick voll Mitleid auf den Knaben und sagte: „Auch Dir, holde Knospe der Mensch-

heit, droht ein Eber den Tod, in der Morgenröthe des Lebens, und vergebens wird die Göttin Roma Dich beweinen!"

„Ich fasse den Sinn Deiner Worte nicht, sagte Tiber, aber Deine Mienen verkünden etwas Unerfreuliches."

Tribun. Du sollst sterben!

Tiberius. Des Menschen Leben oder Tod hängt vom Willen der Götter ab.

Tribun. O daß es so wäre! Leider aber gebietet Caligula das, was kein Gott verhängt.

Tiberius. Caligula will, daß ich sterbe? Warum will er es?

Tribun. Weil er Dich haßt!

Tiberius. Er, den ich liebe?

Tribun. Weil er Dich fürchtet.

Tiberius. Der Mächtigste den Ohnmächtigen? Was kann er von mir befürchten?

Tribun. Daß Du ihm Leben und Thron rauben willst.

Tiberius. Ich liebe das Leben und gönne es Jedem. Ein Blumenhügel gilt mir mehr als ein Thron. Ich will ihn bitten, mir das Leben zu schenken. Ich eile, seine Füße zu umschlingen.

Tribun. Du darfst dieses Gemach nicht verlassen. Deine Augenblicke sind gezählt. Du mußt sterben. Caligula erwartet von mir die Kunde Deines Todes.

Tiberius. Und ich lebe so gerne!

Der gerührte Tribun sah ein, daß er sich, um den Auftrag zu vollziehen, Gewalt anthun müsse. Er legte seine

Mienen in düstere Falten und sagte mit hartem, strengen Ton: „Keine Widerrede! Hier ist mein Schwert; tödte Dich selbst!"

Tiberius. Ich soll mich selbst tödten? Wie soll ich es thun? Ich will gehorchen, damit Caligula mir nicht zürnt; aber ich habe nie ein Schwert in den Händen gehabt, ich habe nie eine Hinrichtung, nicht einmal einen Kampf der Fechter gesehen; ich scheue alles Blutvergießen, ich kann keine Taube tödten. Ich zittere vor dem Gedanken.

Tribun. Und dennoch mußt Du Dich selbst tödten. Caligula befiehlt es.

Tiberius. Warum befiehlt er es?

Tribun. Weil er es ungebührlich findet, daß die Hand eines Geringen das Blut eines ihm so nahe verwandten Wesens vergieße.

Tiberius. Habe Mitleid, guter Mann! Tödte Du mich! Ich bitte Dich auf meinen Knien.

Indem der Tribun, in seinem Innersten erschüttert, die Gewährung der Bitte mit scheinbarer Härte zürnend verweigerte und ausrief: „Trotzest Du dem Befehle, so stirbst Du dennoch, und auch mein Leben ist verwirkt!" zog Tiber den Vorhang der Thüröffnung zurück, rief die Sclaven im Vorgemache, ergriff weinend das Schwert, hielt es den Eintretenden hin und beschwor sie, ihn zu tödten. Als auch diese sich schreckenbleich und keines Wortes mächtig, zurückzogen, bat der Knabe, das seiner schwachen Hand entfallene Schwert vom Boden aufhebend, den Tribun, ihm die Stelle am Leibe zu zeigen, in welche er das Schwert

senken sollte, damit die Wunde so tödtlich würde, um seinem Leben und seinem Unglück sogleich ein Ende zu machen. In diesem Augenblicke erschien Ahasver am Eingange. Tiber erschrack und floh vor der Schreckgestalt. Ahasver sagte: „Bin ich auch ein böser Geist mir selbst und der Welt, Dir will ich es nicht sein. Was diese Dir versagen, ich will es Dir gewähren. Das Unmögliche verlangen sie von Dir. Wie soll dem schwachen Arm die Kraft werden, den gewichtigen Stahl in die Brust zu stoßen? Todesmarter ist schrecklicher als der Tod selbst. Komm, Unglücklicher, dessen Leiden selbst den Mann mit dem Herzen von Stein rühren! Indem ich Dich tödte, ende ich Deine Qual, und genieße zugleich die Lust des Mordes."

Tiber betrachtete den Mann, der ihm vor wenig Minuten Schrecken und Abscheu erregt hatte, jetzt mit wehmüthigem Lächeln. Ahasver zog ihn an sich, und nahm das Schwert. Der Tribun riß den Knaben weg und rief: „Entweiche, Unhold! Caligula befahl, daß der Knabe sich selbst tödte. Wer wagt es, dem Befehl des Herrschers entgegen zu handeln?"

„Ich! donnerte Ahasver's furchtbare Stimme. Ich wage es, ich, der dem Cäsar trotzt, und aller Welt."

Er stieß den Tribun zurück, der taumelnd zu Boden stürzte. Ahasver hob nun den Knaben empor, legte ihn auf den linken Arm, und senkte mit der Rechten den Stahl sanft in das junge Herz.

Tiber stieß einen leisen Klagelaut aus, athmete schwer auf und mit dem letzten Seufzer entquoll das edle reine

Blut der gehobenen Brust, auf welcher die, durch das Fenster einfallenden Sonnenstrahlen wie verklärend ruhten.

Ahasver legte die Leiche auf ein Ruhebett und sagte mit dumpfem Ton: „Der Ruhelose hat Dich in den Hafen der Ruhe eingeführt. War das nun eine böse oder eine gute That? Du aber, Caligula, höre nicht auf, zu fürchten! Denn nicht ein solches himmelreines Wesen wird Dir den Thron rauben; stürzen wird Dich Deine eigene Verworfenheit! — Nun erhebe Dich, Sclave, und bringe Deinem Gebieter die Kunde!“ — Der zu Boden geschleuderte, schwer verletzte Tribun vermochte es, ungeachtet aller Anstrengung nicht, sich zu erheben: „Bleibe denn, und erhole Dich!“ sagte Ahasver, dem empor Schauenden in's Angesicht grinsend. Er nahm die Leiche vom Ruhebett, legte sie auf seinen linken Arm, bedeckte sie mit dem dunkelgrauen Mantel, und verließ das Gemach.

VIII.

Thier- und Menschenkampf.

Caligula hatte sich indeß in eine Säulenhalle begeben, die Rückkehr der beiden Todesboten zu erspähen. Statt der mit Ungeduld Erwarteten trat Ahasver unerwartet ein. Caligula rief ihm entgegen: „Zurück! Ich will allein sein.“ — Ahasver erwiederte: „Das sollst Du nicht, denn ich bringe Dir Gesellschaft und erwünschte Todeskunde.“ — Caligula fragte: „Wo sind meine Tribu-

nen?" — Ahasver sagte lächelnd: „Der Eine ist todt, der Andere lahm. Erlaube mir, ihre Stelle zu vertreten, und Deine Neugier zu befriedigen! Höre denn! Als Dein edler Schwiegervater und Frevelgenosse beim Morde des alten Tiber, Deinen Befehl vernahm, ergriff er das ihm zugesendete goldene Schermesser, stürzte auf den Tribun, beugte ihm den Kopf zurück, und zerschnitt ihm die hervorgetriebene Kehle; dann zog er sein Schwert aus der Scheide und rief: „„Euch, ihr Todesgötter! weihe ich Caligula's Haupt!"" — Mit diesen Worten der Verwünschung stieß er sich den Stahl in die Brust. Und so hast Du jetzt nicht mehr ihn zu fürchten, sondern seinen Fluch und die Todesgötter und Dich selbst." —

Caligula sagte spöttelnd: „Erzähle weiter!" Ahasver fuhr fort: „Hier bringe ich Dir einen Gesellschafter, zwar einen stummen, dessen Beredsamkeit aber dennoch eine furchtbare ist." — Er schlug den Mantel zurück, hielt ihm die Leiche des Knaben vor die Augen, und erzählte, wie er starb.

Caligula stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und stürzte fort wie ein Rasender.

Ahasver rief ihm nach: „Mit dieser Leiche schreite ich durch alle Straßen. Rom sehe und höre!" —

Caligula, im Aufruhr seiner Sinne wild umhergetrieben, stürmte durch alle Gemächer und Hallen des Palastes; dann ließ er Einen der Aufseher des großen Circus zu sich rufen, und befahl ihm, sogleich einen Kampf der wilden Thiere abzuhalten; denn er glaubte, nur ein solcher Anblick

vermöge ihn jetzt zu betäuben oder zu zerstreuen. Er wollte den Schrecken seines Innern mildern durch das Gräßliche des Aeußern; aber das schöne Bild der Leiche ward ihm zu einer verfolgenden Eumenide.

In solcher Stimmung trat er in den großen Circus, und nahm seinen Platz auf der Tribune ein. Die Arena belebte sich. Ein Löwe von ungeheurer Größe durchschritt majestätisch die Sandwüste. Er schüttelte die goldgelben Mähnen, hielt den Kopf nieder, brüllte gegen den Boden, wodurch das dumpfe Getöse verstärkt wurde, und legte sich dann, stolz und trotzig umherblickend. Tiger und Panther sprangen, von wilder Blutgier schnaubend, mit tollen Geberden durch einander. Ungestalte zottige Bären zeigten sich in Menge; einige trabten brummend umher, andere stellten sich spähend auf die Hinterfüße. Luchse, in schöngeflecktem Felle glänzend, suchten die höheren Punkte zu gewinnen, von welchen sie mit dem Scharfblick ihrer leuchtenden Augen auf das Getümmel mit der Lust des Blutsaugens herabschauten. Ekelhafte Hyänen zogen winselnd und heulend umher. Wölfe sprangen mit gellendem Gebelfer scheu und doch grimmig unter die Menge, und grunzende Eber schoßen wie Pfeile mitten durch.

Caligula ergetzte sich lange an dem häßlichen Anblick. Ahasver trat zu ihm und fragte, ob es dem großen Cäsar etwa beliebe, die Leiche des jungen Tiber den wilden Bestien vorwerfen zu lassen. Caligula stampfte mit dem Fuße und schrie: „Verbrecher schleppt herbei zum Kampfe mit den Bestien!“ —

Ahasver erwiederte: „In diesem Augenblicke hat Dein glückliches Rom keine sogenannten, von Deiner Weisheit und Gerechtigkeit zum Tode verurtheilten Verbrecher; aber — welcher Mensch darf von sich rühmen, daß er schuldlos sei? Keiner! Weder der Greis noch das Kind; weder der Cäsar noch der Letzte seiner Sclaven! Selbst Deine Götter nicht! Verbrecher siehst Du, wohin Du blickest!" —

„Geist der Hölle! sagte Caligula, Du sprichst wahr. Verbrecher sind sie Alle! Ich will den Staat befreien von Bösewichtern, die ihm zur Last fallen. Lasse hundert derjenigen, die als Zuschauer herkamen, von meiner Leibwache ergreifen, ohne Wahl, ohne Unterschied! Führt sie auf die Arena zum Kampfe! Da mögen sie vor meinen Augen ihren Muth beweisen! Ergreift Diese oder Jene, wie's kommt! Verbrecher sind sie Alle!" —

Ahasver eilte, den Befehl zu vollziehen. Schon erscholl Geschrei von allen Seiten, Fluch und Wehklage, und Menschen standen — zitternd, ächzend, todtenbleich — unter den reißenden Thieren, deren Wuth und Blutdurst in diesem Augenblick erwachte.

Unter allen Anwesenden vom höheren Range, die solche Gräuel mit feigem Schweigen geschehen ließen, befand sich nur ein einziger Mann von Muth, der Senator Caninius Julus. Er trat vor den Herrscher und sprach: „Bei allen Göttern beschwöre ich Dich: widerrufe den unmenschlichen Befehl! Das Blut der Schuldlosen wird um Rache schreien, und die strafende Nemesis wird Dein Haupt dem Hasse und

dem Verderben weihen! Allgewaltiger Herrscher! vergiß nicht, daß Du Mensch bist unter den Menschen! Vergiß nicht, daß Du der Vater, nicht der Henker Deiner Unterthanen bist! Gedenke der Gegenwart, aus deren Schooß der Donnerkeil blutiger Vergeltung Dich treffen wird! Vergiß nicht der Zukunft, deren Urtheil Deinen Namen für alle Zeiten brandmarken wird! Hörst Du das Wehgeschrei der Schlachtopfer, die unter den zerfleischenden Zähnen und Krallen der wilden Thiere bluten? Schone! Hemme die Grausamkeit eines unseligen Augenblicks — und fühle die Wohlthat, vergöttert zu werden für eine Regung des Mitleids!" —

Caligula hörte den heiligen Eifer des Sprechenden ohne eine Miene zu ändern; aber der Basiliskenblick verkündete, was er dachte. Nach einer Pause sagte er dann mit größter Ruhe zu dem Senator: „Caligula widerruft nie, was er einmal befohlen hat. Verbrecher sind sie Alle — wie Du selbst! Der Mund des Verwegenen muß verstummen! Geh heim, und erwarte Dein Urtheil!" — Der Senator beugte sich mit den Worten:

„Caninius dankt dem Cäsar für diese Gnade!" — Er ging.

Kaum in seiner Wohnung angelangt, setzte er sich in der ihm eigenen Gemüthsruhe mit seinem Freunde Septimius zum Kriegsspiel. Auf dem Tische lag die viereckige, durch zwölf Linien abgetheilte Tafel mit dreißig Steinen, ein Theil derselben von Gold, ein Theil von Silber, ein Theil von Kristall; sie stellten Könige, Anführer und gemeine Sol-

daten vor. Das Spiel selbst bildete eine Schlacht. Septimius schlug dem Gegner die meisten Steine aus dem Felde. Caninius, schon auf dem Punkte, die Schlacht zu verlieren, sagte lächelnd: „Ein tapferer Krieger pflegt mit der Schlacht auch sein Leben zu verlieren, wenn er sein Vaterland verloren sieht.“ —

Indem Caninius diese Worte sprach, traten zwei Centurione*) der kaiserlichen Leibwache in das Gemach. Einer derselben näherte sich dem Senator mit Ehrfurcht und sagte: „Dein Todesurtheil Dir anzukünden, sind wir hier; es zu vollziehen, harrt der Henker Deiner in der Vorhalle.“ — Septimius sprang auf und rief zürnend: „Wie! Euch, Krieger, Männer der Ehre! — Euch folgt der Henker?“ — Der Centurio erwiederte: „Menschen sind in der Hand des Schicksals, was diese Steine in der Deinigen sind.“ —

Caninius sagte mit heiterer Ruhe: „Zürne ihnen nicht! Sie thun ihre Pflicht; das entehrt sie nicht. In einer Zeit wie diese, wird das Leben jedem Besseren zur Last. Sinke der Leib! Unsterblich ist die Seele! Einen Wunsch nur hege ich, scheidend von Raum und Zeit, den Wunsch, die Seligkeit der Geister jenseits des Grabes Dir verkünden zu dürfen, und zu erfahren, daß meine zu Caligula gesprochenen Worte, die mir den Tod brachten, den Römern Glück und Segen bringen mögen. Er, der mich von der Richtigkeit

*) Hauptleute.

des irdischen Daseins befreien soll — er trete nun ein! Ich bin bereit!" —

Caninius umarmte seinen Freund, setzte sich und bot dem Henker, der den Block mit der Miene von Verwunderung und Erwartung und mit dem ihm möglichen Anstande schweigend vor sich hinstellte, ohne eine Spur von Beängstigung das Haupt.

VIII.

Das verschmähte Diadem.

Caligula hatte sich lange an dem gräßlichen Schauspiele in erbarmungsloser Aufregung ergetzt. Er sah, wie die menschlichen Schlachtopfer von den Bestien zerrissen und verzehrt wurden, wie ihr Blut über den Sandboden der Arena hinfloß; er hörte den Wehruf der Leidenden, das Stöhnen und Röcheln der Sterbenden. Die Grausamkeit aller wilden Thiere schien sich in ihm zu vereinigen und von ihm sich selbst den Zuschauern mitzutheilen, deren größerer Theil jedoch seine Aufmerksamkeit mehr auf den Cäsar als auf den Kampfplatz wendete.

Ahasver schritt wie ein Geist des Verderbens unter den grimmigen Ungeheuern umher, deren keines, obschon von Wuth und Blutdurst getrieben, sich ihm zu nähern wagte.

Während Caligula auf das Morden und Zerfleischen hinstarrte, drang ihm ein abscheuliches Hohngelächter ins

Ohr. Neben ihm stand Ahasver, und sagte mit hohler Stimme und durchbohrendem Blick: „Morden können und morden sehen, — das labt die Seele! Selbst Deinen Höllengöttern wird ein solches Schauspiel nicht zu Theil. Welche Freude gewährt das Bewußtsein, der Urheber zahlloser Leiden zu sein! Heil dem großen Cäsar, der selbst mich an Menschenhaß übertrifft! Ohne Herz — und solche Macht dabei!" —

Caligula schien jetzt aus einem fürchterlichen Traum zu erwachen. Plötzlicher Schauder durchdrang ihn. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, rief: „Fluch den Elenden, die sich so morden lassen!" und stürzte aus dem Circus hinaus.

Als er, ohne sich dessen bewußt zu sein, im Palast angelangt und in sein Schlafgemach gekommen war, warf er sich auf das Ruhebett.

Nachdem er kurze Zeit stumm und starr da gelegen war, begann Fieberfrost seine Glieder zu schütteln. Er stieß einen durchdringenden Schrei aus; das Gehirn hatte sich entzündet. Leibwache und Sclaven eilten in's Gemach. Er kannte sie nicht. Schreckbilder bemächtigten sich der zerrütteten Phantasie des Bewußtlosen. Aus den einzelnen Worten und Tönen, die er ausstieß, sah man, daß er jeden Augenblick ein anderes Wesen zu sein glaubte. Jetzt röchelte er wie ein Sterbender; jetzt brüllte er wie ein Löwe; dann ächzte er, von Tiber's Schatten verfolgt; dann stieß er Flüche aus gegen Ahasver, den Furchtbaren; dann schlürfte er einen Liebestrank, und flüsterte glühende Worte von Leiden-

schaft aufgeregter Sinnlichkeit zur geliebten Cäsonia, worauf er in gewaltigen Aufruhr gerieth, mit einem Tiger zu kämpfen glaubte, und Jeden, der sich ihm näherte, mit ungewohnter Kraft zu Boden warf.

Es gelang den Aerzten, durch Anwendung der kräftigsten Mittel die Gehirnentzündung zu heben; ihr folgte aber ein viel größeres Uebel, ein wilder Wahnsinn, der zahlloses Unheil über das in seine Schmach immer tiefer versinkende Rom verbreitete. Caligula gerieth jetzt neuerdings wieder auf den Gedanken, seine Krankheit sei die Folge des von der leidenschaftlichen Cäsonia ihm beigebrachten Liebestrankes. Er beschloß ihren Tod. Sie entfloh, und hielt sich auf der entlegenen Villa einer Freundin verborgen.

Ein großer Theil der Senatoren und Ritter versammelte sich in der Ahnenhalle des Palastes, um dem Imperator ihre Glückwünsche zu seiner Genesung darzubringen. Er empfing sie mit finsterer Miene, und entließ sie mit den Worten: „Geht und opfert den Göttern, die mich, ihren Liebling, zu Eurem Wohl erhielten!“ — Indem die Versammelten sich mit diesem Auftrage entfernen wollten, traten zwei Männer aus ihrer Mitte vor: der Senator Sextus Pacuvius und der Ritter Atanius Secundus. Der Erstere meldete mit kriechender Demuth, aber mit schwülstigen Worten, er habe bei den Göttern des Olympos und des Orcus gelobt, sein Leben für die Genesung des Imperators zu opfern; der Zweite betheuerte, er habe für den Fall der glücklichen Herstellung des geliebten Herrschers sich die Verpflichtung aufgelegt, mit den Gladiatoren im großen Circus

zu kämpfen. Die beiden Schmeichler erwarteten nun, für die gezeigte Bereitwilligkeit zur Aufopferung ihres Lebens für die Erhaltung des seinigen, Lob und Belohnung; Caligula sagte aber nach langem Schweigen: „Ich habe die Sache wohl überdacht. Preisen muß ich Euren heroischen Edelmuth allerdings, ihn zu belohnen bin ich aber zu schwach. Das können nur die Götter! Vernehmt denn, was recht und billig, und zugleich solcher Herren würdig ist! Ihr habt feierlich gelobt, Euch zu opfern; Gelübde muß man aber erfüllen, um nicht einen Meineid zu begehen. Vollzieht denn, was Ihr gelobt!" —

Zwei Tribune erhielten den Auftrag, die zitternden Schmeichler fortzuführen, und sie zur Erfüllung ihrer Gelübde zu verhalten.

Seit dem Augenblick, da er die Cäsonia als Stifterin seiner Krankheit neuerdings haßte und verfolgte, lebte nur ein Wesen, das er liebte: seine älteste Schwester Drusilla, deren sanftes Wesen voll zärtlicher Hingebung den heftigen Bruder so bezauberte, daß er jeden ihrer Wünsche zuvorkommend erfüllte, während seine Neigung gegen die zwei jüngeren Schwestern, die gleichgültige Agrippina und die stolze Livilla, mit jedem Tage mehr erkaltete. Am Geburtstage der Drusilla, der zugleich ihr Vermählungstag mit dem Consul Lepidus war, ließ er ihr Bildniß auf einem von Elephanten gezogenen Wagen durch die Stadt herumfahren, und gab dem Volke durch drei Tage große Spiele, wobei er sie, den Gesetzen trotzend, zu seiner Thronfolgerin erklärte,

Als sie kurze Zeit nach ihrer Vermählung starb, ordnete er eine allgemeine Trauer an, und verbot allen Bewohnern Rom's, während dieser Zeit zu lachen, öffentliche Bäder zu besuchen und festliche Mahlzeiten, selbst in den Familienkreisen, zu halten. Er ließ ihr einen eigenen Tempel erbauen, und in demselben ihr Bildniß von Gold als Göttin Panthea aufstellen. Er selbst schwor nun öffentlich bei seiner vergötterten Drusilla. Sogleich fand sich auch, um den römischen Pöbel ganz zu verblüffen, ein schamloser Schmeichler, der Senator Livius, welcher vor allem Volke beschwor, er habe bei vollem Bewußtsein mit seinen eigenen Augen die Verklärte zum Olymp aufschweben, und als Göttin von allen Göttern und Göttinnen aufgenommen gesehen. Er fügte bei: „Fluch möge ihn und seine Kinder treffen, wenn er nicht die reine Wahrheit spreche!" — Eine beträchtliche Summe belohnte den Lügner, der die gläubige Menge bethörte. Caligula reichte ihm die Summe mit den Worten: „Dem furchtbaren Eide eines solchen Ehrenmannes muß Jeder glauben, der die Götter fürchtet, mit denen ich nun durch Drusilla verwandt bin." —

Caligula blieb seiner Eigenheit, Alles zu übertreiben, auch jetzt getreu. Die beiden Schwestern Agrippina und Livilla wurden ihm verhaßt; er wollte sie nicht mehr sehen, und verbannte sie auf die Insel Pontia mit der Drohung, daß es für die gegen seinen Willen nach Rom Zurückkehrenden außer der Verbannungsinsel auch noch Schwerter gebe.

Er beschloß nun, von einem Aeußersten zum Andern überspringend, der bezaubernden Cäsonia zum Trotz, sich zu

vermählen. Um die Schönsten unter Rom's Schönen kennen zu lernen und eine Auswahl treffen zu können, veranstaltete er ein großes Festgelag, zu dem viele der Edelsten Rom's mit ihren Gattinnen geladen wurden. Dabei wollte er aber auch die bösen Gelüste seiner wahnsinnigen Grausamkeit befriedigen. Einige Senatoren und Ritter mußten, als Sclaven gekleidet und geschürzt, aufwarten; Andere, die er vor wenigen Tagen hatte tödten lassen, wurden als noch Lebende zur Tafel geladen, und als man ihm bemerkte, sie seien gewesen, vernahm er die Kunde mit scheinbarer Verwunderung, und beklagte die unglücklichen Selbstmörder. Den Sohn des Senators Cassius Capito ließ Caligula am Morgen dieses Festtages blos deshalb, weil er einige Aehnlichkeit mit dem jungen Tiber hatte, hinrichten, und Capito mußte bei der Hinrichtung gegenwärtig sein. Als der unglückliche Vater um die einzige Gnade bat, die Augen dabei zudrücken zu dürfen, erwiederte Caligula lächelnd: „Jetzt nicht, — doch vielleicht bald für ewig! Du sollst aber für Deinen Schmerz durch die Ehre, noch heute ein Gast bei meinem Festmahle zu sein, reichlich entschädigt werden.“ —

Der Greis mußte wirklich bei dem fröhlichen Gelage, wie vor wenig Stunden bei der Hinrichtung, gegenwärtig sein. Caligula nöthigte ihn zum Essen und Trinken, überhäufte ihn mit Scherzreden, und ermahnte den Tiefgebeugten, sich als Mann zu zeigen, der den Schmerz durch die Seelenstärke der stoischen Philosophie zu besiegen wisse. Bald aber erweckte ein anderer Gegenstand Caligula's volle Aufmerksamkeit.

Unter den Gästen befand sich auch der Prätor Lucius Piso und seine Gattin Orestilla, mit der er sich erst vor kurzem vermählt hatte. Als Caligula die reizende Frau in ihrer liebenswürdigen Anmuth erblickte, von deren Besitz sie selbst nichts zu wissen schien, konnte er seine Augen nicht mehr von ihr abwenden. Das Ehepaar, welches nur in und für einander zu leben gewohnt war, bemerkte weder Caligula's auflodernde Begier, noch die ihnen drohende Gefahr. Sie sprachen zärtlich und leise zusammen, wenig Antheil an der Pracht des Festes nehmend. Plötzlich rief Caligula dem Gatten mit zürnender Stimme zu: „Frevler! Du wagst es, beim Hochzeitschmause vor den Augen aller Gäste mit meiner Gemahlin zu buhlen?" —

Piso erschrack zuerst vor diesem plötzlichen Zuruf, nahm aber, als er die Fassung gewonnen hatte, das Ganze für einen unzarten Scherz, und erwiederte lächelnd: „Wie kam ich doch zu dem Irrthume, Deine Gemahlin für die meinige zu halten!" — Caligula sagte aber: „Irren ist menschlich, den Irrenden auf den Weg der Wahrheit führen — göttlich!" —

Caligula stand auf, und ging mit trotzigem Stolz zu Piso und Orestilla. Die erstaunten Gäste schienen Marmorgruppen zu sein. Tiefes Schweigen herrschte im Saal; Caligula aber blickte die erröthende Frau mit lüsternem Lächeln an: „Du bist eines Gatten von höherm Range würdig. Ich erhebe Dich aus Deiner Niedrigkeit zu meiner Höhe. Du bist mein, so wie Rom mein und das Eigenthum Aller das meinige ist." —

Er nahm den Kranz von Orestilla's gescheiteltem goldblonden Haupthaar, warf ihn zu Boden, und sagte: „Herab mit dem nichtigen Geschmeide von dem schönen Haupte, welches nur ein Diadem schmücken darf." — Er umschlang Orestillen mit beiden Armen, hob sie vom Ruhebett empor, führte die sich Sträubende mit Gewalt fort, während Sclaven auf seinen Wink den ringenden Prätor festhielten, und sagte zu den Gästen: „So errang sich Romulus bei dem Sabiner-Frauenraube die schönste von Allen, die göttliche Hersilia. Piso! Du bist frei. Die Tafel ist aufgehoben."

Piso, von den Sclaven gewaltsam fortgeführt, rief den steinernen Gästen zu: „Und nicht eine Hand regt sich, Recht und Ehre zu schützen? So tief konnte Tyrannei den Muth der einst so hochherzigen Römer erniedrigen?" —

Die Erniedrigten verließen schweigend den Saal.

Der geraubten Orestilla wurden die prächtig verzierten Gemächer, welche Caligula's Schwester bewohnt hatte, zu ihrem glänzenden Gefängnisse angewiesen, wo sie von zahlreichen Sclavinnen bedient und von Sclaven bewacht wurde. Caligula hatte sie hier noch am Abende des festlichen Tages besucht, und erklärt, seine Huld wolle ihr freistellen, einen der nächstfolgenden Tage zur Vermählungsfeier zu bestimmen. Orestilla erwiederte, nach dem Gesetze des Romulus sei nur dem Manne das Recht gestattet, die Ehe aufzuheben. Ihr Gatte werde aber nie zu einer Ehescheidung seine Einwilligung geben; sie sei und bleibe also sein

Weib und keine Macht der Erde vermöge sie von ihm zu trennen."

„Auch der Tod nicht?" fragte Caligula. „Soll Piso leben oder sterben? Von Dir hängt es ab." — „Und welches Verbrechens könntest Du ihn beschuldigen?" fragte Orestilla todtenbleich und zitternd.

„Daß er es wagt, der Gatte derjenigen sein zu wollen, die ich zur Gemahlin erkoren habe;" erwiederte Caligula, sie umschlingend, „und die keine Macht der Erde mir zu entreißen vermag."

„Auch der Tod der Gattin nicht?" fragte nun auch Orestilla. „Hättest Du je die Macht edler, treuer Liebe gekannt, so würdest Du wissen, daß sie fähig ist, jedes Opfer zu bringen, und freudig dem Geliebten in das Grab zu folgen. Trotz allen Mitteln, die der Macht und der List zu Gebote stehen, wirst Du es nicht vermögen, meinen Tod und die Vereinigung mit meinem Gatten auch nur einen Augenblick zu hindern. Gib mich frei! wo nicht, so werde dieses Gemach mein Grabmahl, und das Denkmahl Deiner ewigen Schande!"

Caligula versuchte Bitten, Drohungen und die ihm mögliche Zärtlichkeit zudringlicher Schmeichelei. Orestilla, im ersten Moment des Besuches verzagt im Gefühl ihrer Hülflosigkeit, gewann mit jedem Augenblicke mehr Selbstvertrauen und Muth. Caligula, dem dieser feste Sinn eine fremde Erscheinung war, versuchte nun das letzte, auf weibliche Eitelkeit berechnete Mittel; er nahm das Diadem von seinem Haupte, setzte es auf Orestillens Stirne, führte sie

zu einem Silberspiegel, und begrüßte sie als Göttin der Schönheit und Gemahlin des Herrschers im Römerreiche. Orestilla's Antlitz von plötzlicher Glut überflogen, ward im nächsten Augenblick von einer Todesblässe überzogen, vor welcher selbst Caligula erschrack. In ihrem Auge bildete sich eine Thränenperle, die, als könne sie sich von dem Himmel ihres Aufenthalts nicht trennen, ohne über die Wange herabzugleiten, am Lichtquell verweilte. Die verstörten Mienen ihres Gesichtes erblickend, flüsterte die Dulderin mit matter Stimme: „Eine geschmückte Leiche! O könntest Du, so wie ich, im Silberspiegel die Todesbraut erblicken, und im Spiegel meines Angesichtes die Leiden meiner Seele sehen!"

Sie nahm das Diadem vom Haupte, reichte es dem Cäsar und sank besinnungslos zu Boden. Caligula stand schweigend vor der Gesunkenen und sagte leise vor sich hin: „Selbst im Tode wäre sie noch schön!" — Er beugte sich, um sie in seine Arme aufzunehmen, erhob sich aber schnell wieder, da der Schatten eines störenden Wesens ihn blendete.

Vor ihm stand Cäsonia, die, kaum erkannt, den Geblendeten sogleich auch verblendete; er suchte aber den Eindruck, den sie auf ihn machte, zu bemächtigen, und rief ihr zürnend entgegen: „Dem Henkersbeil verfallene Verbrecherin! Du selbst gehst dem verdienten Tode entgegen?"

Cäsonia beschränkte die Macht des Zaubers, welchen sie auf Caligula ausübte, nicht blos auf den Liebestrank; sie gründete dieselbe mehr noch auf die übrigen, ihr eigenen Reize und Künste. Erfahren in allen, einem verbuhlten

Weibe zu Gebote stehenden Mitteln, war sie zugleich klug, listig und herrschsüchtig. Sie kannte nur die Leidenschaft der Liebe, nicht die Liebe selbst, und wagte, unternehmend und kühn, Alles um denjenigen, für welchen sie entbrannte, an sich zu ziehen und festzuhalten, wohl berechnend, wie viel schwerer das Letztere sei als das Erstere. Eine glühende Phantasie und ein heftiges Temperament beherrschten sie, wie Wind und Wellen das über die See hinfliegende Schiff. Cäsonia besaß weder die eigentliche herzgewinnende Schönheit, noch die lieblichen Blüten bereits verblaßter Jugend; diesen Mangel aber, dessen sie selbst sich bewußt war, bald zu verbergen, bald zu vergüten, — dahin ging ihr ganzes rastloses Bestreben. Die schlanke Fülle ihrer Gestalt, die Anmuth jeder Bewegung, der Wohlklang der Stimme, und das zündende Feuer, aus der Nacht der Augensterne hervorsprühend, verfehlten ihre Wirkung nie. Dabei wußte sie heitere Laune mit rührender Schwermuth, kindliche Geschwätzigkeit mit sinnigem Ernst zu verschmelzen, und zu rechter Zeit schüchtern oder muthwillig, zärtlich sanft oder liebeglühend, zurückhaltend oder hingebend, und durch dieses Benehmen beinahe unwiderstehlich zu sein. Das Gegentheil von ihr an Leib und Seele war Orestilla, die jetzt besinnungslos auf dem Boden lag, gleich einem Genius, der aus einer höhern Region zur Erde herabgekommen war, dessen ätherische Hülle aber dem schwerlastenden Drucke der irdischen Atmosphäre erlag. Ihre edelzarte Gestalt schien jeden Augenblick vom Boden emporschweben zu wollen, und selbst aus den scheinbar leblosen Zügen des leichenblassen

Gesichtes leuchtete noch der Glanz einer Seele hervor, in der, wie mit Mondstrahlen geschrieben, zu lesen war: „Die Heiligkeit edler Liebe schafft das Glück des Erden-Lebens und die Seligkeit jenseits des Grabes!"

Caligula's Blicke irrten zwischen den beiden weiblichen Gestalten lange umher, ohne daß er einen Entschluß zu fassen vermochte.

Endlich siegte die irdische Natur über die bessere, deren Lichtstrahl selbst das gefühllose Herz und die von Leidenschaft verdunkelte Seele des entwürdigten Menschen manchmal durchzuckt, aber sogleich wieder erlischt. Er konnte seine Augen von Cäsonia nicht mehr wegwenden. Sie fühlte, der Augenblick ihres Sieges sei nahe, spielte eben deshalb die Hoffnungslose, zwang erheuchelte Thränen, die ihr stets zu Diensten standen, über die bald erglühenden, bald erblassenden Wangen zu gleiten, und gab sich die Miene, als wolle sie das Gemach verlassen, und der glücklichen Nebenbuhlerin weichen. Da riß Caligula die Zauberin an sich, umschlang sie mit beiden Armen, drückte sie heftig an sich, überhäufte die sich Sträubende mit Küssen, und rief: „Vergessen sei Alles! Und hättest Du selbst ein Verbrechen an mir begangen, — ich verzeihe Dir, schöne Verbrecherin aus Liebe! Ein Leben süßen Wahnsinns an Deiner Seite ist ein Glück, um welches selbst die Götter mich beneiden müssen. Wir Beide sind uns die Welt. Theile mit mir meinen Thron! Mein Reich sei Deine Morgengabe! — Er hob das Diadem, welches Orestilla verschmäht hatte, vom Boden auf, und setzte es auf Cäsonia's Haupt.

Sie schien sprechen zu wollen, aber im Drange übermäßiger Empfindungen keines Wortes mächtig zu sein. Caligula betrachtete sie mit Entzücken und sagte: „Wer Zeuge dieses Verstummens ist, möchte glauben die Liebe könne nur mit den Augen reden, weil keine Worte sie auszusprechen vermögen; wer aber Deine holde Stimme hört, dem vereinigt sich die Liebe mit dem Zauber der lieblichsten Musik. O Dein Verstummen ist die höchste Beredsamkeit, und wenn Du sprichst, horcht Dir das verstummende Entzücken!“

Caligula, der sich selbst als Redner hoch stellte, würde in dieser Weise als Lobredner der Liebe, die er nicht fühlte, noch lange fortgefahren haben, hätte ihn nicht Cäsonia, die plötzlich wie aus einem Traume zu erwachen schien, unterbrochen mit den Worten: „Erkennest Du nun die Größe meiner Liebe, die nicht nur das wagte, was Du ein Verbrechen nanntest, sondern selbst den ihr drohenden Tod nicht scheute? Es ist mir gelungen, Dir zu beweisen, wie sehr ich Dich liebe; — ich trete nun mit diesem tröstlichen Bewußtsein anspruchlos zurück. Lebe wohl — und sei glücklich ohne mich!“

„Morgen die Vermählungsfeier!“ rief Caligula.

Orestilla, die indeß aus ihrer Ohnmacht erwacht war, und den Zusammenhang des Ganzen durchschaut hatte, erhob sich, trat vor die einander umschlungen Haltenden und sagte mit flehender leiser Stimme: „Und mein Schicksal?“

Die Störung entflammte Caligula's Zorn, und er donnerte ihr, mit dem schnellsten Uebergang vom Liebestaumel

zur Grausamkeit, entgegen: „Treue Gattin! bringe dem Geliebten mein Todesurtheil! Dann sei Zeugin meiner Vermählung mit Cäsonia!"

Orestilla stürzte zu den Füßen der Braut und beschwor sie bei allen Göttern und mit den rührendsten Worten der Liebe und des Schmerzes, in diesem Augenblicke des höchsten Glückes die Begnadigung ihres Gatten zu erwirken. Cäsonia maß die Kniende mit den stolzen Blicken der Verachtung; plötzlich aber, ergriffen von dem Gedanken, wie schön der Schein edler Großmuth sie jetzt kleiden würde, wendete sie sich an Caligula und sagte schüchtern: „Dürfen diese Augen jetzt aussprechen, was die kühnsten Worte nicht zu bitten wagen?"

„Ich schenke Dir Piso's verwirktes Leben," erwiederte Caligula, und Cäsonia sagte: „Er sei Dein!" — Orestilla umschlang Cäsonia's Füße, sprang auf und flog, ohne ein Wort zu sprechen, aus dem Gemache.

Am nächsten Tage wurde die Vermählung gefeiert. Cäsonia wußte Caligula's Leidenschaft für sie mit jedem Tage zu steigern. Sie, die zwischen den stummen Wänden die Zauberin des Bezauberten, die Beherrscherin des Herrschers war, spielte im öffentlichen Leben die Bescheidene und die Freundin der Römer. Caligula, der nicht ohne sie leben konnte, ließ sie oft, als Amazone gekleidet, mit Helm und Schild neben sich reiten, und er jubelte mit, wenn das Volk ihr zujauchzte. Als ihm Cäsonia ein Mädchen gebar, gab er dem Töchterchen den Namen seiner geliebten Schwester Drusilla. Er nannte sie eine Gabe der mit ihm verwandten

Götter; er ließ die Neugeborene in den Tempeln aller Göttinnen herumtragen, und legte sie mit eigener Hand der Minerva und der Venus in den Schooß mit den Worten: „Euch, liebe Muhmen, übergebe ich sie zur Erziehung und Bildung. Sorgt dafür, daß sie der Mutter und dem Vater gleiche!"

Als die kleine Drusilla das erste Lebensjahr vollendet hatte, zeigte ihr wildes Wesen die unverkennbaren Spuren des väterlichen Temperamentes; sie zerkratzte mit den krallenartigen Fingern den mit ihr spielenden Kindern das Gesicht und die Augen. Als Caligula eines Tages selbst Zeuge einer solchen Scene war, nahm er, ganz entzückt, das Kind in seine Arme, küßte es und rief: „Liebenswürdige kleine Furie! Wie könnte ich zweifeln, daß Du mein echter Sprößling bist? — Er warf das Kind voll wilder Freude wie einen Ball in die Höhe, fing es mit beiden Armen auf, setzte sich, des Spieles bald wieder satt, zur geliebten Mutter auf das Ruhebett, umschlang und küßte sie, legte eine Hand auf ihren blendendweißen Nacken, bewunderte ihn mit Entzücken, brach aber laut auflachend, plötzlich in die Worte aus: „Weib! Du glänzendes Nichts! Du bist Alles, Alles — was der Mann Dich sein läßt, seine Göttin oder Sclavin. Dieser Hals zum Beispiel, — wie schön! Venus dürfte Dich beneiden; und doch — so reizend er ist, — ein Wink von mir, und das Beil trennt ihn vom Leibe!"

Cäsonia sank zitternd, und von Todesschauder ergriffen, auf das Ruhebett zurück, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, keines Wortes mächtig. Caligula lächelte

ruhig und betheuerte, um der Sache doch eine Wendung nach seiner Art zu geben, er wolle sie noch auf die Folter legen lassen, um nur zu ergründen, wie es denn geschehe, daß er sie so unsinnig, so grenzenlos lieben müsse."

IX.

Das Pferd als Consul.

Hatte Caligula einmal eine tolle Idee im Kopfe, so pflegte er sie gewöhnlich rasch auszuführen; an gräßlichen Scenen fand er Vergnügen. Der reizende Nacken, vom Beile bedroht, und ein schöner Leib auf der Folter, beschäftigte nun seine verwilderte Phantasie, und Cäsonia wäre der Gefahr kaum entgangen, hätte sich nicht plötzlich ein sehr heterogener Gegenstand seiner bemächtigt.

Sein Leibpferd Incitatus hatte in zwei großen Wettrennen den ersten Preis erhalten; es erschien ihm nun als das herrlichste und erste Wesen im ganzen Römerreiche. Er erklärte, ein solcher Renner übertreffe alle menschlichen Zeitgenossen, und die Nachwelt werde eher das siegreiche Rom, als den siegenden Incitatus vergessen, so wie er selbst über diesem Leibpferde Alles ringsumher vergaß. Die Folge dieses neuen Anfalls von Wahnsinn war, daß er dem gefeierten Rosse einen eigenen Palast erbauen ließ, in dem sich ein Stall von Marmor und eine Krippe von Elfenbein befand. Das Pferd wurde mit Purpurdecken bekleidet und erhielt ein goldenes Halsband mit Edelsteinen, Sclaven zur Bedienung

und eine eigene Leibwache. Sollte es zu einem Wettrennen gebraucht werden, so ließ er in der vorhergehenden Nacht allen Bewohnern der in der Nähe befindlichen Häuser bei schwerer Strafe die tiefste Stille gebieten, und Wachen mußten das Gebäude umgeben, damit das Götterpferd nicht in seiner Ruhe gestört werden konnte. Hatte Incitatus einen neuen Preis errungen, so veranstaltete Caligula ein großes Festmahl. Die im Namen des vierfüßigen Siegers geladenen Gäste mußten aus goldenen Pokalen auf des Siegers langes Leben und Wohlergehen trinken.

Bei einem solchem Festgelage waren auch die beiden Consuln gegenwärtig. Sie erhielten ihre sogenannten Ehrenplätze und zwar der Eine rechts, der Andere links neben dem zwischen ihnen stehenden Schimmel, welcher, prächtig geschmückt, von zwei Sclaven am goldenen Zügel gehalten und von mehreren bedient wurde, die ihm jedes Gericht zuerst vor die Nase hielten, und das verschmähte erst dann den beiden Consuln, endlich den übrigen Gästen reichten, die es nicht wagten, die Speise zu verschmähen.

Als das Gastmahl zu Ende ging, erklärte Caligula, der dem Pferde gegenüber saß, er vermöge die Gedanken dieses edlen Thieres in dessen klugen Augen zu lesen; er wolle sie den Gästen nun mittheilen, und zu diesem Zwecke eine Rede im Namen des göttlichen Incitatus halten.

Und er begann sogleich:

„Unbescheidenheit entstellt den Menschen; Bescheidenheit ziert das Roß; selbstsüchtig ist der Mensch, uneigennützig das Roß, unersättlich der Mensch, genügsam das Roß.

Unstät schwankt der Mensch in ewigem Widerspruch mit sich selbst; das Roß nur weiß, was es will und soll, und bleibt sich immer gleich. Unnatur behagt dem entarteten Menschen, das Roß bleibt der Natur getreu. Vor manchem Roß, besäße es die Fähigkeit zu sprechen, würde unser weiser Seneca verstummen. Wollte die Natur, daß ein Ranges-Unterschied bestehe zwischen dem Menschen und dem Rosse? Sie wollte es nicht. Den Beweis, daß Mensch und Roß Eines und Dasselbe sei, haben die Centauren und Centaurinnen geliefert, Geschöpfe halb Mensch, halb Roß. Ihr mögt hieraus erkennen, wie leicht aus einem Rosse ein Mensch, aus einem Menschen ein Roß werden kann. Der Roßmensch Chiron, unter den geistreichen Griechen durch seine Weisheit berühmt, war Erzieher der größten Heroen und Helden. Jason, Herkules, Achill, Aeskulap, Theseus und Ulysses waren stolz darauf, seine Zöglinge und Schüler zu heißen. Darum strahlt der Centaure als Sternbild am Himmel. Und wer schuf das Roß? Ein Gott! Neptun stieß seinen Dreizack in die Erde, und — siehe da! hervorsprang das Roß. Es ist also unmittelbar göttlichen Ursprungs, und die Götter selbst können nicht ohne Rosse bestehen. Aurora, wenn sie mit ihren Rosenfingern den Schleier der Nacht hebt, fährt in einem Purpurwagen, gezogen von den göttlichen Pferden Lampos und Phaeton. Den Sonnenwagen des Helios, Licht und Wärme spendend der Erde, zieht das Viergespann der Rosse Eos, Aethon, Pyrois und Phlegon durch den erhabenen, grenzenlosen Himmelsraum.

Und kennet Ihr Staatsmänner — ich will es hoffen — den Pegasus, das geflügelte Musenpferd, das kaum geboren, Niederes und Gemeines verachtend, zum Sitz der Unsterblichen aufflog? Haben Eure griechischen Ammen und Sclaven Euch nie erzählt, wie durch einen Hufschlag des göttlichen Rosses die Musenquelle auf dem Helikon dem Fels entsprang, begeisternd Jeden, der daraus trinkt oder zu trinken glaubt? Glaubt Einer von Euch daraus getrunken zu haben? Ich glaube es nicht! Wie käme Euch Schwungkraft über das Alltägliche und ätherischer Flug? — Kehren wir nun zur Erde zurück!"

„Diejenigen unter Euch, die Virgil's Aeneis nicht blos dem Namen nach kennen, werden wohl auch das trojanische Pferd kennen. Was dem verbündeten Heere Griechenlands und allen seinen Heroen nicht gelingen wollte — ich meine die Eroberung von Troja — das gelang dem Kunstpferde, dessen Bauch gehaltreicher war, als eine volle Senatsversammlung. Ohne dieses Roß stände die zerstörte Troja wohl noch heut zu Tag in ihrer alten Herrlichkeit! Von dem berühmten Bucephalus habt Ihr wohl auch ein Wörtchen vernommen? Dieses Roß voll Geist gehorchte nur seinem Herrn und Gebieter, Alexander dem Großen, wie Incitatus nur m i r gehorcht. Keinem Sterblichen gelang es, sich hinauf zu schwingen; vom großen Alexander ließ er sich lenken, wie ein folgsames Kind. Das Roß ist der Staat, ich bin der Reiter. Alexander trauerte um den todten Bucephalus, wie um einen Freund; der König ließ

ihn feierlich begraben, und erbaute um dessen Grabmal eine Stadt, der er, dem Renner zu Ehren, den Namen Bucephalia gab. Ich aber denke, es ist besser den Lebendigen ehren, als den Todten. Die Triumphwagenpferde wandeln dem Triumphator zunächst, und auf der großen Rennbahn theilt das Pferd, wie in den olympischen Spielen der Griechen, den Preis mit dem Sieger. Pindar, Griechenlands größter Dichter, besang die olympischen Renner in den feurigsten Hymnen — und machte sich durch sie und mit ihnen unsterblich. Das Roß zeigt unwissenden oder schlafenden Fuhrleuten ihre Entbehrlichkeit, indem es den gefährlichen Weg sicher im Dunkel der Nacht wandelt."

„Zeigt der Reiter im Wettrennen noch so viel Muth, und das Pferd will nicht, so erreicht er nie das Ziel. Das Pferd muß bei jedem Siege immer das Beste thun. Es stürzt mit dem Feigen mitten in das Schlachtgetümmel und zwingt den, von den Feinden Umrungenen ein Held zu werden. Was wäre der Mensch ohne das Roß? Es hilft ihm Länder erobern und dient ihm im Frieden. Wer wünschte nicht ein Roß zu sein? Kann das Pferd im Kriege so Großes leisten, warum nicht auch im Senat? Gebt Antwort, Ihr Gäste!" —

Als nun alle Anwesenden dem Incitatus lauten Beifall zuriefen, und die letzte Frage bejahten, erhob sich Caligula, und sagte mit feierlichem Ton: „Wohlan denn! So ernenne ich den edlen Incitatus — zum Consul. Heil dem Consul Incitatus! Er lebe hoch!" —

Caligula schwang den Becher und leerte ihn auf einen Zug. Alle Gäste, theils erbleichend, theils erröthend, folgten seinem Beispiel.

X.

Der Hain der Egeria.

In einer kleinen Entfernung von Rom, außerhalb dem capenischen Thore, lag ein uralter Eichenhain, in welchem sich ein Tempel jener Nymphe Egeria befand, mit welcher, einer alten Sage nach, Numa Pompilius, Rom's zweiter König, geheimen Umgang pflog; sie habe den sanftmüthigen, friedlich gesinnten König in die Lehren der Weisheit und Staatskunst eingeweiht. Nach seinem Tode habe sie diesen Hain nicht mehr verlassen, und den Geliebten so lange beweint, bis die Göttin Diana, die Trauernde, ihres trostlosen Schmerzes sich erbarmend, in eine Quelle verwandelte. Hinter dem Tempel der Nymphe befand sich eine Höhle. Ein niederer schmaler Eingang führte in einen großen hochgewölbten Raum, in welchem ein nächtliches Dunkel herrschte. Er verengte sich gegen den Hintergrund, und wurde von dem an einander gerückten Gestein so eingeschlossen, daß man sich auf dem düstern Pfade, von eisiger Kälte angehaucht, nur mit Gefahr und Mühe durchdrängen konnte. Hatte man aber das Ende dieses schauerlichen Klippenweges erreicht, so zeigte sich ein überraschender Anblick, eine weite, im frischesten Grün pran-

gende, blumenreiche Wiese, über welcher der reinste glänzend blaue Himmel lächelte. Die lautlose Stille der tiefsten Einsamkeit wurde nur durch das Sprudeln einer Quelle unterbrochen, welche aus einem marmorweißen Fels hervorsprang, von Lorbeerbäumen umschattet. Der fromme Glaube fand hier die Quelle der Nymphe Egeria. Die Heiligkeit des Ortes erfüllte das Volk mit so scheuer Ehrfurcht, daß nur äußerst selten ein Muthiger es wagte, denselben zu betreten.

Eben diese Gewißheit, hier ungestört zu sein, bewog einige Männer, dieses Heiligthum zum Asyl geheimer Zusammenkünfte zu wählen. Diese Männer waren: Ahasver, der sich selbst den bösen Genius der Cäsaren nannte Atilius, der Todtenspötter; die beiden Consuln: Cäcina Longus und Statilius Taurus, welche bei jenem Festgelage dem Pferde zur Seite saßen; Cassius Chäräa, Tribun der kaiserlichen Leibwache; Apelles, der tragische Schauspieler, und der Pantomime Mnester.

Diese Männer traten jetzt wie Schatten des Orcus aus dem Nachtgraun der Höhlenschlucht in das Tageslicht heraus, und wandelten schweigend über das elysische Gefilde bis zur Quelle der Egeria, wo sie sich am Rande des Marmorbeckens im Halbkreise setzten. Der silberreine Wasserspiegel, die seltsamen Gestalten zurückstrahlend, zeigte Jedem nebst den Bildern der Andern auch sein eigenes Bild, in dessen düstern Mienen die Ursache ihrer Zusammenkunft deutlich zu lesen war.

Atilius nahm das Wort: „An diesem geheiligten

Orte, dessen stille Abgeschiedenheit vom Getümmel der Welt Numa Pompilius, der liebevollste und beste der Könige Rom's, zu besuchen pflegte, um durch göttliche Eingebung die Lehren der Weisheit zu vernehmen, die seinen Geist bereichern und erheben und ihm die Kraft verleihen sollten, sein durch Kriege verwildertes Volk zu veredeln, die Rauhen, denen nichts heilig war, vom Schlachtfelde zu dem Altare der Götter zu führen, dem rohen Gemüth den milden Geist der Menschlichkeit einzuflößen, wie Prometheus das himmlische Feuer, die nach Eroberungen und Beute Lechzenden für die Segnungen des Friedens empfänglich zu machen und durch die Heiligkeit göttlicher und menschlicher Gesetze sie zu beglücken, — hier, an diesem Orte versammeln wir uns, um Gericht zu halten über einen Herrscher, der als das schauderhafte Gegentheil jenes fürstlichen Menschenfreundes und Vaters seines Volkes erscheint, über einen Mann, dessen Ohr taub ist, für die Stimme der Weisheit und Wahrheit, dessen Herz verschlossen ist jedem edleren Gefühle, der kein anderes Gesetz kennt als seinen Willen, dem keine Götter heilig sind, der mitten im Frieden die Seinigen als Opfer seiner Leidenschaften schlachtet und sie als Bild der Schmach, dem Spott fremder Völker preisgibt!" —

Cassius Chäräa. Wenn das mißhandelte, zertretene Rom verstummen muß, so sei uns, in denen der Geist einer großen Vorwelt lebt, der hohe Sinn und die Sprache des ungebeugten Mannes gestattet in dieser Freistätte, wo uns die Stimme jener Gewaltigen aus der Zeit

der römischen Kraft und Herrlichkeit ermahnt, der Größe Rom's würdig zu handeln. Der Gründer unsers Weltreiches und seine, mit der königlichen Würde bekleideten Nachfolger — sie erscheinen uns noch jetzt als Gegenstände der Bewunderung, deren Fehler selbst vom Glanze großer Eigenschaften überstrahlt werden. Nicht Einer von ihnen war ohne Vorzüge, und die Gesammtheit ihrer Verdienste, hat den Grund zur Macht und Größe des Römerreiches gelegt. Nichts wären wir ohne sie, und das Wenige, was wir Sclaven der zügellos herrschenden Willkür im Zustande der Entartung und Erniedrigung noch sind, schwindet mit jedem Tage. Wir stehen am Rande der Auflösung und Vernichtung. Blicket hin auf die Glorie des Königthums! Wie viel dankte Rom jedem seiner Herrscher! Welchen Kraftaufwand entwickelte Romulus, der eine Schaar von höchstens viertausend wehrhaften Männern mit dem ihm eigenen siegreichen Muthe so zu begeistern vermochte, daß er durch den Zuwachs von benachbarten Völkern und Ländern aus dem Nichts einen gefürchteten jungen Staat erschuf und beherrschte, weil er an Kraft seine Zeitgenossen überragte. Welche Verehrung dem weisen Numa Pompilius gebührt, der, aus der Einsamkeit eines Lebens voll Selbstbeschauung und Betrachtung hervortretend, den noch schwankenden Thron bestieg, — Atilius hat es ausgesprochen. Heil dem Fürsten, ihm, den die preisende Sage zum Schüler einer Himmlischen macht, weil er in das rauhe Gemüth seines siegestrunkenen Volkes den Gedanken und den Glauben an die Himmlischen pflanzte, geregelte Formen

einer Staatsverfassung bildete und durch die Weisheit des Gesetzes, welches die Königin des Himmels und der Erde ist, die Seinigen an Ordnung, Recht und Sitte gewöhnte! Sein Nachfolger Tullius Hostilius wußte in den Römern, die im Glück des Friedens und der Sicherheit und in die Weichlichkeit eines ruhigen Lebensgenusses zu versinken drohten, den kriegerischen Geist ohne Wildheit wieder zu erwecken, dem römischen Gebiet durch dessen Vergrößerung neuen Glanz zu geben, und dem Römernamen erhöhte Achtung zu verschaffen, indem er den Grund zu Rom's Herrschaft über Latium legte.

Ancus Martius verband die holden friedlichen Tugenden seines Anherrn Numa Pompilius mit der kriegerischen Kraft und Hochherzigkeit des Romulus. Neue Siege über die Latiner, Vergrößerung der Stadt Rom, Sorge für die innere Wohlfahrt, die Anlegung des Hafens von Ostia am Ausflusse des Tiberis, die erste Gründung der römischen Seemacht und ihres Welthandels, sind die unsterblichen Denkmale dieses großen Königs. Und so wurden schon damals mit den Karthagern, welche sich in Unter- und Mittel-Italien bemerkbar machten, die ersten Verbindungen angeknüpft. Der erste Tarquinius, als Friedensfürst und Heerführer seine Vorgänger überragend, bändigte die Latiner, indem sie das Römerjoch abzuschütteln drohten, und hatten frühere Könige für die Vergrößerung der Stadt gesorgt, so war er der Erste, dem Rom's Verschönerung am Herzen lag. Die steinerne Umfangsmauer, der große Circus und das ewige Kapitol geben

der Nachwelt das Zeugniß seiner Größe. Servius Tullius faßte den großen Gedanken, die römischen Bürger nach dem Maßstabe ihres Vermögens in sechs Klassen und in hundert drei und neunzig Centurien abzutheilen. Da zeigte sich eine Volksmasse von 300.000 Köpfen, darunter eine waffenfähige Mannschaft von 80.000 Mann. So waren durch ihn die Römer zum vollen Bewußtsein ihrer Stärke gelangt; sie lernten nun darin das kräftigste Mittel der Obergewalt über die latinischen Bundesstaaten kennen, und Rom ward das Haupt des Bundes. Und selbst Rom's letzter König, Tarquinius, der Hochmüthige, der in der Verbannung sterbende, verhaßte Zwingherr, war ein Mann voll Geist, voll Heldenmuth und Kraft. Octavianus Augustus war es, der, nach Julius Cäsars mißlungenem Plane eines nach Unterjochung strebenden Ehrgeizes, der Oberherrschaft über das Römerreich sich bemächtigen wollte, das heißt, er hatte die Absicht, alle Strahlen der Staatsgewalten in seiner Person wie in einem Brennpunkte zu vereinigen; er wollte aber nicht die Römer zu Sclaven machen. Innere Zwietracht, Bürgerkriege, der an Raserei grenzende Ehrgeiz und die nichts schonende Selbstsucht der sich unaufhörlich bekämpfenden Machthaber, wie Marius und Sylla, Pompejus und Cäsar, und das unselige Triumvirat, — sie hatten den Fall des Freistaates herbeigeführt und die Nothwendigkeit der Alleinherrschaft bedingt. Octavianus ehrte aber die Rechte und das Eigenthum des Bürgers und die Formen der Verfassung, ja, er hielt das zum Fall sich hinneigende Reich

aufrecht durch den von ihm aufgestellten Grundsatz, daß die Grenzen desselben nicht erweitert werden dürften und bei einem Stillstande der Eroberungskriege ein kluges Vertheidigungssystem nur den schon bestehenden Länderkoloß schützen müsse. Ihm lag noch Rom's Ehre vor den Augen der besiegten Welt am Herzen; er schien mächtiger, als er war, und dachte klug und mäßig genug, das Meiste nicht mit Gewalt durchsetzen, sondern es lieber von der Zeit abwarten zu wollen. Von einer bestimmt ausgesprochenen Alleinherrschaft auf die Lebensdauer war bei ihm nicht die Rede. Tiber machte uns zu Werkzeugen grausamer Willkür; Caligula aber, er, der, ohne Bildung und Erfahrung, den Thron durch eine Gewalthat bestieg und durch Schandthaten entwürdigt, will uns in den Abgrund zerstörender Schmach stürzen, indem er Recht und Ehre, Leben und Eigenthum, wie ein Wahnsinniger vernichtend auf das Spiel setzt. Hört eine kleine Stelle als Probe aus dem Werke, in welchem ich ihn der Nachwelt schildern will! Es führt den Titel: „Schwert und Dolch.“ —

Chäräa zog ein Manuscript aus der Toga hervor und las:

„Seine Mordlust, sein tigerähnlicher Blutdurst steigerte sich mit jedem Tage. Todesurtheile unterzeichnete er gewöhnlich mit den Worten: „Ich bringe meine Rechnung in's Reine.“ Er ließ Mehre hinrichten, ohne einen andern Grund anzugeben, als sie seien zu reich, oder ihm zuwider, oder sie weigerten sich den von ihm gegebenen Schauspielen beizuwohnen. Viele ließ er in Käfige stecken

und verhungern, Andere in die Behältnisse wilder Thiere einschließen. Verurtheilte ließ er selten anders als langsam und stufenweise tödten, getreu seinem Grundsatze: „Man muß Jeden so tödten, daß er den Tod fühle.“ Ueber die ihm eigene Unempfindlichkeit beim Anblick der Hinrichtungen bezeigte er, als über eine rühmliche Eigenschaft, große Freude; in einem Anfall von Wuth äußerte er den Wunsch, das römische Volk möchte nur einen Hals haben, damit er es mit einem Schwertstreiche tödten könnte. „Mögen sie mich, sagte er dann, hassen, wenn sie mich nur fürchten!“ — Zwei Consuln lachte er während eines ernsten Gespräches plötzlich ins Gesicht, indem der Gedanke: „Ein Wink von mir — und zwei Köpfe fliegen herab, als wären sie nie oben gesessen!“ ihm äußerst komisch war.“

„Das Einzige, was ihn schmerzte und worüber er sich öffentlich beklagte, war, daß sich, so lange er auf dem Thron sitze, kein einziger großer Unglücksfall ereignet habe, über welchen die Nachwelt als etwas Außerordentliches noch staunen würde. „Ach! sagte er, eine verheerende Seuche voll gräßlicher Todesarten, ein allgemeines Hinsterben bei einer Hungersnoth, ein Erdbeben, wobei Städte in Trümmer fallen und Tausende in den sich öffnenden Schlünden ihr Grab finden, — wie großartig, wie herrlich wäre das! Warum kann solche Berühmtheit mir nicht zu Theil werden?“

„Als ihm einmal der Geldbetrag für das Fleisch, welches den im Circus gehaltenen wilden Thieren gegeben wurde, zu groß schien, beschloß er, die Sache wohlfeiler zu bestreiten.

Er ließ den Bestien Gefangene vorwerfen, ohne zu untersuchen, ob diese zum Tode verurtheilt seien oder nicht. An reich besetzter Tafel schwelgend, ließ er im Nebengemache nicht selten angesehene Männer, die eines Verbrechens beschuldigt waren, foltern oder enthaupten. Einen Senator ließ er blos deshalb hinrichten, weil beim Schauspiele sein Kleid, von vorzüglich schöner Purpurfarbe, die Augen der Zuschauer auf sich zog."

„Eines Tages erschien er in einem Tempel, als eben das Opferthier geschlachtet werden sollte. Er trat vor und ergriff das Beil. Die Anwesenden glaubten, er fühle ein Gelüst, den bekränzten Opferstier selbst zu tödten; Caligula aber schwang das Beil, zerschmetterte den Kopf des daneben stehenden Priesters, und schritt wohlbehaglich lächelnd aus dem Tempel. — So trieb er ein grausames Spiel mit Leben und Tod!"

Chäräa schwieg, und fuhr dann fort: „Werden unsere Nachkommen, wenn sie nur diese einzige Stelle lesen, nicht in Zorn und Abscheu entbrennen? Und wir, die Zeitgenossen, dulden und verstummen? Römer! ich beschwöre euch, — werdet Römer! Enden muß solche Schmach, solches Elend!" —

„Sie werden nicht enden! rief Ahasver. Eine lange Reihe von Jahren muß vorüberziehen, und ein neues Geschlecht muß aus dem Schooße ferner Zukunft hervorgehen. Zu tief seid ihr gesunken! Ein entartetes Geschlecht bildet selbst seine Unterdrücker und Würger. Tyrannen werden auf Tyrannen folgen fort und fort, bis ihr aus dem Zau-

derkessel zahlloser Leiden geläutert und veredelt, eines besseren Schicksals fähig und würdig, auftauchen könnet. Ein feiger, schmeichelnder, ohnmächtiger Senat mit Sclavenseelen, verworfene Günstlinge, bereit zu jeder Schandthat, falsche Ankläger, Verräther an Tugend und Unschuld, habsüchtige, reich belohnte glückliche Bösewichter, schamlosen Begierden eines Grausamen fröhnend, feile Krieger, als Schergen dienend, ein Volk, das sich für Fraß und Spiele wie ein Wurm windet und wie ein Wurm zertreten läßt, — sie sind es, die durch Arglist, Habgierde und Verschwendungssucht, gefühllos und ehrlos, ohne Sinn für Menschenrechte und Menschenwürde, ein Ungeheuer bilden, welches die zur Knechtschaft Gebornen zerreißt. Werdet ein anderes Volk — und kein Tiber, kein Caligula wird euch mißhandeln. Ihr wollt ihn tödten? Ein Gleicher wird ihm folgen. Er lebe, lebe lange! Ein langes Leben ist dem Guten Glück, dem Bösen Fluch!" —

Als Ahasver seine mit heftiger Bewegung gesprochene Rede geendet hatte, erhoben sich getheilte Meinungen und widersprechende Ansichten. Ein Plan verdrängte den andern, und die Versammlung trennte sich, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben.

Ahasver allein blieb zurück. Er setzte sich auf einen Stein an der Quelle. Leise murmelnd rieselten die Wellen zu seinen Füßen dahin, mit friedlichem Spiel durch den hellgrünen Rasen der blumenreichen Wiese gleitend. Fröhliche Vögel flogen scherzend von Zweig zu Zweig, begnügt mit den wenigen Tropfen, die sie im schnellen Vorüberfliegen

aus dem silberklaren Bächlein schöpften. Freundlich und mild blickte die Sonne vom dunkelblauen Himmel durch die Schatten der von kosenden Lüftchen leise bewegten Laubkronen der Bäume. Tiefe Stille waltete wie ein segnender Geist über Hain und Flur. Düster und in sich gekehrt saß Ahasver, ohne Wort, ohne Bewegung, ein schauerliches Todesbild im Schooße des lieblichsten Still-Lebens. Unwillkührlich stützte er jetzt den rechten Arm auf den Stein, auf dem er saß; plötzlich aber, von Schrecken ergriffen, riß er den Arm weg, sprang empor, und sank, dumpf stöhnend, wieder zurück. Nach langem Schweigen entwanden sich der schwer athmenden Brust die Worte:

„Auf dem Steine ruh' ich hier — ich, der dem Todesmüden auf seinem letzten Gange den Stein versagte, auf dem er ruhen wollte. Nein! ich ruhe so wenig als der Berg, unter dessen schneebedecktem Gipfel die Glut der Hölle tobt. In diesem Paradiese des Friedens bin ich der böse Geist, der Herzlose, zerfallen mit mir selbst, zerfallen mit der Welt. Ohne Heimat, ohne häuslichen Herd, ohne Freund, ohne Geliebte, steh' ich allein da in der weiten Welt, die mir zu enge wird. Ich muß denken, und kann nur Böses denken. Ich muß fühlen, und kann den Haß nur fühlen, keine Liebe. Ich muß unter Menschen wandeln, und in meinem Innern tobt die Wuth des Tigers und des Schakals. Meine Augen zu schließen, ist dem Tode wie dem Schlaf versagt. Ich weile nur, wo Unheil waltet, und wo ich weile, waltet Unheil. Darf ich, kann ich je ein Ziel erreichen?" —

„Staunen wird die Nachwelt einst, wenn sie von mir vernimmt; ungläubig wird sie das, was ich war und that und litt, ein Märchen nennen, von einer verwilderten Phantasie ersonnen in Stunden des Wahnsinns. Die ewigen Gesetze der Natur — für mich bestehen sie nicht! Die Räder des Weltalls — mir stehen sie still! Ueberleben muß ich Zeit und Tod, muß fortwandeln mit den Jahrhunderten, und kommenden Geschlechtern in ihrer Flucht über die Erde folgen, ihr hassender, ihr verhaßter Gefährte, ihr böser Geist wie mein eigener. Ich werde die Gräber von Tausenden schließen — und ruhelos weiter wandern von den Ruhenden. Die Vergangenheit wird mir wehklagend nachblicken; die Gegenwart wird mich verabscheuen, die Zukunft vor mir fliehen. Was bleibt mir? Nichts — als der Wille und die Kraft, Böses zu thun. Sei mir denn willkommen, furchtbare Größe! Laß mich der Menschheit Schrecken werden! Sein will ich die Giftschlange in des Lebens Wüste, der Gefangene im Kerker einer Ewigkeit, und untergehen nur mit der Schöpfung. Ja, mir sagt es ein Geist der Zerstörung und des Verderbens: Diese Schöpfung, alternd, verknöchernd, sich verschlechternd, wie der Mensch, wandelt den Weg, der sie zu dem Chaos führt, aus dem sie einst hervorging, und in dem sie ihr Grab findet, um, wenn ihre Zeit kommt, in neuer Gestalt sich wieder zu erheben. Dieses Römerreich ist bestimmt, der Boden zu sein, in dem die Saat des Bösen wuchernd aufgeht. Geister des Verderbens werden, in Schrecknissen sich überbietend, einander folgen, bis es, in Trümmer zerfallend und verwesend, ein Spott der Völker,

in den Abgrund des Untergangs sinkt. Hier ist meines Bleibens, bis dieser Tummelplatz aller Leidenschaften sich selbst erliegt, bis dieses allverschlingende Reich, von seinem Schicksal ereilt, verschlungen wird. Auf dem grauenvollen Grabe stehend, will ich dir hohnlachen, dann weiter ziehen!" —

Ahasver ergriff seinen knotigen Wanderstab; der Ruhelose schritt düster und gesenkten Hauptes aus dem lieblichen Aufenthalte der Ruhe, wie Adam, der Verbannte, aus dem Paradiese, ohne ein Auge zum Himmel zu erheben, dem nie versiegenden Lichtquell alles Trostes, alles Friedens, aller unsterblichen Kraft!

XI.

Die Brücke von Puteoli.

Caligula dachte indeß wenig an das, was um ihn her vorging; er selbst war sich Alles, das Uebrige nur Stoff und Werkzeug seines Vergnügens und Willens. Die Ausführung jeder Idee, die ihn ergriff, beschäftigte ihn so sehr, daß Alles, was außer diesem Kreise war, ihm als nichts erschien. Er glaubte, nicht nur rechtmäßiger Eigenthümer der Güter und des Lebens der Römer, sondern auch unbeschränkter Herr der Welt zu sein. Heftigkeit des Willens ging bei ihm mit der Erfindungskraft einer zügellosen Phantasie Hand in Hand, und sein heißestes Streben war jetzt dahin gerichtet, das zu Stande zu bringen, was man für unmöglich hielt.

So hatte sich seiner nun die Idee bemächtigt, er wolle den Gott Neptun beschämen und aller Welt zeigen, daß er nicht nur Gebieter auf dem Festlande, sondern auch Herr des Oceans sei, und er beschloß, mit seinem Leibpferde Incitatus über die Fluten des Meeres zu fliegen. Dies auszuführen, ließ er zwischen den campanischen Städten Bajä und Puteoli, die einander gegenüber lagen, eine Schiffbrücke bauen, deren Länge über die See von einem Ufer zum andern eine Stunde betrug. Eine zahllose Menge von Schiffen wurde in Doppelreihen durch Anker im Meere befestigt, und über sie ein Damm nach Art der Heerstraßen aufgeführt. Zu beiden Seiten dieser sehr breiten Brücke befanden sich in gewissen Entfernungen eigene bequeme Plätze und Gebäude zur Ruhe und Erfrischung bestimmt.

In einem Landhause am Ufer des Meeres versammelte sich, als das Riesenwerk zu Stande gebracht war, eine festlich geschmückte Menschenmasse. Caligula erschien, von einem Jubelsturme begrüßt, im Kostüm als Alexander der Große; er selbst glaubte es wenigstens, weil er dessen Harnisch trug, der, wie er vorgab, aus dem Grabe des Königs genommen war. Ueber dem Stahlkleide befand sich ein Feldherrnmantel von Seide, mit Gold und indischen Edelsteinen geschmückt. Ein Schwert an der Hüfte, den Schild am Arme, das Haupt mit einem Kranze von Eichenlaub geschmückt, blickte er mit dem Siegesstolze eines Welteroberers auf die mit sclavischer Demuth ihn umgebende Menge. Ihm zur Seite stand Cäsonia, als Amazone gekleidet.

Plötzlich schwang er sich auf's Pferd, und flog wie ein Pfeil über die Brücke. Ihm nach brauste, einem Heere gleich, die Schaar von Patriciern, Senatoren, Rittern und bewaffneten Kriegern in toller Wuth, als gelte es eine feindliche Stadt im Sturme zu erobern. In Puteoli angelangt, erwartete die Ankömmlinge ein Festmahl, bei welchem Ueberfluß und Luxus die Jahreserträgnisse dreier Provinzen erschöpften. Als die Sonne am Rande des Horizontes in die, von Gold und Purpur leuchtenden Meereswogen sank, jagte der tolle Zug in Wagen, Caligula an dessen Spitze in einem Triumphwagen, über die Brücke nach Bajä zurück, bis sie die Hälfte derselben erreicht hatten. Hier, wo die Brücke eine Art von Insel bildete, deren weicher Rasenboden mit ausländischen Gesträuchen umgeben war, stand Cäsonia mit einigen der schönsten Frauen, um die Helden zu empfangen. Beim Einbruche der Nacht wurden die in einem Halbkreise ringsumher aufgestellten Schiffe, so wie die entfernteren Berge, mit Fackeln beleuchtet. Da die Gegend die Lage eines Halbmondes hatte, so fiel die ganze Beleuchtung auf den innern Raum der Schiffsinsel, die nun in einem blendenden Zauberlicht ruhte. Das leise Kosen schmeichelnder Seelüftchen, und der Alles zurückstrahlende Spiegel der ruhigstillen Meeresfläche vollendeten die Magie des Ganzen. Natur und Kunst vereinigten sich in dem Augenblicke, wo ein neues Bacchanal begann, alle Anwesenden in eine Trunkenheit der Sinne und der Seele zu versetzen. Da war nun unter Allen nicht Einer, der an Rom's Elend oder an die dunkle Zukunft dachte! Der gegenwärtige blendende

und betäubende Augenblick verschlang Alles. Wären jetzt gute und edle Menschen hier vereinigt gewesen, so mußte sie eine Begeisterung ergreifen, in welcher sie wenigstens den Entschluß zu schönen und großen Thaten gefaßt hätten; leider waren aber in diesem irdischen Elysium nur Wesen versammelt, gesunken und entartet, Wesen, deren gedankenloser Taumel ihnen nur ein flüchtiges Scheinglück vorspiegelte, das so schnell verlöschen sollte, wie der Glanz aller der tausend, auf Bergen und Schiffen ringsumher flammenden Fackeln.

So dachte Ahasver, die einzige nüchterne und düster-ernste Gestalt unter den trunkenen Schwelgern, die in immer zunehmenderen Sinnestaumel versanken, bereit, jede Tollheit zu begehen, und keinen Frevel zu scheuen, wenn ein Wink des Herrschers sie dazu aufforderte.

Plötzlich sprang Caligula, die Wangen rothglühend, die Augen funkensprühend, von seinem Sitze empor, und rief: „Seht, wie die Meereswogen sich schmeichelnd zu meinen Füßen schmiegen, wie der zahme Neptun mir, dem Herrn der Erde, voll Ehrfurcht huldigt! Was ist vor mir, den mächtige Götter ehren, der ohnmächtige Mensch, der, wenn das Meer braust und schwillt und zürnt und tobt, in den Abgrund sinkt? Mich gelüstet's nun einmal Neptun, der Gewaltige, der Erderschütterer, zu sein. Hinab mit euch, Menschlein, hinab in die Tiefe zum Kampfe mit Fluten und Raubfischen, die euch verschlingen mögen!"

Mit diesen Worten stürzte Caligula plötzlich einige der ihm zunächst Stehenden mit kräftigen Stößen von der Brücke

in das Meer hinab Das Geschrei der Fallenden vermischte sich mit dem Tosen der dumpf aufbrausenden Flut. Caligula rief den Andern zu: „Ich liebe tragi-komische Scenen. Wer nicht Gleiches thut, ist mein Feind. Es gilt! Muth um Muth! Kraft um Kraft! Leben um Leben! Auf, ihr Todeshelden!" — Er hatte kaum das letzte dieser Worte gesprochen, als schon ein plötzlicher Wahnsinn sich der Halbtrunkenen bemächtigte, die jetzt vom Bacchus zum Neptun, das heißt, vom Weine zum Wasser übergingen. Sie stießen und drängten, balgten sich und warfen einander in das Meer, weil Neptun Caligula es so wollte. Als der neue Gott des Meeres in einiger Entfernung den Ahasver erblickte, der dem Unwesen mit grimmigem Lächeln zusah, befahl er ihm, dabei selbst Hand anzulegen, und seine Stärke zu zeigen. Ahasver ergriff eine ungeheure Stange, mit welcher er Viele in's Meer hinab und diejenigen, die wieder auftauchen wollten, in's Wasser zurück stieß. Ein Reicher streckte die Arme aus der Flut; er bat um Hülfe und versprach große Belohnung; Ahasver stieß ihn hohnlachend zurück. Protogenes, ein Günstling des Imperators, kletterte schon triefend an einem Brückenpfeiler hinauf; Ahasver stieß ihn mit einem Fluche hinab. Eine verbuhlte junge Frau, welcher die allgemeine Stimme den Preis der Schönheit zuerkannte, war eben im Begriffe zu hrer Rettung ein Schiff zu besteigen; Ahasver stieß die Flehende in's Meer zurück. Nun streckte ihm ein aus der Wasserfläche auftauchendes Kind die Aermchen entgegen; schon hob er die Stange, das Wimmernde hinab zu stoßen;

indem er aber bei der tageshellen Beleuchtung die Züge der lächelnden Unschuld erblickte, die nur die unbehagliche Nässe empfand, nicht aber die nahe Todesgefahr kannte, und wie ein spielender Schaum ihm entgegen schwamm, da fühlte er sich von solchem Mitleid ergriffen, daß er in das Meer sprang, und das Kind wie eine Schaumblase von der Welle abhob. Als er sich mit dem zarten Wesen, welches seinen Retter instinktmäßig liebkoste, auf die Brücke hinaufgeschwungen hatte, legte er dasselbe vor sich auf den Rasen und sagte: „Gerettet hab' ich Dich, Menschenknospe! Ob zu Deinem Glück oder Unglück? Ob ich gut that oder übel? Ob Du mir einst danken oder fluchen wirst?"

In dem Augenblick, als Ahasver sich vom Erwachen seiner bösen Regung versucht fühlte, das Kind wieder in das Gewässer zu schleudern, flog die Mutter herbei, ergriff das Kind, und eilte mit dem jauchzenden fort wie ein Wolkenschatten über die besonnte Wiese. Ahasver ließ die Frau gewähren, und blickte ihr in schweigender Wehmuth nach. In seinem Innern leuchtete jetzt einer jener seltenen Silberblicke des Lebens auf, die, so flüchtig sie auch an dem bösen oder harten Menschen vorüberwallen, seine Seele doch so wohlthätig überglänzen, daß ein Funke in ihr erwacht, der, so schnell er auch erlöschen mag, doch nicht entschwindet, ohne eine Spur seines Daseins zu hinterlassen.

Caligula war ein Zuschauer dieser Scene. Er schalt den Ahasver mit bittern Worten, und bat ihn, sich in der übel passenden Rolle der zärtlichen Amme einer griechischen Tragödie nicht lächerlich zu machen, dagegen aber mehr

Eifer in dem ihm aufgetragenen Geschäfte zu zeigen. Ahasver ergrimmte, faßte, ohne ein Wort zu sprechen, den Uebermüthigen mit beiden Armen, hob ihn empor, stürzte sich mit ihm in das Meer, schwamm eine Strecke weit mit ihm fort, dann wieder zurück, legte ihn auf Purpurkissen und sagte:

„Wohl bekomme die Wasserfahrt! Sie möge die Stelle eines Weisen vertreten, der dem Cäsar die Lehre zuruft: „Wie gering ist Deine Macht! Du befiehlst, — eine Welle macht Dich verstummen. Du glühst von Leidenschaft, — eine Welle, und erkaltet ist die Glut und ihr Cäsar! Du willst gebieten über die Erde, und eine Flut verschlingt Dich. Ein Wink von Dir setzt Tausende in Bewegung, aber ein starker Arm begräbt Dich in den Abgrund des Meeres! Lerne erkennen, daß Deine Macht, Wenigen fürchterlich, über Wenige sich erstreckt!"

Als Caligula sich von seinem Schrecken erholt hatte, war sein erstes Wort, der Befehl zur Rückkehr nach Rom. Der Zug setzte sich sogleich in Bewegung. Die Fackeln auf den Bergen und Schiffen erloschen. Das glänzende Fest versank in Nachtdunkel, der laute Jubel in tiefes Schweigen.

XII.

Die Nacht im Circus.

Caligula, von seinem wilden Taumel fortgerissen, gelangte zu keinem ruhigen Augenblicke jener Besonnenheit, die wie ein Lichtstrahl in die Sturmnacht des entartetsten Menschen fällt und ihn zum Nachdenken über dieses Leben und über sich selbst führt, wo dann ein Blick in sein Inneres oft eine veredelnde Wirkung auf seine Seele hervorbringt.

Caligula lebte fort in nie endender Trunkenheit, sinnreich, alle irdischen Genüsse mit dem Reize der Neuheit zu erschöpfen. Eben diese Entwürdigung der bessern Natur betäubte ihn in dem Grade, daß der Hochmuth der Sinnlichkeit ihn dahin brachte, sich für einen großen, Alles überragenden, Alles bewältigenden Menschen zu halten. Er gefiel sich darin, neue Arten von Bädern und Mahlzeiten zu erfinden, kostbare Perlen in Weinessig aufzulösen, Schiffe mit Edelsteinen eingelegt, zu bauen, Felsen zu sprengen, Berge zu ebnen, auf Ebenen Berge aufzuführen. Die Natur schien in ihm ein Muster aufzustellen, an dem sie zeigen wollte, was der äußerste Wahnsinn in der Vereinigung mit dem blinden Glück vermöge. Weh dem Menschen, wenn ein so thörichtes Glück ihn zum unbedingten Günstling sich erwählt! Der Schwache wird dann das blinde Werkzeug der Starken, der Starke der zermalmende Tirann aller Schwächeren. Caligula's Privatschatz war durch grenzenlose Verschwendung

erschöpft worden. Gestützt auf die zur Maxime gewordene Meinung, daß Er der rechtmäßige Eigenthümer der Güter und des Lebens seiner Unterthanen sei, sann er nur auf neue Quellen der Einkünfte. Erpressungen und Hinrichtungen folgten. Der Reichthum war Verbrechen. Die verachtete Armuth blieb zollfrei im Elend. Reiche wurden gezwungen, Testamente zu machen und den Imperator zum Erben einzusetzen. Starben sie nicht bald darnach, so nannte er sie Spötter ihres Gebieters, weil sie es wagten, fortzuleben, nachdem sie ihn zum Erben ernannt hatten. Er schickte ihnen dann vergiftete Kuchen, welche sie in Gegenwart eines Tribuns speisen mußten, um sie für jene Spöttereien zu bestrafen. Die Tafeln der Verordnungen neuer Auflagen ließ er an dunkeln Orten so hoch befestigen, daß Niemand sie lesen konnte; und doch wurde Jeder, der sie nicht befolgte, grausam bestraft. In einem neu errichteten Spielhause führte Caligula selbst den Vorsitz, alle Kunstgriffe der gemeinsten Gewinnsucht ausübend. Als er einmal unglücklich spielte, stürzte er wuthentflammt in den Hof des Palastes, ließ einige Senatoren und Ritter, die ihm entgegen kamen, tödten, kehrte zur Spielgesellschaft zurück, und rühmte sich, er habe in seinem Leben nie einen bessern Wurf gethan. Nach geendigtem Spiele besuchte er seine geliebte Cäsonia. Sie lag schlummernd auf dem Ruhebette. Mit lautem Gelächter die Schläferin ungestüm erweckend, schrie er der Erschreckenden in's Ohr: „Träge Müßiggängerin! Du kannst schlafen, wenn ich so thätig bin?"

Als auch diese, auf die grausamste Weise erzwungenen

Einkünfte nicht mehr zureichten, die ungeheuren Auslagen zu decken, brachte Ahasver den Caligula, obschon er ihn haßte und scheute, in einer der tollsten Stunden auf die als genial gepriesene Idee, die schönsten und kostbarsten Kleinodien der Cäsaren in einer öffentlichen Versteigerung an die Meistbietenden hindanzugeben. Caligula übernahm dabei selbst die Stelle des Ausrufers. Die Kleinodien lagen auf einem Tische beisammen. Er hob eines nach dem andern empor, und sagte:

„Seht hier den Lorbeerkranz, mit welchem der siegreiche Julius Cäsar seinen kahlen Scheitel bedeckte! Hier den Halsschmuck, welchen Marcus Antonius um den schönen Nacken der Venus Cleopatra im seligsten Augenblicke des Entzückens glühender Liebe schlang! Drei Welttheile spendeten ihr Gold und ihre Edelsteine dazu. Hier das Diadem des vergötterten Octavianus Augustus! Hier der, allen Preis übersteigende Schmuck seiner erhabenen Gemahlin Livia! Hier der silberne Legionsadler, welchen Tiber in einer Schlacht gegen die Germanier mit eigenen Händen trug! Wage ja Keiner von euch den Frevel, durch geringen Anbot diese Schätze zu entweihen! Pfui über jenen schmutzigen Geiz, der im Gelde sein höchstes Glück findet, für großartigen Lebensgenuß keinen Sinn hat, und Dinge von höheren Werth nicht zu schätzen weiß! Ich bin ein armer Mann, ihr aber schwelgt im Ueberfluß. Zeigt euch auch dessen würdig, ihr Prasser, und lasset euch nicht einfallen, zur Unzeit zu kargen! Bedenkt, daß es Ereignisse gibt, die im längsten Menschenleben nicht zum zweiten Male wiederkehren, und sucht heute Kleinodien zu erringen, die durch Jahrhunderte

die Zierde eurer Familien sein werden! Mir aber zollet gebührenden Dank für die Huld, mit welcher ich fürstliche Kostbarkeiten euch überlasse!"—Einem nahe stehenden Günstlinge flüsterte er ins Ohr: „Ein Wink von mir — und sie sind wieder mein!"

Die Anwesenden, theils, um ihm zu schmeicheln, theils aus Furcht, suchten nun einander in der Steigerung des Kaufpreises zu überbieten; große Summen wurden sogleich entrichtet, und wie er es befohlen hatte, auf den Boden gelegt.

Als Caligula den großen Geldhaufen erblickte, ergriff ihn ein Taumel des Entzückens. Er starrte mit glühenden Augen auf die glühende Goldmasse. Als die Käufer abgetreten waren, warf er sich auf den schimmernden, klingenden Haufen hin, und wühlte in demselben mit einer Art von Wuth herum. Ahasver allein war mit seinem gewöhnlichen Trotz als Zeuge dieser häßlichen Scene zurückgeblieben. Sein schallendes Hohngelächter weckte den im Glutpfuhl des Goldes träumenden Schwelger aus dem Taumel. Caligula sprang auf, schritt dem unbeweglich Stehenden hastig entgegen, stellte ihn über seine Vermessenheit zur Rede, und schloß mit der Frage: „Wozu dieses Hohngelächter, da ich die von Dir angeregte Idee, daß Gold die Seele des Lebens ist, mit so glücklichem Erfolg ausgeführt habe?" — Ahasver erwiederte hohnlächelnd: „Alles Böse, das dem ernsthaften Scherz und dem scherzenden Ernst eigen ist, das liegt nun in meiner Natur, und Du darfst es mir nicht übel nehmen, eben so wenig, als Du der

Eule zürnest, daß sie am Tage mit finsterm Gesichte schläft, und in der Nacht mit funkelnden Augen und zuckenden Krallen auf den Raub ausgeht. Ich tadle Dein Beginnen nicht, und wenn ich es tadle, so geschieht es nur deshalb, weil Du es nicht mehr ins Große getrieben hast." —

„Wie meinst Du das, Halbmensch und Halbdämon?" sagte Caligula. „Was hätte ich etwa thun sollen?"

Ahasver. Warum gefiel es Dir nicht, auch Dinge von höherem Werth an die Meistbietenden zu versteigern?

Caligula. Und welche?

Ahasver. Zum Beispiel: Das Glück Deiner Unterthanen! Wie hoch hättest Du es ausgerufen? — Oder Dein Leben! Wie viel hätte man dafür angeboten? Ich gebe für Beide keinen Obulus.

Caligula faßte den Verwegenen an der Kehle und schrie: „Soll ich Dich dem Henker überliefern? soll ich Dich erwürgen?"

Ahasver. Vergiß nicht, wer ich bin und wer Du bist, und spare Dir vergebene Mühe! Der böse Geist hat sein Recht und seine Macht über Dich; ihn zu vernichten vermag weder Caligula noch irgend ein Sterblicher, weder der größte noch der kleinste. Der böse Geist lebt im bösen Menschen, wie eure Dryade im Baum, und lebt fort, so lange er selbst lebt.

Caligula. Ich weiß es, Du bist erfahren in mancher Zauberkunst. Willst Du eine gefährliche Probe

Deines mächtigen Blendwerkes wagen, riesiger Trugkünstler?

Ahasver. Jede, wofern Du noch eine bedarfst, obschon Proben nur dem Ungeprüften ziemen.

Caligula. Ich lasse Dich den wilden Thieren vorwerfen.

Ahasver. Heute um Mitternacht! Wir haben Vollmond, und die Bestien mußten heute Hunger leiden, um ihren Grimm für den morgigen Kampf zu steigern.

Caligula. Es sei!

Ahasver. Doch in Deiner Gegenwart. Du selbst sollst Zeuge sein, daß Ahasver unversehrt bleibt; ich aber werde Zeuge sein Deines Untergangs.

In Caligula's Innerstem loderte die Glut eines Ingrimmes auf, den er sorgfältig zu verbergen und in das spöttische Lächeln erhabenen Mitleids zu kleiden suchte. Er versprach, den Ahasver um Mitternacht in den großen Circus zu begleiten, jedoch mit der beigefügten Drohung, daß er, wenn er unterliege, dann keine Gnade zu hoffen habe.

Caligula bot nun vielerlei Mittel auf, die wilden Thiere zur Wuth zu reizen. Er ließ einigen derselben durch gewürzte Getränke das heiße Blut noch mehr erhitzen, andere durch die Wärter aus Verstecken mit Stacheln verwunden.

So kam die mondhelle Mitternacht heran. Beide wandelten ohne ein Wort zu sprechen, durch die in Rom herrschende Todesstille. Caligula fühlte sich öfter von eisigem Schauer durchdrungen, aber der Gedanke, daß er eine That

genialen Muthes vollbringe, und die Hoffnung, sich desjenigen zu entledigen, der allein unter allen Bewohnern Rom's ihm Furcht einflößen konnte, erhob den sinkenden Muth wieder.

Der Vollmond über dem Circus stehend und mit bleich-ernstem Antlitz hinabschauend, als wäre er dessen Wächter, übergoß die Sandebene der Arena mit taghellem Licht, dessen Schimmer durch die, von dem Obelisk und den drei Pyramiden geworfenen Schlagschatten noch mehr hervorgehoben wurde.

Die unheimlichen, häßlichen Gestalten der Bestien wandelten mit dumpfem Gebrülle und unterdrücktem Geheule über die Arena schauerlich dahin, gleich bösen Dämonen, die sich in Thiergestalten hüllten. Einige derselben hatten mit einander schon Kämpfe auf Tod und Leben bestanden; manche lagen blutig und leise ächzend dahingestreckt.

Als Ahasver und Caligula in den weiten Raum eintraten, entstand plötzlich eine tiefe Stille. Caligula suchte vergebens die Furcht zu verbergen, die sich seiner bemächtigte; das heftige Zittern verrieth sie. Ahasver schien es nicht zu bemerken; er führte den Schweigenden schweigend über die, auf einem Nebenwege angebrachte Treppe zur Erhöhung der Tribune. Als sie den sichern Ort erreicht hatten, sagte er: „Cäsar! vor den Thieren zitterst Du; die Menschen mißhandelst Du. Vor dem Tiger schreckest Du zurück; den Menschen bist Du selbst ein Tiger. Erblicke in diesen Thieren das Bild der Leidenschaften, die in Deinem Innern toben!"

Caligula erwiederte: „Schweig und handle! Nicht die kecke Stimme Deiner Weisheit zu hören, sondern Deinen Muth zu erproben, bin ich hier."

Ahasver stieg in die Arena hinab. Vergebens versuchten versteckte Leute die Thiere durch Stiche mit Spießen und auf andere Weise heimlich zum Ausbruch ihrer Blutgier aufzureizen. Ahasver ging mitten durch ihre Schaaren, ungehindert und unverletzt.

Nachdem beinahe eine Stunde verflossen war, trat Ahasver vor die Tribune und sagte! „Dieser Beweis, daß ich Deine Drohung, von den wilden Thieren zerrissen zu werden, nicht zu befürchten habe, möge Dir genügen. Sie ehren mich, ihren Meister, mehr, als Dich Deine Sclaven. Sinne auf keine andere Todesweise! Es wäre vergebens. Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Ich hasse das Leben, und muß den Fluch seiner Last tragen; Du liebst es wie ein Wahnsinniger, der sein eigenes Kind erwürgt. Zittern aber mögen wir Beide, denn gezählt sind meine Jahrhunderte und Deine — Tage."

Caligula eilte mit hastigen Schritten von der Tribune. Am Eingang in den Circus standen Soldaten der Leibwache. Caligula sagte zu Ahasver, als er dessen Befremden über diese unerwartete Erscheinung bemerkte:

„Glaubtest Du, Thor, ich würde Vertrauen setzen in Dich oder in irgend einen Menschen? Ein lustiges Gaukelspiel ist das Leben, und zu purpurrothen Glanzgestalten paßt mitunter wohl auch ein schwarzer Zauberer aus Judäa oder Aegypten! Hast Dich gut gehalten."

Caligula ging, umgeben vom Waffengerassel der Leibwache; Ahasver brachte die Nacht im Circus zu.

XIII.

Die Liebschaft mit der Göttin.

Als Caligula am nächsten Morgen erwachte, und die Scenen aus dem nächtlichen Schauspiele im Circus, nachdem sie ihm schon im Traumleben erschienen waren, nochmal vor seiner Seele dahinzogen, glaubte er weit mehr gefährdet gewesen zu sein, als er es wirklich war. Dies bewog ihn, seine Rettung dem Beistande höherer Mächte zuzuschreiben. Nach längerem Sinnen stieg in ihm endlich der Gedanke auf, es unterliege keinem Zweifel, daß Jupiter, dem er als Herrscher so nahe stehe, und Luna, die in ihrem Silberwagen am Himmel verweilte, um auf ihn herabzublicken und die Arena mit dem vollen Glanze ihres Lichtes zu erhellen, die unmittelbaren Beschützer seines Lebens seien. Die Folge dieses Wahnes war, daß er sich in der nächsten Senatssitzung nicht nur für einen Bruder Jupiter's, sondern zugleich auch für den neuen Endymion und Geliebten der Göttin Luna erklärte. Im Wahnsinn seiner stets aufgeregten Phantasie, deren tolle Ausgeburten er oft mit der Wirklichkeit verwechselte, an dieses Trugbild fest glaubend, fragte Caligula einen Senator, ob er nicht so glücklich gewesen sei, die Göttin mit ihm sprechend und liebkosend wahrzunehmen.

Der Befragte, ein Meister in der Kunst zu schmeicheln, antwortete: „Nur Göttern ist es gegeben, Götter zu sehen."

Den Einwohnern Jerusalems hatte Caligula schon vor einiger Zeit den Befehl zugesendet, sein kolossales vergoldetes Bildniß zur öffentlichen göttlichen Verehrung im Tempel aufzustellen. Nun ließ er auch in Rom seiner eigenen Gottheit einen Tempel bauen; in dem er als römischer Jupiter verehrt wurde, und tägliche Opfer erhielt. Die Reichsten und Vornehmsten bewarben sich wetteifernd um die Ehre, als Priester des neuen Gottes aufgenommen zu werden, und es war ihr eifrigstes Geschäft, die Statue täglich so zu kleiden, wie der Gott selbst gekleidet war. Caligula erschien nun öffentlich mit übergoldetem Bart, einen Blitzstrahl in der Rechten haltend. Er ließ sich sogar große Donnermaschinen verfertigen. Brach nun ein Gewitter über der Stadt los, so erregte auch er ein donnerähnliches Gepolter und schleuderte große, mit brennbaren Stoffen umgebene Steine als Blitze und Donnerkeile in die Luft. Dabei rief er wiederholt den homerischen Vers: „Nieder donnere Du mich oder ich Dich!"

In heitern Mondnächten gab er sich aber einem lieblicheren Wahnsinne hin. Er ließ sich im Garten ein weiches Lager von Gold- und Purpurkissen bereiten, mit betäubenden Wohlgerüchen gefüllt. Leises Flötenspiel ertönte in wohlberechneter Entfernung. Halb wach, halb träumend, erwartete er hier Luna's Besuch. Seine erhitzte Phantasie sah die Göttin dann vom Himmel zu ihm herabsteigen; er sprang

empor, zog sie in seine Arme, küßte sie, und schwelgte im Entzücken.

Man sagt, Cäsonia habe dabei manchmal die Stelle der Göttin Luna vertreten, ohne ihren Endymion zu enttäuschen.

Als die Juden den Befehl erhielten, Caligula's Statue im Tempel zu Jerusalem zur öffentlichen Verehrung aufzustellen, beschloßen sie, das Mögliche zu versuchen, und selbst das Aeußerste, einen Aufstand, zu wagen, um diese Entweihung des Allerheiligsten abzuwenden.

Eine Gesandtschaft traf in Rom ein. Sie wurde dem Imperator auf dem Marsfelde, zwei Reihen bildend, vorgestellt. Auf der einen Seite standen Greise, Männer und Jünglinge, auf der andern Matronen, jüngere Frauen und Mädchen aus Judäa.

Ahasver hatte alle seine Beredsamkeit aufgeboten, um die Juden dem Imperator als ein unruhiges und verwegenes Volk zu schildern, und ihn gegen sie und ihre Bitte einzunehmen. Ahasver, der menschenfeindliche, haßte seine Landsleute ohne eine andere Ursache, als weil Jerusalem der Schauplatz seines Verbrechens gegen die, dem Gesetz der Liebe zum Trotz, in der Menschheit beleidigte Gottheit war, und die schauderhafte Rückerinnerung an jenen Frevel ihn zu den widrigsten Empfindungen aufstachelte. Er wollte dem Imperator folgen und auf die Flehenden einen Strom der bittersten Schmähungen ausgießen. Als er aber die von den Beschwerden der langen Reise entstellten, von Angst und Sorge abgehärmten Gestalten der

Hebräer erblickte, ergriff ihn heftiger Schrecken; er vermochte den Anblick nicht zu ertragen, und entfloh, ohne sich ihnen zu nähern, mit wilder Hast, Verwünschungen ausstoßend gegen Jene und gegen sich selbst, doch in der festen Ueberzeugung, Caligula werde ihre Bitte nicht gewähren.

Die Juden begrüßten den Kaiser, welcher eben von der Besichtigung einiger seiner, in der Nähe der Stadt gelegenen Paläste und Gärten kam, in tiefster Ehrfurcht. Caligula ging an ihnen vorüber wie ein Zerstreuter, der nicht bemerkt, was in seiner nächsten Umgebung vorgeht. Plötzlich stand er stille, kehrte zurück und heftete zornfunkelnde Blicke auf die Betroffenen. Dann rief er ihnen mit gewaltiger Stimme zu: „Verwegenes, unruhiges, Aufruhr sinnendes Volk! Ihr allein habt es gewagt, die mir gebührenden Opfer zu unterlassen, wo alle Völker den Göttern ihre Gaben für meine Erhaltung darbrachten? Ihr allein wagt es, mir, dessen Gottheit alle Völker erkennen, göttliche Verehrung zu versagen? Und ihr, Verhaßte, erfrecht euch nun, trotzend vor meinen Augen zu erscheinen? Fort aus meinem Angesichte! Flieht, so schnell ihr es vermögt! Die Strafe wird euch dennoch ereilen.“ —

Ein Greis, der Führer der Schaar, wollte seinen Vortrag beginnen; Caligula gebot ihm zu schweigen. Da warfen sich Alle, des Todes gewärtig, zu Boden. Klaggeschrei erhebend, ergoßen sie sich in Thränen und hielten die Hände rückwärts, als ob sie gebunden wären. Die Weiber bewarfen sich die Häupter mit Staub; die Männer

rissen sich die Haare vom Haupt und aus dem Bart. Caligula ließ seine Augen lange auf ihnen ruhen; plötzlich aber brach er in ein schallendes Gelächter aus. Nachdem er endlich den Lachkrampf bemeistert hatte, entließ er die Gesandtschaft mit den Worten: „Bedauernswürdige! Ihr scheint mir nicht sowohl bösartig, sondern des Verstandes beraubt zu sein; denn nur einem Verrückten kann es unbegreiflich sein, daß mein Wesen göttlicher Natur ist, mithin göttliche Verehrung erheischt.“ —

Die Juden sprangen in dem Augenblick, da Caligula ihnen voll Abscheu den Rücken wendete, vom Boden auf, und entflohen wie eine verscheuchte Schaar von Krähen. Der scharfe, gellende Laut ihres Freudengeschreies glich dem Geheule des Wehrufes.

XIV.

Das Todtenbein.

Caligula fuhr fort, Unsinn auf Unsinn, Gräuel auf Gräuel, Verschwendung auf Verschwendung zu häufen, mit dem Eigenthum und Leben der Römer nach grenzenloser Willkür schaltend. So bildete er sich selbst sein böses Schicksal, das ihn mit einem Schlage an sein Ziel schleuderte, indem der von ihm mißhandelte Genius der Menschheit sich plötzlich riesengroß erhob, und der Muth der Verzweiflung das Schwert des Todes schwang.

Eine mächtige Partei hatte sich verbündet; an ihrer Spitze standen jene Männer, deren Versammlung wir im Haine der Nymphe Egeria beigewohnt haben.

Caligula traf in seinem Palaste ungeheure Vorbereitungen zu einem Feste, bei dem Verschwendung und Pracht und Schwelgerei Alles übertreffen sollten, was Rom bisher gesehen hatte.

Eben diesen Tag des üppigsten Lebensgenusses hatten jene Verbündeten zu Caligula's Todestage bestimmt. Die geladenen Gäste bildeten ein häßliches Gemische von grimmigen Feinden und sclavischen Schmeichlern. Zur Ausführung des Mordes war der Augenblick bezeichnet, da Ahasver in dem festlich geschmückten Saale erscheinen werde. An der obersten Tafel saß Caligula, neben ihm, doch zu seinen Füßen, Pomponius Secundus. Da Caligula nicht nur der Schwelgerei, sondern auch den Schwelgern hold und den Schmeichlern so geneigt war, daß keiner derselben die Unverschämtheit zu weit treiben konnte, so beschäftigte sich jener Ehrenmann ausschließend damit, jetzt Speisen und Weine auf die Gefahr des Erstickens hinabzuschlingen, dann, mit schneller Wendung, die Füße des Gebieters zu küssen. Der Kriegstribun Cassius Chäräa und seine Mitgenossen sahen dies mit solchem Abscheu, daß sie sich kaum zu beherrschen vermochten. Ahasver trat ein. Elektrisches Feuer durchzuckte bei seinem Anblick die, vom wild kreisenden Blut geschwollenen Adern der Verschworenen.

Das Mahl war geendet. Caligula rief den Schauspieler Apelles und die Mimen Mnester und Laureolus,

um die Aufführung einer, von einem obscuren Dichter verfaßten Tragödie „Herkules in der Unterwelt" zu beginnen, worin Caligula selbst die Hauptrolle spielen wollte. Als er den Befehl dazu ertheilte, richteten sich die Augen aller Verschworenen auf den am Eingange des Saales stehenden Ahasver, der nun mit dumpfer Stimme sprach: „Das Trauerspiel beginne! Er sei der Held des Stückes, mit dessen Tod es ende!" —

Chäräa zog das Schwert, flog durch die Reihen der Gäste und durchbohrte Caligula's Brust. Ihm stürzten die Verschworenen nach. Kaum eine Minute war verflossen — und Caligula stürzte todt auf den Marmorboden. Sein Blut quoll aus dreißig Stichwunden.

Stumm und starr standen die Gäste, die aus ihrem besinnungslosen Staunen erst dann erwachten, als Ahasver ihnen zurief: „Seht hin! Er ist doch kein Gott! Gedenket nun seiner Worte: „„Hätten doch alle Römer nur einen Hals, damit ihre Köpfe mit einem Streiche fielen!"" —

Ahasver trat nun mit verzerrten Mienen vor die Leiche und höhnte: „Du hattest nur einen Hals; desto mehr Hände hatten wir. Fahre hin zur Hölle, und sende Rom einen würdigen Nachfolger! So spricht Ahasver, der Cäsaren böser Genius!" —

Ahasvers Schreckensgestalt schritt aus dem Saale durch die Marmorgruppen der vom Entsetzen gefesselten Gäste. Selbst die Mörder durchdrang der von einem bösen Geiste ausgehende Schauder.

Die Soldaten der prätorianischen Leibwache waren dem Herrscher ergeben, da er, ihrer stets bedürfend, sie reichlich bedachte, und ihren Ausschweifungen freien Zügel ließ. Als sie jetzt die Kunde des Mordes erfuhren, rannten sie tobend durch die Stadt, um die Mörder aufzusuchen und zu tödten. Auf einer Anhöhe stellte sich Chäräa, der Hochgeachtete, den wilden Schaaren entgegen und rief ihnen zu: „Mir gebührt der Ruhm, durch den ersten Todesstoß Rom von einem Unmenschen befreit zu haben!" Die Soldaten staunten und entfernten sich schweigend.

Caligula's Leichnam wurde eilig und in der Stille auf einem in den Laminischen Gärten errichteten Scheiterhaufen verbrannt, beerdigt und mit Rasen bedeckt.

Noch war das Leichenfeuer nicht erloschen, dessen Glut ein düsterrothes Licht umher verbreitete. Schauerlich angestrahlt, schlich eine dunkle Gestalt, zitternd und gebückt, dahin; sie verbarg sich, lange hin und her irrend, endlich hinter einer dunklen Stelle des schwächer lodernden Scheiterhaufens.

Ahasver schritt wie ein Geist der Nacht aus dem schwarzen Gebüsche hervor. Sein bleiches Gesicht vom Wiederschein der hinsterbenden Flammen erglühend, bestieg er den Scheiterhaufen, stieß mit den Füßen in die funkensprühenden Brände, wühlte mit den Händen herum, zog ein unversehrt liegen gebliebenes Bein hervor, hielt es hoch empor, und umkreiste den Rogus.

Als er an die Stelle kam, wo jene dunkle Gestalt sich

verborgen hatte, vernahm er ein ängstliches Gewimmer und die Worte: „Geist der Hölle! tödte mich nicht! Schone meines Lebens!"

Ahasver fragte ihn, wer er sei; als keine Antwort erfolgte, riß er das von Fieberfrost zitternde Wesen mit kräftigem Arm empor, und zog es zu einer noch brennenden Stelle. Es war Claudius, der fünfzigjährige Oheim des gemordeten Caligula. Von Furcht betäubt, geberdete er sich wie ein Blödsinniger; er fiel auf die Knie, umschlang Ahasver's Füße, und flehte mit gebrochenen Worten nochmal um sein Leben.

Ahasver's Blicke weilten lange auf dem Manne, der, vor ihm kniend, das Haupt mit geschlossenen Augen zu Boden senkte. Endlich brach er in wildes Gelächter aus, hob den Wehklagenden auf und sagte: „Aus Caligula's Leichenfeuer kommst Du? Recht so! Du bist der Mann, wie das erbärmliche Rom ihn bedarf. Gleiches gesellet sich gern. Sei willkommen, Imperator, Caligula's würdiger Nachfolger!" —

Ahasver gab dem staunenden Claudius den aus dem Brande aufgewühlten Knochen Caligula's in die Hand, ihm ins Gesicht grinsend, mit den Worten: „So sollst Du herrschen!" —

Jetzt ermannte sich Claudius. In dem Augenblicke, da seine Hand den Todtenknochen ergriff, schien ein neues Leben in ihm zu erwachen. Eine Schaar der Leibwache kam herbei, den Vermißten, dem sie geneigt waren, zu suchen und zu schützen. Ahasver rief ihnen zu: „Seht hier

Caligula's Oheim! Empfanget aus meinen Händen den Nachfolger! Führt ihn im Triumphe in den Palast!" —

Die Soldaten hoben ihn auf ihre Schilder, trugen den Betäubten in die Stadt und begrüßten ihn als Imperator. Am folgenden Morgen begrüßte ihn auch das versammelte Volk. Ahasver setzte ihm das Diadem auf die Stirne. Niemand wußte, wie es dahin kam.

Inhalt.

Dritte Zeitperiode.

Gedruckt bei C. Ueberreuter.


Stanford University Libraries
3 6105 015 302 867



